Wirtembergiſches

Repertorium

der

Litteratur.

Eine Vierteljahr-Schrift.

Erſtes Stück.

Auf Koſten der Herausgeber.

1782.

Universitets-
Biblioteket
i Lund

Ad
Bibl.
Acad.
Lund.

Vorbericht.

Unſre Hauptabſicht mit dieſer neuen periodiſchen Schrift iſt Ausbildung des Geſchmacks, angenehme Unterhaltung und Veredlung der moraliſchen Geſinnungen. Die Gegenſtände der Abhandlungen ſind daher allein aus der Philoſophie, Aeſthetik und Geſchichte. Ihre Auswahl und ihre Behandlung ſoll, wie wir uns wenigſtens bemühen, die Aufmerkſamkeit des größten Theils der Leſenden verdienen. Was von Hiſtorie erſcheinet, iſt entweder aus

der Geschichte der Menschheit, des Vaterlandes, oder eines ehrwürdigen Karakters, und wird nicht sehr bekannt seyn. Aus der Philosophie sollen vorzüglich solche Betrachtungen geliefert werden, welche einen nahen Einfluß auf das System unsrer Denkart und also auf die Gründung des Karakters haben. Dinge, nicht allgemein interessant, abgedroschene Meinungen, fakultätische Aufsäze und dergl. werden wir zum Vortheil des Publikums nie, ungeachtet der Weise unserer ungezählten Brüder und Vorgänger, in dieser Sammlung aufnehmen.

Den Aufsäzen wird aus obigen angeführten und einigen andern Gründen, eine Bibliothek angehängt, welche aber auf Wirtemberg allein eingeschränket wird, für welches Land überhaupt unser Werk angelegt ist. In den Beurtheilungen werden wir immer mehr die

Fehler

Vorbericht.

Fehler rügen als die Schönheiten preisen, und das aus dem besten Vorsaz. Ein Schriftsteller, der weniger auf die Nuzbarkeit und innre Fürtreflichkeit seines Werkes, als auf die Loberhebungen der gewöhnlichen Zeitungsflutterer achtet, ist in unsern Augen ein verächtliches Geschöpf, den Apoll samt allen Musen aus ihrem Reiche stossen sollten. Wenn übrigens einige der beurtheilten Herren mit unserm Urtheil unzufrieden seyn sollten, so stehet ihnen zu ihrer Rechtfertigung unsre Schrift offen. Ausser diesem erscheint noch allemal eine kurze Lebensgeschichte eines merkwürdigen Wirtembergers, wobei man immer mehr Rücksicht auf bürgerliche als gelehrte Verdienste nehmen wird. Aus Mangel des Raums ist dießmal die bestimmte Biographie ausgelassen worden.

Jedes

Vorbericht.

Jedes Vierteljahr erscheint ein Stück von ungefähr 12 Bogen. Wer interessante, besonders vaterländische Aufsätze, Anekdoten und Lebensgeschichten im Stillen verdienter Männer einsenden will, der beliebe sie der Eckebrechtischen Handlung in Heilbronn, oder wenn es ihm näher ist, der Stettinischen in Ulm zuzustellen.

Inhalt.

Die grauſame Tugend, Seite 1.

Von der Gewohnheit verſchiedener Völker, die wegen Gebrechlichkeit, Alter und andern Zufällen, unbrauchbare Perſonen zu tödten. S. 72.

Ueber das gegenwärtige teutſche Theater. 1782. S. 93.

Etwas von Kaiſer Max dem Erſten. S. 106.

Der Spaziergang unter den Linden. 1782. S. 111.

Von den altteutſchen Zweikämpfen zwiſchen Männern und Weibern. S. 120.

Joſeph der Zweite, eine Erſcheinung. S. 126.

Schreiben eines ſchwäbiſchen Paters an einen Reiſenden, nach einer halbſtündigen Bekanntſchaft. S. 132.

Abhandlung über die Räuber, ein Schauſpiel von Friedrich Schiller. 1782. S. 134.

Anhang dazu. S. 165.

Auszug eines Schreibens über einiges im Schwäbiſchen National-Karakter. S. 169.

Wirtembergiſche Briefe, S. 177.

Wirtem-

Inhalt.

Wirtembergische Bibliothek.

Schwäbischer Musenalmanach auf 1782. von Ständlin. S. 189.

Manine, aus dem Franzöſiſchen. S. 192.

Die Gedichte Oſſians, neu verteutſcht. S. 193.

Wirtemberg und Limpurg von Preſcher. S. 195.

Kaſualgedichte eines Wirtembergers. S. 196.

Klemms neuer Atlas für die Jugend S. 199.

Geſchichte der teutſchen Nationalneigung zum Trunk. S. 201.

Vermiſchte teutſche und franzöſiſche Poeſien. S. 205.

Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Schwaben, 3tes Stück. S. 208.

Ständlins vermiſchte poetiſche Stücke. S. 209.

Schwabs philoſophiſche Prüfung ꝛc. S. 213.

Anthologie auf das Jahr 1782. S. 214.

Die grauſame Tugend.

Die handelnde Personen.

Timophanes, Tyrann von Corinth.

Timoleon, sein Bruder.

Ephorus, ein Philosoph.

Aeschylus, Schwager von Timophanes und Timoleon.

Aspasium, des Timophanes Gemalin.

Der junge Timophanes, des Tyrannen Sohn.

Timoleons Bruder, Timophanes, hatte mit Hülfe der Miethsoldaten, die gegen die Argiver und Cleonäer gebraucht worden, die Vornehmste vom Volk und Senat ermordet, und die Herrschaft von Corinth an sich gerissen. Timoleon, der edelste Mann seiner Zeit, der indessen doch seinen Bruder, ohne seine Absichten zu ahnden, immer unterstützt, und ihm sogar einmal mit Gefahr seines eigenen Lebens das Leben gerettet hatte, bath, beschwur, bedrohte ihn zu wiederholten malen, die Tyranney niederzulegen; und da Timophanes immer hartnäckig blieb, und seinen Bruder mit seinen Freunden verachtete und verspottete, so verband sich dieser endlich mit Ephorus einem Philosophen, und Aeschylus, dem Gemal ihrer Schwester, den Tyrannen zu ermorden. Sie giengen an einem Tage alle drey in sein Zimmer, Timoleon beschwur ihn aufs neue, und da Timophanes immer fortfuhr, zu spotten, und sie endlich gar bedrohte, so gieng der erstere hinaus, verhüllte sein Gesicht, und Aeschylus und Ephorus brachten ihn indessen nach der genommenen Abrede ums Leben.

Ich habe aus dieser Geschichte ein Drama ausgearbeitet, von dem ich diejenige Scenen, die den Kampf des Timoleons zwischen Bruder- und Vaterlandsliebe schildern, nebst denen zunächst damit zusammenhangenden, hier vorlege, in der Absicht, die darauf folgende Abhandlung über diesen Kampf der Seele, anschaulich zu machen. Es versteht sich von selbst, daß ich mir bey der ganzen Ausführung die Freyheit genommen, von der Geschichte abzugehen.

Aus dem ersten Act.

I. Timoleon, allein.

Unglückseligster der Menschen — Mein Auge kann sich nicht schliessen, hier irr ich umher, wie ein Gespenst, das die Mitternacht ausgespien; ich kann nicht sizen, nicht gehen, nicht wachen, nicht schlafen, immer verfolgt mich die schreckliche Erinnerung: Mein Vaterland in Sclaverei durch meinen Bruder — Götter, ach durch mich selbst. (steht eine Zeitlang nachdenkend) Warum zittere ich so, warum schlägt diß Herz so ängstlich? — Ja, das wäre ein Mittel, schon lange arbeitet der fruchtbare Gedanke sich aus meiner Brust hervor, das einzige untrügliche Mittel, Corinths Schande auf ewig zu tilgen. (er zittert stets stärker.) Fy, fy, bin ich schon so feig, so sclavisch geworden, vor dem blosen Gedanken zu beben, kann ein Gedanke Blut vergiessen, oder die blose Vorstellung einem Tyrannen die Brust durchstosen — und doch wünscht' ich, sie könnt' es.

II. Ephorus, hinzu.

Ephorus. So unmuthsvoll, so wild, der gute sanfte Timoleon!

Timoleon. Weh dem, der jezt sanft und gut seyn könnte!

Ephorus. Ich suche meiner Freunde Geheimnisse nicht, wenn sie mirs nicht selbst sagen.

Timoleon. Ach daß es ein Geheimniß wäre, ein eigenes, verborgenes Leiden —

Ephorus. Wirst du dann nicht wieder den Senat besuchen, Timoleon?

Timoleon. Entweihe den ehrwürdigen Namen nicht, Corinth hat keinen Senat, nur eine Versammlung von Sclaven.

Ephorus. Aber wirst du's dulden, Timoleon, daß Corinths Senat eine Versammlung von Sclaven ist.

Timoleon. Nein, bey meiner Seele nicht, nein.

Ephorus. Du willst also keinen Tyrannen?

Timoleon. Nein, nein.

Ephorus. Und selbst deinen Bruder nicht?

Timoleon. Auf dem weiten Erdboden keinen weniger.

Ephorus. Laß dich umarmen, nicht mehr blos guter, auch erhabener, grosser Mann. Aber sage, wie es anzufangen, wollen wirs ihm ausreden?

Timoleon. Umsonst, umsonst.

Ephorus. Du hast recht, Ueberredung, Güte hilft nichts. Also Gewalt, wollen wir eine Armee gegen ihn aufbringen?

Timoleon. Er hat die Miethſoldaten, die Bürger, die Feſtungen, Geld, wir nichts —

(Timoleon wird immer unruhiger.)

Ephorus. Ich bin überzeugt, alſo wollen wir ihn ins geheim gefangen ſezen.

Timoleon. Unſinniger, um das ganze Volk zu empören, und Elend und bürgerlichen Krieg über Corinth zu bringen. (immer unruhiger.)

Ephorus. Und doch willſt du Corinth retten. So ſehe ich nur ein Mittel, warum verzieht ſich ſo dein Geſicht, warum werden deine Blicke ſo wild?

Timoleon. Schweig, ſchweig, ich ahnde dein ſchreckliches Mittel.

Ephorus. Ein einziges, ſcharfes, aber deſto ſicheres Mittel.

Timoleon. Sprichs nicht aus, Unglückſeliger!

Ephorus. Du ſollſt nichts ſelbſt thun, ſollſt nur deine Einwilligung geben, Timophanes muß —

Timoleon. Halt ein, halt ein.

Ephorus. Muß

Timoleon. bey allen Göttern

Ephorus. ſterben.

(Timoleon ſtürzt mit einem unarticulirten Tone des Entſezens fort.)

III. Timophanes, und Aſpaſium, seine Gemalin, erſcheinen.

Timophanes. Wie, meine Gemalin, muß ich dich und meine Kinder in einem fremden Hauſe bey meinem Feinde ſuchen? komm, komm.

Aſpaſium. Flieh! flieh! kein Tyrann ſoll dieſen Mund entweihen.

Timophanes. Was höre ich, bin ich raſend, meine Aſpaſium, die einzige Freude meines Lebens, ſie, deren Herz nur für mich zu ſchlagen ſchien.

Aſpaſium. Ein edles Herz ſchlägt nicht für Feinde des Vaterlands.

Timophanes. Nein, ich traue meinen Sinnen nicht.

Aſpaſium. Edle Mütter von Sparta, ihr habt eure Söhne nicht umarmt, weil ſie von einer verlornen Schlacht weggeflohen waren; Pauſanias edle Mutter, du legteſt den erſten Stein an den Tempel, den Sohn zu ermorden, der ſein Vaterland in Sclaverei ſezen wollte: ſoll eine Bürgerin Corinths, eine Schwägerin Timoleons, weniger edel ſeyn?

Timophanes. Iſt es ſo weit gekommen, auch meine Gemalin unter meinen Feinden! Götter, ihr wißts, nicht aus Stolz, oder unſinniger und laſterhafter Ehrbegierde verſprüzte ich mein und meiner Freunde Blut, ſondern nur, um meine Gemalin

malin die erste aller Griechinnen nennen zu hören, um auf dem würdigsten Haupt auch die erhabenste Belohnung, eine Krone, zu sehen.

Aspasium. Das schändlichste Zeichen eines boshaften Herzens, und der Schande seines Vaterlands.

Timophanes. Komm, komm, sey die Mitgenossin meines Thrones.

Aspasium. Ich will nicht die Mitgenossin deiner Schande und deiner Bosheit seyn.

Timophanes. Hier, nimm meinen königlichen Schmuck, meine Krone.

Aspasium. Pfui, pfui, ich bin ein freyes Weib, ich kann keine Krone sehen. (flieht weg.)

IV. Timophanes, allein.

Ich hätte diesen Firniß von Tugend und Menschenliebe länger beybehalten sollen, durch seinen Verlust hab ich Weib und Kinder, wie die Herzen des ganzen Volks verloren; indeß verblendet Timoleon durch seine Hülfe die Augen aller Menschen, und die elende Betrogene werfen sich, von Liebe gegen ihn bethört, gleich Rasenden in seine Arme; doch wie kann ichs euch übeldeuten, arme betrogene Geschöpfe? hält er nicht mein eigenes Herz meiner besseren Vernunft und Willen zum Troz bezaubert? Er hindert alle meine Unternehmungen,

ich hasse ihn als den erklärtesten Feind meiner Regierung, und doch ist etwas in mir, das meine zärtlichste Gefühle gegen ihn hinreißt, ich verachte seine gepriesene Tugend als weibische Feigheit und Schwäche, oder kindischen Enthusiasmus; und doch ist etwas, das meinen Geist vor dem seinigen niederbeugt. Verrätherische Philosophen, wenn ihr mich betrogen hättet, wenn diese Tugend mehr als Firniß wäre, etwas wirkliches, vielleicht von ächtem, trefflichem Werth, begleitet von Freude und glücklichen Tagen! — Götter, dann wäre auch das Laster etwas wirkliches, begleitet von Jammer und unglückseligen Tagen, dann würde mit dem lezten entflohenen Athem der Erschlagenen nicht auch die Furcht vor ihrer Rache entflohen seyn. (sieht den Timoleon.) Er ists, er ists, welche fürchterliche Bewegung! Es muß eine grosse Ursache seyn, die einen so sanften Mann in diese gräßliche Erschütterung sezt. Ich muß, ich muß — Klugheit, und ach selbst dieses feige, verrätherisch zu ihm übergegangene Herz fodern es, die Kniee vor ihm zu beugen, vor denen sich ganz Corinth anbetend niederwirft.

V. Timoleon, in der heftigsten Bewegung.

Timophanes sterben — Nein, nein, er ist mein Bruder, der Sohn der Mutter, deren Leib mich getragen hat. Timokron, dir schauderte einst, eine

Mücke

Mücke zu tödten, deine Hand bebte zurück, eh sie das niedrigste Würmgen nur unsanft zu berühren wagte, und nun überlegst du, ob du den Dolch in die Brust deines Bruders stosen sollest? Und doch — soll das geliebte Corinth ewig in schändlichen Fesseln schmachten, mein Vaterland der Spott und die Verachtung von Griechenland, und Timodems Name der Abscheu aller Rechtschaffenen seyn. Mein Vaterland foderts zu laut von mir: Timophanes muß sterben. Sterben — Unglückseligster — Einst in meinen glücklichen Tagen war es mein höchster Ruhm, daß jedes fühlende Herz froher bey meinem Namen geschlagen, mein süssester Trost, daß Timodems und Demaratas Namen von Griechenland gesegnet wurden, weil sie den Timoleon geboren. Aber nun! Bald wird das Blut meines eigenen Bruders Rache über mich schreyen, die Seufzer seiner Waisen und seiner Wittwe werden mich anzuklagen, gen Himmel steigen, und meine Mutter wird den Tag, da sie mich geboren, verwünschen. Du bist nicht mehr, geliebter Vater, längst schlummerst du im stillen Grabe: aber wenn das Gerücht die menschliche Handlungen bis zu den unterirrdischen Wohnungen hinunterträgt, so wird das Ungeheure meiner That die Ruhe der Gräber selbst stören, deine starre markloſe Beine werden sich vor Entsezen emporheben, und du wirst die lezte noch übri-

gen

ge Kräfte sammeln, deinen lezten Athem zusammen pressen, um ihn in einem Fluch gegen deinen Sohn auszuhauchen. Mein Vater — mir fluchen — verlaßt mich — herzzermalmende Gedanken, eh meine Seele zerberstet, verlaßt mich.

VI. Timophanes, hereintrettend.

Timophanes. So verstört, Timoleon, komm, ich bitte dich, ich flehe dich an, sey wieder, was du immer warest, mein Freund.

Timoleon. (wild.) Lege deine Tyranney nieder.

Timophanes. Gieb mir nur wieder einen freundlichen Blick, würdige mich nur eines vertraulichen Lächelns.

Timoleon. Lege deine Tyranney nieder.

Timophanes. Nur eines Gespräches, einer Unterhaltung, wie gegen einen Fremden, und ich gebe dir dafür meine halbe Herrschaft.

Timoleon. Verflucht sey deine Herrschaft!

Timophanes. Wie damals, da Timoleon alle meine Schritte leitete, da seine Rathschläge alle meine Handlungen unterstüzten.

Timoleon. Verhaßtes Andenken meiner Verbrechen!

Timophanes. Götter, da er mir selbst mit Gefahr seines eigenen Lebens das Leben rettete.

Timoleon. Meine frevelhafteſte That, die meinem Vaterlande einen Tyrannen erhalten.

Timophanes. Und ſieh, welche Freude würdeſt du unſrer Mutter machen!

Timoleon. Feigherziger Tyrann, zu einem Weibe Zuflucht zu nehmen.

Timophanes. (ſtolz.) Nun, wenn dann alles nichts hilft, ſo ſchwör auch ich bey allen Göttern des Acherons; Diß ſey das leztemal, daß ich meine königliche Zunge entweihe, und bettlend um die Gnade meines Unterthanen buhle. Auch ich will die Eingeweide eines Bruders ausreiſſen, und nur den beleidigten König gegen den aufrühriſchen verräthériſchen Bürger zeigen. (zu den Soldaten.) Soldaten, kündet dem Timoleon an, daß er ſich morgen vor dem Senat ſtelle. (Geht ab.)

Timoleon. Dank dir, daß du den rachedürſtenden Feind, den übermüthigen König zu ſpielen anfiengeſt; Bald hätte meine zu ſchwache Seele der Zärtlichkeit des Bruders nicht länger widerſtanden, und vergeſſen, daß mein Bruder ein König iſt.

VII. Ephorus und Aeſchylus.

Aeſchylus. Mich vor ihm beugen, nein, nein, Tyrann! die Sonne ſoll den ſchändlichen Tag nicht ſehen, da ſich meine freygeborne Kniee vor dir beugen. Diß iſt ein Talent, das vielleicht in Königreichen

Feld-

Feldherren und Minister, aber in Griechenland nur Sclaven besizen.

Ephorus. Sagt' ich dir nicht von Anfang, daß sein Uebermuth jeden Tag zunehmen werde?

Aeschylus. Aber auch, wills der Himmel, unsre Tapferkeit, und unser Haß.

Timoleon. (Ganz sanft und milde scheinend, tritt hinzu.)

Ephorus. Ha! Timoleon.

Aeschylus. Nun was bist du gesonnen, Timoleon?

Timoleon. Auf dem Erdboden lebt kein Sterblicher, den ich liebe wie meinen Bruder.

Aeschylus. Du hast diese Liebe genug gezeigt, mit Gefahr deines eigenen Lebens ihm das Leben gerettet.

Timoleon. Und ich liebte ihn mehr nach jeder Wohlthat, die ich ihm erwiesen; er ist nicht blos mein Bruder, er ist mein Sohn, die süsse Frucht meiner Thaten geworden, seitdem ich ihm das Leben gerettet.

Aeschylus. Ich billige die Liebe gegen den Bruder, aber nicht gegen den lasterhaften, den meinendigen.

Timoleon. Timophanes ist ein tapferer Mann, voll Kühnheit und Muth, seinem Vaterlande Ehre zu machen.

Aeschylus. Aber dieser tapfere Mann hat seine unschuldige Mitbürger umgebracht, hat das Blut der Edelsten vergossen.

Timo-

Timoleon. Grauſamer! Gott, wer weißt diß beſſer als ich?

Aeſchylus. Hat Verbrechen auf Verbrechen, Meineyd auf Meineyd gehäuft.

Timoleon. Schone! ſchone!

Aeſchylus. Und endlich den Gipfel aller menſchlichen Bosheit erſtiegen, und ſein Vaterland unter das Joch gebracht. Corinth ſchmachtet in unwürdigen Feſſeln, wir ſind der Spott aller Knaben von Athen und Griechenland.

Timoleon. Aber er iſt mein Bruder, meiner Mutter Sohn.

Aeſchylus. Warum ſprichſt dann du nicht, Ephorus, ſag, biſt du nicht auch meiner Meinung?

Ephorus. Ich wollte mit Fleiß dich reden laſſen, die Verwandtſchaft gibt dir mehr Recht freymüthig zu ſeyn. Und was kann ich anders ſagen, als was er ſelbſt ſtets mir geſagt? Erinnere dich, Timoleon, wer war es, der ſo oft, und mit ſo viel Nachdruck und Wärme behauptete, daß das Wohl des Ganzen das einzige würdige Ziel des Weiſen ſey, daß jeder ein Thor und ein Frevler, dem Vater, Mutter, Bruder mehr am Herzen liegen, als ein ganzes Land, als ſein eigen Vaterland, und daß man nicht blos Vergnügungen, ſondern auch ſelbſt die ſonſt heiligſte Pflichten einer vielleicht verhaßten, grauſam und abſcheulich ſcheinenden, aber doch höhern Pflicht aufopfern müſſe?

Timo-

Timoleon. Mein Bruder! mein Bruder!

Ephorus. Ich wiederhole nur deine eigene Worte: Daß oft die Lorbeere des Tugendhaften, wie des Helden, um so ruhmvoller seyen, je mehr sie ins Blut seiner liebsten Freunde getaucht worden, und daß der Barbar Brutus, der seine eigene Söhne dem Vaterlande geschlachtet, alle Epaminondas und Aristides hinter sich zurücklasse.

Timoleon. Ach mein Bruder! mein Bruder!

Ephorus. Und denkst du nicht mehr jener grosen feyerlichen Stunde: Es war eine tiefe, furchtbar, finstere Nacht, schaudervolle Todtenstille durch das öde Gefilde, da saßen wir einsam, ich und du im Hain der Minerva, unter ihrer ältesten und höchsten Eiche; da schwurst du, jeden deiner Gedanken, jeden keimenden Wunsch deiner Seele der Tugend zu weihen: da riefest du allen Göttern deinem grosen Vorsaz beyzustehen, und foderteſt die Furien der Hölle auf, die leiseſte Untreue gegen die Tugend zu rächen.

Timoleon. Götter, ich weiß, ich weiß, aber diese Stimme der Natur in mir, dieser warnende Ruf der Götter, Timoleon morde deinen Bruder nicht.

Ephorus. Warlich Timoleon philosophirt wie seine Amme. Höre nur deine eigene Antwort wieder an: Es gibt keine Stimme der Natur, keinen warnenden Ruf der Götter, als nur einen: Thue das beste; alles übrige ist Schwärmerey.

Ein-

Einbildung, Aufwallen einer kleinen ſchwächlichen Seele, um kleine Mädchen, oder arme Weibchen zu ſchrecken.

Timoleon. Und dieſe Furien, die ſchon jezt mich foltern, die mich dann zermalmen würden!

Ephorus. Kann der Liebling der Socrates an ſolche Dinge glauben? Jupiter ſendet die Furien, um böſe Handlungen, nicht die verdienſtvollſte, die tugendhafteſte zu ſtrafen; und wo ſie dich auch plagten, würden ſie dich nicht mit Recht und alſo noch ſtärker plagen, wenn du dein Vaterland erſt in Sclaverei ſtürzen helfen, und nun darinn ſchmachten lieſſeſt? Timoleon, es gibt ſo ſonderbare Fälle des Lebens, wo man, man mag thun oder unterlaſſen, ſo oder anders handeln, doch ſtets der Reue, oder wenigſtens tauſend nagenden Schmerzen unterworfen iſt. Dann hat der Weiſe kein anders Mittel, als das rechtmäſſigſte zu wählen, und die vielleicht auch aus dieſer Wahl quillende Schmerzen, ſo gut er kann, zu verbannen, oder zu ertragen. Kurz, mein Freund, wenn dich dieſe Furien von einer groſſen That abhalten, was iſt das anders, als du mögeſt nicht rechtſchaffen handeln, aus Furcht, es möchte dir Verdruß zuziehen, was anders, als die Entſchuldigung jeder gemeinen Menſchen-Seele? Timoleon, nimm diß Wort zurück, oder du ſtrafſt ganz Griechenland Lügen, das dich bisher für mehr als gewöhnliche Menſchen gehalten hat.

Aeschylus. Nun Timoleon —

Timoleon. Ich kann nicht.

Aeschylus. Wir sind betrogen, schändlich von ihm betrogen. Timoleon, von diesem Tag an siehst du mich nicht mehr.

Ephorus. Noch mich.

Timoleon. Bleibt, bleibt.

Ephorus. Keinen Augenblik mehr. (wollen abgehen)

Timoleon. Gott! Gott! die Furien zermalmen mich, die Hölle foltre den unglücklichen Timoleon, Corinth sey — frey. (er fällt sprachlos nieder.)

Ephorus. Grosser, erhabener Mann, die seelige Götter des Himmels werden mit Entzücken auf der Grösse deiner That verweilen, und, wenn Götter beneiden könnten, die Erde beneiden, daß sie einen Timoleon hat.

Timoleon. Verzeiht mir, verzeiht mir, Freunde! daß ich das Opfer mit Thränen nezе, es ist Schwachheit, weibliche Weichheit: aber mein Herz erträgts nicht; Er ist mein Bruder, meiner Mutter Sohn.

Aeschylus. Diese Thräne dem Bruder, aber die muthvolle Hand dem seufzenden Vaterlande; nur keinen Rückfall mehr, Timoleon.

Timoleon. Nein, nein, mein Herz ist nur schwach, nicht niederträchtig; hier schwör ich euch bey den Göttern des Himmels, die in diesem Augenblick erwartungsvoll auf unsere Entschliessungen herunter schauen, und jede Lüge und Meineyd rächen

chen werden. Dieſer Mund ſoll keine Speiſe mehr nehmen; dieſes Geſicht ſich nicht mehr waſchen, und mein ganzer Leib nie mehr des ſüſſen Schlafes genieſſen, ſo lange Corinth — einen Tyrannen hat.

Ephorus. Heil dir, Corinth! mit dieſem einzigen Worte ſind alle deine Tyrannen geſtürzt, alle Laſter zu Boden getretten.

Timoleon. Nur ein Wort noch, meine Freunde! Ich mache meinem Bruder noch einmal die dringendſte Vorſtellung: legt er dann die Tyranney nieder, ſo iſt uns allen und dem Vaterlande geholfen; thut ers nicht, ſo gehe ich hinaus, und ihr thut, was ihr wollt.

Ephorus. Freunde! dieſe Stunde hat eine That geboren, die noch ferne Jahrhunderte ſchaudernd ſegnen werden. (gehen ab.)

Aus dem zweyten Act.

I. Timoleon allein, die Mitverſchworne erwartend.

Brudermörder, Götter des Himmels, ich kann nicht, ich hatte Muth die groſe abſcheuliche That zu denken, und auszuführen, mein Herz war gegen alle Anfälle der ſchwächlichen Natur geſtählet, aber diß einzige Wort hat allen Muth aus meiner Seele weggewiſcht, alle Nerven mir gelähmt. Brudermörder — eine Hölle von quälenden Scorpionen liegt um das ſchreckliche Wort gelagert, die

Seele des Verdammten zu zermalmen, der es ausspricht; die Abgründe öffnen bey seinem leisesten Laut ihre Schlünde, den Unglückseligen zu verschlingen. Wo stürzt ihr mich hin, wo bin ich, halt, halt, noch sind meine Hände rein, meine Seele unbefleckt, Timophanes soll, soll — (eine Zeitlang in stillem Nachdenken) ach daß er ewig leben sollte! (des Timophanes kleiner Sohn kommt.) So gieng er, so trug er seinen Kopf, so feurig blizten seine grose rollende Augen, so freundlich lächelte er mir, und so heiter! Nie liebten sich Brüder so, wie Timoleon und Timophanes. Selige Gefilde, über die wir damals unsre kleine Armeen führten! glückliche Haine, ich liebe ihn nicht mehr, aber ob ihr mir gleich nur durch ihn reizend geworden, so seyd ihr mir doch jezt reizender als jemals, so erweckt ihr selbst gegen ihn die sterbende Flammen der Liebe. Was sage ich, in meinem Leben hab ich ihn nie geliebt, wie jezt. Götter, wenn jezt ungesehen diß sehnsuchtsvolle Auge auf seinem Anblick ruhen, diese Hand ihn fassen, dieser Mund ihn erreichen könnte! nie hat der Liebende nach der Geliebten geschmachtet, wie ich nach ihm; mein Leben gäb ich um einen Kuß von ihm, eh ich ihn — ermorde. Und doch, es würde nur Falschheit scheinen, was ich mit dem gerührtesten, zärtlichsten Herzen thun würde. — Komm denn du. (küßt ihn.)

Sohn. Nun, drückt mich ja zu tod.

Timoleon. Nein, nein, Timophanes, lieber, bester Timophanes. Sohn.

Sohn. Heiß ja Timoleon. (*)

Timoleon. Nein, jezt muſt wieder Timophanes heiſſen, kein geliebterer Name unter der Sonne, theureſter, beſter Timophanes.

Sohn. Nun doch, thut mir ja weh.

Timoleon. O Timophanes, Timophanes, mein Bruder!

Sohn. Ah! ah! ich fürchte mich.

Timoleon. Timophanes! Timophanes!

(Der Knabe ſpringt fort.)

Timoleon. Geh, geh, länger konnt ichs nicht aushalten, armer Knabe! Wenn dich ſchon meine bloſe Mine ſo ſchreckt, in welchen Abgrund von Jammer wird dich meine That ſelbſt ſtürzen — wie ſchrecklich vergelte ich dir deine Liebe, geh, geh; Ach daß auch er gienge, und ohne mich!

II. Ephorus und Aeſchylus.

Timoleon. Wie? ihr ſchon.

Aeſchylus. Es iſt ſchon halb 9. Uhr.

Timoleon. Preſſer, die ihr ſeyd, könnet ihr's nicht erwarten, vom Blute geſättiget zu werden? die Sonne, von dem kommenden Greuel dieſer Nacht geſchreckt, geht heut früher unter.

Ephorus. Timoleon!

Timoleon. Fort, fort, ihr wißt nicht, wie fürchterlich ſchnell die Stunden fliegen, wenn man einen Bruder zu ermorden hat. Ein

(*) In einer vorhergehenden Scene begehrte der kleine Timophanes aus kindiſcher Naivetät Timoleon zu heiſſen, und dieſer willigte in ſeine Bitte.

(Ein Geschrey.) Timoleon. Was! was!

(Die andere gehen.)

Demarata. Sohn! Sohn!

Timoleon. Demarata!

Demarata. Bist du mein Sohn, meinen Sohn ermorden, meinen Timophanes?

Timoleon. Nein, Mutter.

Demarata. Dieser Leib, der dich getragen, hat auch ihn getragen; die Brust, die du gesogen, hat auch ihn genähret. Fleisch von deinem Fleisch, Blut von deinem Blut!

Timoleon. Um Gottes willen, Mutter.

Demarata. Du hast kein Kind geboren, keinen Mutterschmerzen gefühlt! o hättest du nur den tausendsachen Theil derselben empfunden, du würdest Mitleiden haben, würdest mir meinen Sohn nicht rauben, meinen Timophanes, meinen einzigen geliebten Timophanes.

Timoleon. Mutter, ich hasse deinen Sohn nicht.

Demarata. Du warst ein so gutes Kind: da du zum erstenmale die Augen öffnetest, so waren deine Blicke schon so gut und zärtlich; da du zum erstenmale Mutter stammeltest, so hatte dein Stammeln etwas süsseres und reizenderes, als bey allen Kindern.

Timoleon. Ich bin nicht lasterhaft, Mutter, bey Gott, nicht lasterhaft.

Dema,

Demarata. Bey dieſem Leib der dich getragen, bey dieſen Schmerzen, die ich deinetwegen erduldet! Sieh, ſieh, dieſe Wunde ſchmerzhaft und tödtlich, ich bekam ſie, da ich dich zeugte! ſag, ſag, du tödteſt mir meinen Sohn nicht.

Timoleon. Der Himmel weißt, ich bin unſchuldig.

Demarata. So hebe die Hände auf, und ſchwöre bey allen Göttern des Himmels und der Hölle, bey den modernden Gebeinen deines verſtorbenen Vaters, du wolleſt mir meinen Sohn nicht tödten.

Timoleon. (Steht betäubt ſtill, ohne zu antworten.)

Demarata. Er hebt die Hände nicht auf, er mordet meinen Sohn, Hülfe, Hülfe, Mörder!

(ſtürzt weg, die andern hervor.)

Timoleon. Was ſchweigt ihr, warum ſtarrt ihr mich ſo an, glaubt ihr, ich wanke?

Aeſchylus. Ephorus. Wir fürchtens.

Timoleon. Wer würde nicht wanken?

Ephorus. Du biſt ein Bürger des Staats.

Timoleon. Gott, aber auch Sohn, Bruder.

Aeſchylus. Nur kein Mann.

Ephorus. Götter, nur zu ſchrecklich zeige ich, daß ich ein Mann bin. Kommt, kommt, eh dieſe Seele entmannet wird.

Aeſchylus. Ein neues Abentheuer — (gehen weg.)

Aſpaſium. Timoleon! Timoleon!

Timoleon. Aſpaſium, meine Theure!

Aſpaſium. Ich kann nicht reden, der Athem verläßt mich, ich konnte nicht genug eilen, dir es zu ſagen.

Timoleon. Gott, iſt meinem Bruder ein Unglück begegnet?

Aſpaſium. Verzeih mir meine Verwirrung, Timophanes!

Timoleon. Es iſt gewiß, gewiß.

Aſpaſium. Nein, nein, ſo höre doch.

Timoleon. Mein Bruder! mein Bruder! Gott, warum konnt' ich wenigſtens nicht noch einmal dieſe geliebte Hände drücken, dieſen Mund küſſen, Verzeihung von ſeinen Lippen erflehen? Verfluchte Hände, die mir meinen Bruder geraubt!

Aſpaſium. Du verſtehſt mich nicht, er lebt, Timophanes lebt geſund, wie ich und du.

Timoleon. Er lebt, (anfangs freudig erſtaunt, dann traurig) Götter, er lebt, ach daß er nicht mehr lebte!

Aſpaſium. Ja, Timoleon, er lebt.

Timoleon. Er lebt, ich hätte den Donner, der ihn zerſchlagen, den Blitz, der ihn zerſchmettert, geſegnet, ach ſie hätten der Hölle einen Verdammten entzogen, wenn ſie die Stelle des Bruders verſehen hätten.

Aſpaſium. Du hörſt mich nicht, er will die Regierung niederlegen, o er iſt ſo gut, ſo herrlich, wie in den erſten Tagen unſers Glücks.

Timoleon. (Immer in Gedanken.)

Aſpaſium. Er will die Tyranney aufgeben, nur fodert er gewiſſe Bedingungen.

Timoleon. Die Tyranney niederlegen, Timophanes? (freudig erſtaunt.)

Aſpaſium. Ja, wenn er mit dir wegen gewiſſer Bedingungen einig werden könne.

Timoleon. Alles, alles, was ich habe, was Corinth hat, die Tyranney niederlegen, ſags noch einmal, Aſpaſium, du haſt mich durch ein Wort zum glücklichſten Menſchen gemacht.

Aſpaſium. Was bedeuten dieſe ſchreckliche Bewegungen?

Timoleon. Götter, Götter, mehr als für Leben, mehr als für Ehre danke ichs euch, daß ihr mir meine Tugend, und zugleich meinen Bruder erhaltet.

Aſpaſium. Komm, komm, laß uns nun wieder aufs neue glücklich ſeyn!

Timoleon. Nein, nein, vor dieſem Tage habe ich nie empfunden, was Freude iſt.

Aſpaſium. Laß uns eilen, ich habe meinen kleinen Timoleon auch mitgenommen, und unſre Mutter; Alles, alles iſt wieder glücklich.

Timoleon. Timophanes, liebſter, edelſter Timophanes!

Aus dem dritten Act.

I. Timophanes, allein in ſeinem Hauſe.

Zwey unſichtbare Dolche mich ermorden? gerade mein Traum, es iſt bedenklich, höchſt furchtbar, eine höhere Macht verkündet mir zum voraus mein ſchreckliches Schickſal; Und doch kann es nicht Zufall, beunruhigtes Blut aus Furcht einer Empörung ſeyn? Armſeliger, du warſt einſt zu ſtolz, die Götter zu fürchten, und jezt bebſt du vor Träumen und Geſpenſtern, und Ammenmährchen. Ein Geräuſch am Fenſter vom Wind — Götter helft, helft, (ſich erhohlend) der leichteſte Zephyr jagt mich jezt in kalte Schrecken, mich, der ſonſt beym Donner Jupiters lächelte, und beym Todtengeheul ermordeter Bürger ſcherzte. Bald werd ich ein Weib werden, und mit meiner Amme ſagen, daß ein böſes Gewiſſen ſchlafloſe Nächte mache — (er ſieht etwas blinkendes) Welch ein Schimmer aus dem Winkel dorten: bleich wie eine ſterbende Lampe, wie des Mondes lezter brechender Stral, der auf ein neugebautes Grabmal niederſcheinet, immer röther, immer glänzender, wie neuvergoßnes Blut, das jezt eben aus den Adern eines früh geſchlachteten Jünglings gefloſſen — Furchtbarer, noch furchtbarer! Donnerer dort oben, wie dein Bliz,

wenn

wenn du ihn herunterſendeſt, einen Böſewicht zu zerſchmettern. Götter! Götter! meine Krone — (ſchaudert zurück, indem er ſie aufheben will) Wie? ſchaudern dieſe Knie? Wagt dieſe feige Hand nicht, ein todtes Metall anzurühren? (Er nähert ſich wieder, und ſchaudert wieder zurück.) Nein, nein, eher will ich mit beeden Händen in die Spize von gezückten Schwerdtern greiffen; Noch trieft ſie vom Blute meiner Erſchlagenen, noch klebt an ihr der Todesſchweiß meiner Mitbürger. Götter, vielleicht bald mein Blut! Tritte von Menſchen — Helft, helft! (Er flieht.)

II. Aeſchylus, Ephorus, Timoleon

in Timophanes Zimmer trettend. (*)

Timoleon. Ihr eilt ſo ſehr — ſo ſchrecklich ſchnell.

Aeſchylus. So langſam, wie —

Timoleon. Wie wenn ein Miſſethäter zum Richtplaz geführt wird, wollt ihr ſagen: Götter! Götter! dorthin ich — ich kann nicht.

Aeſchylus. Wie?

Timoleon. Meine Knie zuſammen ſchlagend.

Ephorus. Philoſoph!

Timoleon. Meine Füſſe ſtarr und in die Erde gewurzelt, als wenn ſie mir ihren Dienſt zu einer ſo ſchreck-

(*) In einer vorhergehenden Scene hat Timoleon ſchon erfahren, daß Timophanes Antrag, die Regierung niederzulegen, Verſtellung war.

schrecklichen Handlung verſagen, wenn ſie unſchuldig ſeyn wollten, am Tode des Bruders —

Aeſchylus. Wir ſind verrathen, wenn du nicht kommſt.

Timoleon. Lieber! lieber! ſo bleiben meine Hände rein. (er ſtoßt ſich) Seht, ſeht ihr, eine neue Warnung der Götter, meine Seele nicht zu beflecken mit dem Blute des Bruders; Nein, die Götter lieben nicht Bruders Blut.

Aeſchylus. Laß doch dieſe Grillen (ſie nehmen ihn in die Arme.)

Timoleon. So nehmet mich dann, Grauſame — wie ein Schaaf zum Schlachtbank, wie einen Miſſethäter zum Richtplaz.

Timophanes dazu.

Timoleon. (zitternd) Er iſts, er iſts —

Timophanes. Noch ſo ſpät, meine Freunde, deſto willkommener.

Timoleon. (traurig) Bruder!

Timophanes. Was will mein Timoleon? mein Geld, meine Ehre, meine Herrſchaft, alles, ſey nur mein Freund!

Timoleon. Bruder!

Timophanes. Warum dieſer gebrochene Ton, dieſer umherſchweifende wilde Blick?

Timoleon. Zum leztenmale, Bruder!

Timo-

Timophanes. Nun, ſo ſprich doch!

Timoleon. Lege deine Herrſchaft nieder, bey allen Göttern, lege deine Herrſchaft nieder.

Timophanes. Ewig das alte Mährchen, ich habe dir ja meine Gründe ſchon ſo oft geſagt, niemals, bey Gott, niemals, werd' ich ſie niederlegen.

Timoleon. Ach dein eigener Vortheil! jezt wirſt du vielleicht gefürchtet, falſche Knie beugen ſich vor dir, und deiner Feinde meineydiger Mund lächelt dir, aber alle Menſchen fluchen dir, verachten dich, und lauren allen deinen Tritten auf, um dich zu erhaſchen und zu erwürgen; Und bekenn's, noch grauſamer als Menſchen foltern können, foltert dich dein eigenes Herz — Aber ſteigſt du herab, ſo biſt du der Liebling aller Rechtſchaffenen, der Stolz Corinths, und Timedems Name der Segen Griechenlands.

Timophanes. Nein.

Timoleon. Du willſt nicht, nun ſo höre was deine innerſte Gebeine beben machen wird: das Schwerdt iſt ſchon gezogen, der Dolch ſchon gezuckt, der Corinths Schande rächen ſoll. Schon, ſchon ſchwebt es über deinem Haupte, an deinem Nacken.

Timophanes. Wie Verräther — doch nein, dir beliebt nur eine Komödie zu ſpielen, um ein junges Mädchen zu ſchrecken. (*) Ti-

(*) Vorhergehende hier ausgelaſſene Scenen zeigen, warum Timophanes ſich vor ſeinem Bruder nicht fürchtet.

Timoleon. Du hast eine Mutter, nie hat eine Mutter zärtlicher an ihrem Sohne gehangen, ganz Corinth liebte sie mit Ehrfurcht, nun haßt sie Corinth, und peinigt ihr ehrwürdiges Alter mit Vorwürfen, weil sie Timophanes Mutter ist. Um deiner leidenden Mutter willen, gieb deinem Vaterlande die Freyheit.

Timophanes. Geht, geht, sollen die Thränen eines Weibs einen Mann erschüttern?

Timoleon. Dein Vater liegt im Grabe, er war ein redlicher Bürger, er liebte die Freyheit und sein Vaterland, sein Name ist durch dich in Corinth geschändet, sein Andenken in Griechenland verflucht, seine modernde, schlafende Gebeine werden in ihrer Ruhe gestöret. Bruder! Bruder! rette den Namen deines Vaters, gieb seinen schlummernden Gebeinen ihre Ruhe wieder.

Timophanes. Selbst die Schatten ruft Timoleon zu Hülfe.

Timoleon. Und du hast einen Bruder. Kein Bruder liebte je, wie dich Timoleon liebt, mache deinen Bruder nicht zum unglückseligsten, zum elendesten aller Menschen.

Timophanes. Du kannst der glückseligste und reichste seyn, so bald du willst.

Timoleon. Zum Abscheu aller Menschen, zum Abscheu seiner selbst, auf meinen Knien, Bruder, noch nie haben sich diese Kniee vor sterblichen Menschen gebeugt, mache Corinth frey. Ti-

Timophanes. Du fängſt an mir beſchwerlich zu ſeyn, fort, fort.

Timoleon. Auf meinen Knien.

Timophanes. Fort, ſag ich.

Timoleon. Ihr wollt es, Götter! So ſey Timoleon der Abſcheu aller Menſchen, und Corinth — frey.

Timoleon (geht weg, verhüllt ſein Geſicht, und die übrige fallen über Timophanes her, der noch Timoleon ruft.)

Timoleon (hinter der Scene ruft mit ſchrecklichem Seufzer:) Timophanes!

Ueber die grauſame Tugend.

Unſere Natur erſcheint nie in einer höhern Würde, als wenn wir einer geliebten Neigung entſagen, oder freywillig einem Schmerzen uns unterwerfen, blos, weil Liebe zu Gott und Menſchen, oder, welches im Grunde ganz daſſelbige iſt, Pflicht und Tugend dieſe Aufopferung fodern. Ein Regulus, ein Fabrizius oder Ariſtides ſind noch jezt Gegenſtände der höchſten Liebe und Bewunderung. Unſere Natur erhebt ſich noch höher, wenn die Pflicht ſelbſt auf die Seite des Vergnügens übertritt, um gegen eine höhere aber minder angenehme, oder gar verhaßte Pflicht mit vereinigten Kräften zu ſtreiten, und die lezte doch über die vereinigte Feinde

siegt. Mit abgewandtem Geſicht und Thränen im mitleidenden Auge, aber doch mit tiefeſter Ehrfurcht ſtaunen wir die Gröſſe des Brutus an, der dem auch noch im lezten ſchrecklichen Augenblick geliebten Freunde den Dolch in die Bruſt ſtoßt, mit tieferer ſelbſt als die Tugend des Scipio, der in der Blüthe der Jahre und des Ruhms dem beſiegten Feinde die ſchöne Sophonisbe zurückgiebt. Jede geliebte ſüſſe Pflicht kann ſich jeder verhaßten und höhern entgegen ſezen, aber doch iſt kein Kampf furchtbarer und häuffiger, und von wichtigern Folgen begleitet, als der, der ſich zwiſchen **edler, tugendhafter Liebe,** auf einer und auf irgend einer andern, überhaupt oder in dieſem beſondern Falle, **höheren Pflicht,** z. E. Religion, Patriotiſmus ꝛc. auf der andern Seite erhebt. Timoleon, noch iſt mein Auge nicht trocken von den Thränen, die dein peinigender Schmerz, die Folge deiner furchtbaren, ſchrecklichen Tugend, mir entlockt hat.

Nachfolgende Abhandlung hat die Abſicht, dieſen furchtbarſten Kampf einer tugendhaften Seele zu unterſuchen.

I. Abhandlung.

Zuſtand der Seele beym Kampf.

Beede kämpfende Parthien genieſſen einer mächtigen Unterſtüzung. Ich will erſt die Stüzen beeder Theile aufzählen, und dann die Art anzeigen, wie ſie ſich derſelbigen bedienen.

Stüzen der angenehmen Pflicht, oder der tugendhaften Liebe.

Schilderung der Liebe.

Eine genaue Zergliederung der Liebe verräth uns alles, was zu ihrem Vortheil in unſerm Herzen ſtreitet.

Vorſtellung des geliebten Gegenſtands.

Erſt ſtellen wir uns eine oder mehrere Eigenſchaften des geliebten Gegenſtands, z. E. ſeine Güte, ſeine Wohlthaten gegen uns, vor. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Eigenſchaften näher zu beſtimmen; ich begnüge mich überhaupt anzumerken, daß alle Eigenſchaften Verhältniſſe und Handlungen empfindender Weſen, ſo fern ſie uns oder der Menſchheit oder andern empfindenden überhaupt Vergnügen und Nuzen zu erwecken fähig ſind, dieſe ſüſ-

feste aller Empfindungen hervorzubringen vermögen. Seine Sanftmuth, seine Großmuth, alle diese die Seele meines Freundes schmückende Tugenden, schweben mir vor, indem mein Herz von Empfindung gegen ihn überfließt.

Vergnügungen.

Die Vorstellungen sind entweder schon an sich selbst, ihrer eigenen Natur nach, mit einem bestimmten Vergnügen verbunden, wie z. E. jeder Gedanke des Erhabenen, der Kraft, der Harmonie ꝛc. oder an sich selbst gleichgültig, erhalten sie einen Reiz durch ihre Verknüpfung mit angenehmen Vorstellungen, Neigungen und Empfindungen; der Rauch der von Ithaka aufsteigt, erfüllt den lang abwesenden Ulyß mit süssem Vergnügen. Besonders erlangt das Gleichgültige einen Reiz, wann die Erhaltung desselbigen eine glückliche Aussicht, das wirklich Reizende zu erhalten, eröffnet; nur daher sezt den Geizigen das Geld, den Ehrsüchtigen der Ruhm grosser Thaten, und überhaupt jeden die Befriedigung seiner Leidenschaften in so starke Entzückungen.

Alle diese Quellen vereinigen sich die Vorstellung der Liebe-weckenden Eigenschaften unserm Herzen angenehm zu machen. Das Erhabene, das Harmonische ꝛc. wie überhaupt die Schönheit der Seele und des

Kör-

Körpers, die den Freund ſchmückt, tragen ſchon urſprünglich nach den Grundgeſezen des Geſchmacks ſanftes Vergnügen in unſer Herz über; jede der geliebten Eigenſchaften erweckte ſchon oft frohe Empfindungen, (z. E. das Mitleid rettete mich oder andere aus dem Unglück, und überſtrömte mit Freude die traurige Seele) ſtets bleiben daher beede nach den Aſſociations-Geſezen mit einander verknüpft, und die Seele ſtellt ſich die Eigenſchaft nicht mehr vor, ohne die verknüpfte frohe Empfindungen aufs neue zu genieſſen; aber beſonders erfüllt uns die Ausſicht auf die Befriedigung aller unſerer Wünſche, welche uns die liebenswürdige Eigenſchaften des andern, z. E. ſeine Menſchenliebe, verſprechen, mit unnennbarer Wonne. Kurz, jeder begreift nun leicht, daß das Vergnügen der Liebe das empfindlichſte und ſtärkſte in der Natur ſeyn müſſe.

Die Mutter hört nur ihr Kind ſtammlen, ſieht nur ſeine kleine Füſſe ſich bewegen, und Freude durchſtrömt ſie. Der Liebhaber denkt nur diß Lächeln, dieſe Wangen, dieſen Gang ſeiner Geliebten, und iſt entzückt.

Richtung des Willens.

Das reizende ſüſſe Vergnügen, das mit der Vorſtellung der Liebe-weckenden Eigenſchaften ver-

knüpft ist, sezt sogleich unser Willens-Vermögen in Thätigkeit.

Begierde nach Umgang mit dem Geliebten.

Das Vergnügen, das aus der Vorstellung quillet, dauert nur so lang als die Vorstellung selbst, und steigt und sinket, wie diese, die Seele schmachtet, jedes Vergnügen zu erhalten und zu erhöhen: was ist also nothwendiger, als daß sie diese Vorstellung so dauerhaft und so lebhaft zu machen sich bemühe, als ihr möglich ist? Um sie dauerhaft zu machen, suchen wir den Besiz der geliebten Person. Um sie lebhafter zu machen, suchen wir, da Sinne stärker als Fantasie wirken, erst als Mittel die wirkliche Gegenwart der geliebten Person, und dann als Zweck und Mittel ihren Genuß durch alle Sinnen. Sehen, Hören, Fühlen, des geliebten Gegenstands sind daher so reizend.*) Selbst die unedlere Sinnen sind nicht ganz ausgeschlossen. Ich sezе noch einige Anmerkungen bey. Die Vorstellung überhaupt wie der Genuß durch die Sinnen, besonders durch Gefühl, scheinen uns am stärksten, wann wir dem Vorgestellten uns zu nähern, mit ihm

*) Es versteht sich von selbst, daß wir die Bilder der Fantasie zu verstärken, uns anstrengen. Eine Coquette in Rom versicherte noch in ihrem Alter, daß sie den grossen Pompejus oft aus Liebe gebissen.

ihm in Eins zerfloſſen, ganz mit ihm identificirt zu ſeyn wähnen: daher ſtammen jene Ergieſſungen der höchſten Zärtlichkeit in den oft gehörten aber ſelten verſtandenen myſtiſchen Ausdrücken, ſiehe Zimmermanns Erfahrungen.

Neuheit erhebt die Lebhaftigkeit der Vorſtellung, daher jede neue Handlung einer geliebten Perſon das Vergnügen vermehrt; der Tag, an dem das Kind das erſte Wort ſtammlet, wird zum Feſttag für die liebende Mutter.

Begierde nach Gegenliebe.

Wir bemühen uns überhaupt aus Sorge für uns ſelbſt, und aus Ehrbegierde ins beſondere, jeden für uns wichtigen Gegenſtand, das heißt, jeden, der uns viel zu nuzen oder auch zu ſchaden fähig iſt, in die genaueſte Verknüpfung mit uns zu ſezen. Die genaueſte Verknüpfung iſt Liebe, die wichtigſte Perſon in unſern Augen der geliebte Gegenſtand: können wir alſo etwas anders erwarten, als daß unſere ganze Seele ſich ſehne, von dem Geliebten wieder geliebt zu werden? wie können wir ferner unſere höchſte Wünſche, den Genuß und das Glück des andern erreichen, wenn er nicht auch mit uns umzugehen ſich ſehnet, und wenn nicht auch ihm unſer Vergnügen und unſer Glück theuer iſt? kurz, nie kann unſere Liebe be-

friedigt werden, wenn wir nicht wieder geliebt werden.

Ich will jene nur in der höchsten Ausschweifung der Empfindung und der Fantasie statt findende Gründe, z. E. daß Annäherung und Identification meiner mit dem andern nicht ohne gegenseitige Annäherung und Identification seiner mit mir möglich sey, nicht anführen; schon das bisher angezeigte ist hinlänglich uns zu überzeugen, daß Liebe Gegenliebe heische. Ein Lächeln, ein Blick, der uns von Ferne die Gewogenheit des Geliebten verspricht, hat daher unendlichen Werth für das zweifelhafte Herz, und die fernste Ahndung eines Mißgefallens, einer Neigung gegen eine andere Person, sezt uns in die fürchterlichste Erschütterung.

Begierde nach dem Glück des Andern.

Der Geliebte wird uns unser von ihm abhängendes Glück, seinen Umgang und Genuß, nicht gönnen, wenn wir nicht auch sein Vergnügen suchen. Erst zeigen wir daher, und zulezt fühlen wir Begierde nach seinem Glück.*) Das Unglück macht ihn unfähig zu unserm Umgang, und raubt uns den gewünschten Genuß; dann schmerzt den eigennüzig Lie-

*) Es sind mehrere Beyspiele, daß einer nur die Verbindung mit einem Mädchen suchte, blos um ihr Geld zu erhaschen, und doch zulezt sie wirklich liebte. Eine Nebenabsicht erzeugt bisweilen wirkliche Liebe.

Liebenden das Unglück des Freundes nur deswegen, weil dem leztern ſeine gewohnte Heiterkeit, und ihm ſelbſt eben deswegen die gute Unterhaltung fehlt, und wenn auch der andere unverändert bleibt, ſo ſtört doch der düſtere Anblick ſeines Elends unſer Vergnügen. Selbſt die Eitelkeit miſcht ſich ein; wir fürchten, durch die Verknüpfung mit dem Herabgewürdigten, ſelbſt herabgewürdiget zu werden, und hoffen durch ſeine Erhebung erhoben zu werden.

Die Aſſociation wirkt auch hier ſehr mächtig. Nach ihren Geſezen wird der Zuſtand des Verknüpften, ſtets auch auf das andere, ſonſt Gleichgültige, übergetragen; wir fühlen uns gröſſer, kleiner, glücklicher, unglücklicher, wenn der Freund unſers Herzens erhöht oder gedemüthigt, glücklich oder unglücklich wird.

Aber ſchon die bloſſe Vorſtellung des Schmerzens und Elends (denn Wiedervorſtellung einer Empfindung iſt erneuerte Empfindung derſelbigen) iſt ſchmerzhaft, und erſchüttert das zarte weichgeſchaffne Herz. Im höchſten Grade der Vorſtellung fühlen wir gerade wie der andere. Der Anblick des Leidenden ſezt auch uns in die traurigſte Zerrüttung. Dieſe Vorſtellung wird um ſo ſtärker, je mehr es die Verknüpfung mit dem andern iſt, mehr bey einer traurigen Nachricht von Teutſchland als von China, von meinen Bekannten als von Unbekannten. Dann ſezen wir uns ganz in die Stelle

des Freundes; sein Schmerz ist unser Schmerz, seine Freude unsere Freude.

Endlich haben wir schon nach der Einrichtung unsers Cörpers, und besonders der Fantasie, und der Empfindung und Willensgeseze, eine natürliche Begierde, gleiches mit gleichem zu vergelten, wir stossen den Stein, der uns gestossen. Othello ermordete seine Gemalin im Bette, das er sie befleckt zu haben beschuldigte; umgekehrt bemühen wir uns dem Vergnügen zu geben, was uns Vergnügen gibt.

Kurz, es ist eine Menge von Triebfedern, die die Natur in Bewegung gesezt, um unser Herz zu der edelsten Begierde nach dem Glück des Andern zu entflammen. Der liebende Vater erträgt standhaft sein eigen Leiden, aber sein Herz erliegt unter der schrecklichen Last, wenn er die Kinder, die Lieblinge seiner Seele, leiden siehet. Das furchtsame Thier entflieht beym Angriff des stärkern, aber neue Kräfte und neuer Muth beseelen es, wann der stärkere seine Jungen angreift.

Neue aus den vorigen abgeleitete Empfindungen und Richtungen des Willens.

Diß ohngefähr sind die wichtigste Bestandtheile der Liebe; es gibt noch mehrere, die aber, da

sie

ſie auf jenen beruhen, nicht beſonders aufgezählt zu werden verdienen, z. E. die Begierde ſein Herz in den Schoos des Andern auszuſchütten, folgt aus der Begierde, die Theilnehmung und Liebe des Andern zu erringen; umgekehrt ſehnet man ſich die Begebenheiten des Freundes zu wiſſen, aus Begierde die Vorſtellung von ihm lebhafter zu machen, aus heiſſer Sehnſucht nach ſeinem Glück.

Körperliche Empfindungen.

Alle Vorſtellungen, Empfindungen und Neigungen ſind von entſprechenden Bewegungen des Körpers begleitet, doch ſo, daß die Folgen des Denkens mehr im Hirn allein, der Empfindungen mehr im Herzen, und des Willens mehr in den äuſſerlichen Maſchinen des Cörpers, ſichtbar ſind; beſonders muß man anmerken, daß eine Art der Liebe, die oft allein herrſcht, oft zugleich mit andern coexiſtirt, und alſo einen Beſtandtheil des Ganzen ausmacht, oder wenigſtens durch Aſſociation an die jezt herrſchende Art angeknüpft iſt, mit eigenthümlichen Maſchinen des Cörpers verbunden ſey, deren Bewegung ſie erzeugt, und in die ſie zu wirken gegenſeitige Macht beſizt.

Die alſo entſtandene und auch in andere Theile ſich mittheilende Bewegungen des Cörpers gehen nun aufs neue auf das Gehirn zurück, und erre-

gen daselbst neue Empfindungen, oder verstärken die alte.

Revolution der Seele.

Alle Leidenschaften, so bald sie einen hohen Grad erreicht haben, erzeugen noch besondere Veränderungen der Seele, die ich, ob sie gleich bey der Liebe vorzüglich statt finden, nur im Allgemeinen berühre.

Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, die mit der Leidenschaft zusammen hangen, gibt den durch sie nach den Associations-Gesezen erweckten, gleiche Lebhaftigkeit, Schnelligkeit und Fruchtbarkeit, ein allgemeiner Schwung belebt die ganze Seele; aber entweder ist dieser Schwung auf jede Art der Gegenstände ausgedehnt, oder, und wenigstens zulezt immer, auf die Gegenstände der Leidenschaft eingeschränkt, indeß alle übrige gleichgültig, kalt, unfruchtbar, matt und dunkel einherschleichen. Es versteht sich von selbst, daß nun sogleich alle unsere Urtheile, Neigungen und Empfindungen nach gleichem Verhältniß verändert werden; die Welt theilt sich in zwey grosse Theile, den, der mit der Leidenschaft zusammenhangt, und den andern, ausser dem Gebiete derselbigen; den ersten faßt die Seele mit dem höchsten Feuer an, alles darinn ist göttlich oder abscheulich, das höchste einzige Ziel der innigsten

ſten Sehnſucht, oder der Gegenſtand unſers heiſſeſten Fluches; in der andern iſt alles gleichgültig, gefällt nicht, und mißfällt nicht, oder langweilig, ſchaal und abgeſtanden; ſelbſt das Gedächtniß verſagt uns ſeine gewohnte Dienſte, wenn es die Eindrücke von dem leztern aufbewahren ſoll, und übertrifft ſich ſelbſt bey den erſtern.

Insbeſondere ſezt uns die Heftigkeit unſerer Sehnſucht die den Verſtand täuſcht, bald in Hoffnung ſie zu befriedigen, und daher in frohe oft äuſſerſt ausgelaſſene Laune, in Treu- und Gutherzigkeit und Stolz, bald in Furcht, und daher in Mißtrauen, finſtere Laune, Menſchenhaß, Demuth; und da dieſe Zuſtände um der Seichtheit ihres Grunds und ihrer Lebhaftigkeit willen ſtets abwechslen, ſo ſind wir dabey immer veränderlich, immer das Gegentheil des vorigen Augenblicks.

Zugleich werden wir, da wir ſtets ſuchen, und nie finden, ſtets gefunden zu haben wähnen, und ſtets in unſerer Hoffnung betrogen wieder zurückprallen, und nun neuen Mitteln, die Schmerzen der Sehnſucht zu ſtillen, nachjagen, raſtlos in ewigem Taumel herumgewälzt. Je länger die Leidenſchaft dauert, deſto mehr nimmt ſie die düſtere Farbe an.

Aſſocirte Eindrücke.

Noch iſt etwas übrig, um die Beſtandtheile der Liebe zu vollenden.

Alle

Alle Empfindungen, Neigungen, Vorstellungen sind mit ungezählten andern durch die Association verknüpft; auch diese kehren jezt zurück, um die Gewalt der Leidenschaft zu vergrössern. Der Reiz des neuen Frühlings, indem ich ihn zum erstenmale sah, der Gesang der Vögel, die zu meiner Seite jauchzeten, und am meisten die Freuden selbst, die ich jezt zum erstenmal in seinem süssen Umgang fühlte, machen mir vielleicht noch nach fernen Jahren den Geliebten reizender und theurer.

Folgen zum Vortheile der Liebe.

Ich war genöthigt, diese an sich äusserst zusammengedrängte Schilderung der Liebe vorauszuschicken; aber nun begreift auch jeder, wie fürchterlich groß ihre Gewalt seyn müsse, wie gefährlich ihre siegreiche Anfälle gegen die Pflicht.

Die Unterlassung der pflichtmäßigen Handlung verspricht mir die gänzliche Befriedigung der grossen Leidenschaft; ich werde ihn in diese Arme drücken, den sehnlich gewünschten Freund, ich werde seine innigste Gegenliebe verdienen, ich werde sein Glück sehen, dessen Glück mein Glück ist, alle leiseste Wünsche meines Herzens sind gestillt. Die Erfüllung der Pflicht hingegen droht mir den Verlust des Geliebten, seinen tiefsten Haß, sein Unglück durch meine eigene grausame Hand erzeugt; alle

meine

meine heiſſeſte Wünſche und Hoffnungen ſind aufs ſchrecklichſte umgeſtürzt. Wer jemals den zärtlichen Umgang eines Geliebten verlohren, wer ſein Kind oder ſeinen Freund vom gröſten Glück ins tiefſte Unglück ſtürzen geſehen, oder wer gar von dem gehaßt und verachtet worden, deſſen Liebe ſein einziger ſehnſuchtsvoller Wunſch war, dem darf ich die Quaalen nicht ſchildern, die nun die unglückliche Seele durchwühlen.

Verſtärkung der Freuden aus verabſämter, und der Schmerzen, aus erfüllter Pflicht.

Auſſer dem, daß nach den obigen Anmerkungen die Gegenwart einer Leidenſchaft die ganze Seele überhaupt in auſſerordentliches Feuer ſezt, und noch insbeſondere ihren Schwung in allem dem, was mit ihr zuſammenhängt, vermehrt, ſo wird beym Gewühl des Kampfes zweyer Leidenſchaften *) jede durch die andere erhöht, indem der plözliche Sprung der Seele von einer zu der andern alle ihre Kräfte aufs tiefſte erſchüttert und aufregt. Noch mehr: der Contraſt ſelbſt iſt ſchon fähig, beede ſich einander entgegen ſetzende Gegner noch mehr zu verſtärken; vorzüglich aber erhebt der drohende Verluſt der geliebs-

*) Andere Leidenſchaften, z. E. Ehrgeiz zu ſiegen ꝛc. miſchen ſich nun auch ein.

geliebten Leidenschaft ihre Reizungen auf den höchsten Grad, und von dem mächtigen Gegner bedroht, rafft sie alle Kräfte zusammen, ihn zu besiegen. Noch ein Umstand erhöht alles. Ein Verlust von Freuden, das Leiden von Schmerzen, denen ein nothwendiges Gesez des Schicksals uns unterworfen, peinigen nicht so fürchterlich, als wenn die Erhaltung jener, und die Abwendung dieser von unserm Willen abhienge; in dem leztern Falle, wenn ich auch nicht von der die Schmerzen verlängernden und verstärkenden Ungewißheit reden will, schärft sie der Vorwurf sich selbst ins Elend gestürzt zu haben aufs mächtigste, indem nicht nur das Bewußtseyn unsers Unvermögens und unserer Schwäche, sondern auch der Gedanke, wie nahe wir schon gewesen, wie wir jezt, wo wir es nicht selbst zerstört, ganz im Genusse des Glücks seyn würden, uns foltert.

Neue Verstärkung durch Verbindung mit der Pflicht insbesondere.

Das bisherige findet bey jedem Kampf statt; die Verbindung der Pflicht mit dem Vergnügen erzeugt noch einige eigenthümliche Folgen. Wären wir nicht überzeugt, daß die Pflicht die Aufopferung der Liebe fordere, so würden wir uns plözlich zum Vortheil der Liebe entscheiden; es ist daher, wenn wir mit kaltem Blut überlegen, diese Auf-

Aufopferung vielmehr Verdienſt, als Verbrechen: aber, da der Verſtand nur zu oft durch unſere Leidenſchaften, und beſonders durch Furcht und Schmerzen beſtimmt wird, und uns zu glauben zwingt, was wir fürchten oder wünſchen, ſo ſtellen wir uns wenigſtens oft im Taumel der herrſchenden Leidenſchaft dieſelbige ſo abſcheulich vor, als ſie ohne jene Colliſion mit der höhern Pflicht vielleicht wirklich ſeyn würde. Der edle Timoleon erblickt in ſich nichts als einen verabſcheuten Brudermörder, Brutus nichts als einen Undankbaren, und alle Foltern eines gebrandmarkten Gewiſſens, und eines ſo fürchterlichen Verbrechens überfallen die unglückliche Seele.

Stellen wir uns auch jezt unſere Handlung nicht von dieſer Seite vor, ſo fürchten wir doch ſie einſt, wann ſie vollbracht iſt, aus dieſem ſchreckvollen Geſichtspuncte vorzuſtellen; endlich fürchten wir die Vorwürfe der ganzen Welt, die ſie gewiß von der ſchlimmſten Seite beurtheilt.

Keine Leidenſchaft hat ſo viel Gewalt, unſern Verſtand zu täuſchen, als die heftigſte unter allen Leidenſchaften, die Liebe, keine Verbrechen, ſelbſt nicht die gröſſere, foltern eben deswegen das des Laſters ſich bewußte Herz ſo fürchterlich; es iſt daher nur gar zu leicht, ſich dieſe obgleich unverdiente Plagen zuzuziehen, und

daher

daher quälen ſie das unglückliche Herz ſo fürchterlich. *)

Nicht genug, daß uns die Leidenſchaft die Erfüllung unſerer Pflicht als abſcheulich darſtellt, oft obgleich ſeltener treibt ſie gar ihre Verführung bis auf ſo hohen Grad, daß ſie uns die Vernachläſſigung der Pflicht als Tugend, als rechtſchaffene Handlung darſtellt. Indem ſie nemlich die Aufmerkſamkeit, von der ihr nachtheiligen Seite, das heißt, von der höheren Pflicht weg, auf die ihr vortheilhafte Seite, das iſt, auf das überhaupt, oder in andern Fällen pflichtmäſige unſerer Liebe leitet, ſo wird unſere Ueberlegung und unſer Urtheil nur einſeitig, wir glauben unſere Pflicht zu thun, indem wir blos unſere Neigung ſtillen; ein neues reizendes Vergnügen durchſtrömt uns dann oft, weil nun aller Kampf vollendet, und wir von allen Qualen befreyt ſcheinen. Indeß kann dieſe Täuſchung nicht lange dauern, weil ſonſt der Kampf ſogleich aufhören würde, aber doch iſt auch dieſe kurze Zeit hinlänglich, der Pflicht den gehofften Sieg zu entreiſſen, und mit neuen Kräften einen neuen Anfall derſelbigen auf eine Zeitlang auszuhalten. Kurz,

*) Ich habe nicht nöthig beſonders auszuführen, wie eben dieſe Umſtände, die Freuden, die aus befriedigter Liebe flieſſen würden, vermehren, da jeder dieſe Anwendung leicht machen kann.

Kurz, alles dieſes vermehrt aufs ſtärkſte die wirkliche und erwartete Schmerzen, die der Aufopferung der Liebe zum Vortheil der höhern Pflicht, aber auch aus den entgegen geſezten Gründen die wirkliche und erwartete Freuden, die ihrer Befriedigung zum Nachtheil der Pflicht folgen, und alſo überhaupt die Macht der Liebe.

Stüzen auf Seiten der höhern Pflicht.

Die höhere Pflicht vertheidiget ſich gegen dieſe gefährliche Angriffe der Liebe mit eben ſo furchtbaren Waffen.

Erſt hat der beſondere Gegenſtand der höhern Pflicht (und zwar muß ein ſolcher immer vorhanden ſeyn, weil Religion und Tugend nichts gebieten und verbieten, das nicht Nuzen oder Schaden für uns oder andere Menſchen hätte) eigenthümliche Reize, durch die er die wankende Seele an ſich lockt; das Vaterland (wenn z. E. Vaterlandsliebe der beſondere Gegenſtand meiner Pflicht iſt) ruft mir die Schatten längſt von der Erde, aber nicht aus dem Herzen der edlen entflohenen Helden, alle ſeine Lorbeere und Triumphe in die Seele, um mich zu ſeiner Vertheidigung aufzufodern, es wirft mir bald demüthig flehend, bald ſtolz und unwillig, die von ihm empfangene Wohlthaten vor, das Elend und der Fluch noch ungebohrner Enkel, und entfernter Generationen, wie

meiner gegenwärtigen Mitbürger, der Spott der Feinde wie das höhnende Mitleiden aller Fremden stellen sich meinen Augen dar, um meine Hülfe zu erzwingen, und mein Herz der siegenden Liebe zu entreissen. Die allgemeine Menschenliebe, die Liebe des Feindes, oder die auf mich allein sich beziehende Leidenschaften, z. E. der Ehrgeiz, alle haben eigenthümliche Reize, das zweifelhafte Herz zu erobern. Aber da ich um diese besonders aus einander zu sezen, eine Auseinandersezung und Schilderung aller Leidenschaften entwerfen müßte, so eile ich von ihnen weg zu den allgemeinen Mitteln fort, deren sich die höchste Pflicht, ihr Gegenstand mag seyn welcher er will, bedienet.

Zuerst erscheint uns das Bild des erhabensten Schöpfers. Die Liebe zu Gott wie zu Menschen schließt Begierde nach seiner lebhaftesten und dauerhaftesten Vorstellung und Umgang, Begierde alles zu thun, was ihm angenehm ist, und Sehnsucht nach seiner Gegenliebe ein, zu welchem allem noch besonders ein unerschütterliches Vertrauen seine Gegenliebe und dadurch auch seine Hülfe zu erhalten, tritt. Alle diese heisse Wünsche eines frommen Herzens sind umgestürzt, alle daraus fliessende Freuden und Hoffnungen verlohren, und dagegen ungezählte Schmerzen nicht nur durch jenen Verlust des Liebsten, was wir besassen, sondern besonders auch durch die furchtbare Aussicht auf

die

die Strafen des beleidigten Richters, über unſerm Nacken zuſammen gehäuft, wenn wir ungehorſam dem Gebot des Allmächtigen die höhere Pflicht einer partheyiſchen Leidenſchaft aufopfern.

Die allgemeine Liebe zu Menſchen, das iſt, das Verlangen ihr Glück zu befördern, ihren Umgang zu genieſſen, und ihre Liebe zu erhalten, iſt aufs tiefſte verlezt, indem wir das Ganze zum Vortheil eines Einzigen verrathen; auch dieſe Wünſche unſers Herzens alſo, und alle bisher daraus genoſſene und noch zu hoffende Freuden ſind dann dahin, und dagegen quillen nur Schmerzen, gegenwärtige und zukünftige, aus der bisherigen Quelle unſers Vergnügens.

Es iſt kein ſüſſerer Gedanke, als der Gedanke Vortrefflich, und alſo (denn Tugend wird von dem Tugendhaften für die höchſte Vortrefflichkeit gehalten) tugendhaft zu ſeyn; auſſer dem Reiz, den der Gedanke des Vortrefflichen an ſich ſelbſt urſprünglich hat, und auſſer dem Vergnügen, das ihm tauſend verknüpfte frohe Empfindungen geben, genießt man beſonders zum voraus alle Freuden, die die Vollkommenheit, theils ihrer alles vermögenden Natur nach, theils durch die belohnende Hand Gottes geben wird. Auch dieſe Freuden werden durch jene unſelige Partheylichkeit, und die dadurch entſtehende Unvollkommenheit in die furchtbarſte Schmerzen verwandelt.

Oft ist es nicht diese edle Begierde nach Vollkommenheit überhaupt, sondern eine besondere sehr unvollkommene Anwendung derselbigen, was unsern Entschluß der höhern Pflicht zu folgen, unterstüzt. Wir haben uns vorgenommen, in diesem Fall standhaft zu seyn, wir haben vielleicht lange schon der kämpfenden Leidenschaft widerstanden: Schande für uns, wenn wir nun klein genug wären, uns beslegen zu lassen! Auf diese Weise handelt man oft nur aus Eigensinn bös oder gut. Noch hat die Pflicht einige, obgleich weniger edle Waffen zur Vertheidigung.

Man fürchtet seinen Ruhm zu verliehren, jezt bey seinen Mitbürgern, einst bey der Nachwelt, und zu den gemeinen Menschenseelen herunter zu sinken; je gröser unsere Ehrbegierde, je höher unser schon erlangter Ruhm, und je schwerer und blutiger diese erhaltene Triumphe, desto fürchterlicher der Gedanke, von den Menschen, vielleicht nur von einem, vielleicht nur von den Edlen unter denselbigen, gering geschäzt werden.

Vernunft und Vorurtheile, ächte Religion und Aberglauben, tausend wahre und falsche Beyspiele, alles vereinigt sich, uns die hohe Wahrheit einzuprägen, *) daß jede

*) Selbst das Wahre wissen die meiste Menschen nur aus Vorurtheil, nicht aus seinen ächten Gründen; so muß man diese Gegensäze verstehen.

jede böſe Handlung einſt in künftigen Welten durch die rächende Hand der Vorſehung geſtraft werde. Von dieſem Augenblick an erſchüttert uns bange Angſt beym Gedanken eines Verbrechens.

Noch mehr, da wir ſchon oft wirkliche oder eingebildete Beyſpiele von den ſchlimmen Folgen böſer Handlung wahrnahmen, da wir oft mit jenen die zufälliger oder nothwendiger Weiſe verknüpfte Uebel fühlten: ſo iſt ſchon jezt, auch nach den Aſſociations-Geſezen, um jede böſe That ein ſchrecklicher Haufſen von Schmerzen, gleich einem Heere quälender Scorpionen, gelagert. Man kann hiebey noch eine beſondere Anmerkung machen: alle Leidenſchaften ſtehen in Gefahr verlezt, alle Freuden geraubt, alle Schmerzen über uns aufgehäuft zu werden, aber von allen quälen die Seele, es mag nun durch Furcht, oder durch Aſſociation geſchehen, diejenige am meiſten, die entweder der Verſtand als die beſtimmte Strafen eines gewiſſen Laſters anſieht, oder die aus Verlezung der liebſten Wünſche entſtehen, oder endlich diejenige, die durch irgend eine Urſache am ſtärkſten mit dem Gedanken der böſen Handlung verbunden ſind. Der Lappländer fürchtet ſein Rennthier zu verliehren, der Türke ſein Serail. Die Ueberzeugung von einer auch ſchon jezt herrſchenden Vorſehung, die Folgen, die die ſchlimme Meynung anderer von uns haben könnte, ſo wie

noch mehr jene dunkle Associationen von Furcht und Schrecken, die an schlimmen Handlungen angeknüpft liegen, machen uns auch ohne Rücksicht auf eine künftige Welt schon jezt beben vor dem Gedanken des Verbrechens, selbst wann keine menschliche Seele es kennt; Bange Unruhe, Reue, Schaam, Unzufriedenheit mit uns selbst, Unwillen über uns, bedrohen vor, und bestürmen nach der Handlung den Verbrecher.

Es ist leicht zu sehen, daß wie die Schmerzen, durch die sich die beleidigte höhere Pflicht zu rächen droht, eben so auch die umgekehrte Seite, die Freuden, die die Erfüllung derselbigen verspricht, sich darstellen, die Freuden aus befriedigter Liebe zu Gott und Menschen, aus Bewußtseyn seiner Vollkommenheit, aus der Hochachtung der Edlen, so wie endlich aus froher Aussicht in die zukünftige Tage dieser und einer andern Welt, gepaart mit froher Rücksicht in das Vergangene. Da man aber dieselbige alle aus der Anwendung der entgegengesezten Gründe leicht herleiten kann, so habe ich nicht nöthig, sie besonders zu durchlauffen.

Ich mache nur die Anmerkung, daß, da das Schmerzhafte stets stärker wirkt als das Angenehme, und die Seele überhaupt, und am meisten in einem Aufruhr aller ihrer Kräfte, die stärksten Eindrücke aufrüft, die Schmerzen aus der Nichterfüllung viel stärker, als die Freuden aus der Erfüllung vorschweben.

Auch

Auch bemerke ich, daß der Kampf und die heftige Bewegung der ganzen Seele, die Begierde ſeine Pflicht zu thun, Abwechslungsweiſe eben ſo verſtärkt, wie wir es von der Liebe gezeigt.

Ich habe jezt alles aufgezählt, was beide kämpfende Theile zu Beſiegung des andern unterſtüzt: aber beede begnügen ſich nicht ihre eigene Gründe vorzulegen, ſondern jede, ſo bald die eine ſich zu vertheidigen angefangen, iſt ſchon fertig, ſelbſt die gebrauchte Gründe der andern umzuſtoſſen.

Vielleicht (ſo ſophiſtiſch grübelt die Liebe) daß die Pflicht wenigſtens in dieſem Fall nicht Gehorſam heiſcht, und es viel abſcheulicher iſt, die Liebe mit Füſſen zu tretten, und wenn ſie auch Gehorſam heiſcht, iſt nicht vielleicht alles, was ihr von den Folgen des Laſters ſagt, Chimäre, und wenn auch diß nicht, wird durch eine einzige ſonſt in allen Fällen lobenswürdige Handlung, die Gottheit, Menſchenliebe, Vollkommenheit, und Ehre gekränkt, oder gar Strafen der gegenwärtigen und der künftigen Welt mir zugezogen werden, und wann ſelbſt auch diß alles, iſt nicht eine künftige Beſſerung, ein verdoppeltes Bemühen, in allen übrigen Dingen rechtſchaffen zu handeln, hinlänglich, alle Strafen abzuwenden? So ſchwach dieſe Einwürfe ſind, ſo bekommen ſie doch, durch die Leidenſchaft unterſtüzt, eine

furchtbare Stärke. Der überzeugteste Gottes-Verehrer, (um von dem Unwahrscheinlichern ein Beyspiel anzuführen) wankt in diesen Augenblicken, weil er zu wanken wünscht, und das laurende Verbrechen benuzt diesen Augenblick, die Seele zu erobern.

Die Pflicht, obgleich durch ihre innere Stärke unterstüzt, läßt sich doch oft herab, Ränke zu gebrauchen: Vielleicht, so bethört sie den Verstand, daß die pflichtmäßige Handlung dem Geliebten nicht so viel Schaden thut, als es scheint, oder wenn auch, daß diese gefürchtete Schmerzen aus Verlezung der Liebe nicht so peinigen, der Verlust genossener oder gehoffter Freuden gering, oder daß er auch ohne diese Handlung erfolgt wäre; vielleicht lassen sich auch alle gefürchtete schlimme Folgen durch andere Mittel einst ersezen, und wo alles dieses auch falsch, was sind diese Schmerzen gegen diejenige, die schon jezt und fürchterlicher einst in einer andern Welt (diß leztere und bisweilen das vorhergehende allein ist wahr) die Nichterfüllung unserer Pflicht uns gewiß zuziehen wird?

Gebrauch dieser Stüzen von beeden Seiten.

Nun erst ist das wichtigste Schauspiel übrig: der Kampf selbst, den nun beede Gegner mit Hülfe der beschriebenen Waffen führen.

Der

Der Kampf iſt in mehrere Perioden getheilt.

I. Schon iſt alles bereitet; jeder nicht partheyiſche Richter würde jezt das ſchreckliche Urtheil gegen die Liebe fällen, aber unſere Seele, zurückgeſchreckt von der verhaßten Beſchäftigung, oder gar ſchon die ſchreckliche Entſcheidung ahnend und fürchtend, bebt vor der bloſſen Unterſuchung ihrer Pflicht zurück, und bald unwiſſend, daß ſie dadurch einen Fehler begeht, oder entſchloſſen, eher dieſem kleinen, nicht zu unterſuchen, als dem höhern, nicht nach der unterſuchten Pflicht zu handeln, ſich auszuſezen, gelangt ſie noch nicht zur Beſtimmung des traurigen Urtheils.

II. Aber vielleicht, daß ihr nicht länger erlaubt iſt, in der glücklichen Unwiſſenheit zu verharren; Ein anderer entdeckt ihr das gefürchtete Geheimniß, oder ihre eigene unſelige Geſchäfftigkeit treibt ſie, es zu erforſchen.

Die Einbildungskraft ſtellt uns diejenige Ideen und Verhältniſſe und Verbindungen derſelbigen vor, die auf irgend eine Weiſe, vielleicht nur durch Schmerzen und Furcht die gröſte Lebhaftigkeit beſizen, und alſo unter der groſſen Anzahl der vorüberſchwindenden auch dieſe, die, und wie ſie den Stoff zu jener unangenehmen Entdeckung enthalten; die Aufmerkſamkeit wird genöthigt, ſie auf gleiche durch die Lebhaftigkeit, und alſo auch dieſe

Furcht bestimmte Weise zu beachten, der Verstand, das dadurch dargestellte Verhältniß anzuschauen; plözlich springt daher wider unsern Willen das verhaßte Geheimniß hervor. Oder: Ermüdung, Gewohnheit, Zerstreuung, entgegen gesezte Eindrücke verringern unsern Abscheu, die Untersuchung wird erträglich, wir überlegen, und das fürchterliche Resultat erscheinet.

Das Urtheil erfolgt nach der Verschiedenheit der eben angezeigten Ursachen bald allmählig, bald plözlich, erst in dunkler ferner Ahndung, dann näher, klarer, immer klarer, oder auf einmal in schrecklicher Klarheit. Im lezten Fall stürzt die Seele in plözlichen Schrecken oft selbst in Betäubung und Ohnmacht hin; auch sich erholend, vermag sie doch noch nicht den furchtbaren Gedanken zu denken, sondern entflieht ihm, voll quälender Angst. Ich mache hier auf einige sonderbare Erscheinungen aufmerksam. Man weißt, daß die erschreckte, oder durch irgend einen Schmerz gequälte Seele jedes Mittel ergreift, den Gedanken, der sie quält, zu verjagen: daher strengt sie sich an, plözlich andere Gedanken zu rufen, daher ruft sie wo möglich grosse erschütternde, und also mehr zerstreuende Gedanken; der zerschmetternde Bliz, der verschlingende Abgrund, Zerstörung und Verderben der untergehenden Natur reizen sie dann mehr, als lachende Gefilde, oder die Wonne des Frühlings. Man denkt einen Gedanken stärker, schneller, wenn er in Wor-

te ausbrechen kann; daher überraſcht man oft ſich ſelbſt oder andere, daß ſie mitten in einer ganz verſchiedenen Reihe von Begriffen und Wörtern auf einmal ganz unzuſammenhängende Worte mit Haſtigkeit heraus werfen. Aus eben dieſer Abſicht den quälenden Gedanken zu entfliehen, ſucht man auch von auſſen neue Gegenſtände: daher (vielleicht auch, weil man, wie bey körperlichen Schmerzen, durch Bewegung und Entfernung von der körperlichen Urſache des Schmerzens ihn zu lindern hofft) ſpringt man plözlich ohne äuſſere Veranlaſſung von der Stelle auf, ſtürzt wüthend fort, und hin und her, oder ſteht ſtill, und zittert plözlich wieder davon. Alle dieſe Aeuſſerungen des Schreckens und der heftigſten Seelenqual zeigen ſich lange nach, aber vorzüglich im Anfange der entdeckten grauſamen Pflicht, ſo oft der Gedanke derſelbigen in der Seele vorüber flieht.

Wenn die Seele nur allmählig jenen Gedanken denkt, ſo iſt die Wirkung und alle angezeigte Aeuſſerungen derſelbigen nie ſo heftig: aber, da ſie eben deswegen noch immer im Steigen iſt, noch nie den höchſten Punct erreicht, ſo ſind die Quaalen daurender, und die Fähigkeit, auch nur den Kampf zu beginnen, wird ſpäter erhalten.

III. Ermattung, Gewohnheit, Zerſtreuung, und geheime Angriffe ſezen endlich die Empfindung

bis

bis zu dem Grad herunter, daß die Seele den Gedanken der Pflicht wenigstens eine längere Zeit aushält; bald kommt es nun so weit, daß dieser den Gegner erwartet, bald endlich, daß er gar eine Vergleichung, und also einen Streit mit demselbigen wagt.

So bald der eine Gegner, z. E. der Patriotismus oder die Pflicht (denn dieser ist überhaupt die Ursache, und daher der Anfänger des Kriegs) den Angriff gemacht, so bald er durch die Hize seines Angriffs dem Siege sich nähert; so versammelt der andere durch die allgemeine Hize, den Contrast, und den drohenden Verlust, alle seine Kräfte, dem andern den Sieg zu entreissen, und beede wüten jezt zu gleicher Zeit in der gepreßten Seele. Vermag der leztere nicht durch die Anstrengung aller seiner Macht dem ersteen das Gleichgewicht zu halten, oder erhält er ein so starkes Uebergewicht, daß der erstere ganz zu Boden sinkt, so ist der Kampf schon beym ersten Anfalle entschieden, wenn gleich auch der Besiegte noch neue schwache Angriffe wagt. Oft wird vielleicht auf diese Art im Anfange die Pflicht von der liebenden Leidenschaft plözlich zurückgetrieben.

Aber oft wird nach manchen vergeblichen Versuchen die Pflicht, die auf ewige und richtige Grundsäze gegründet ist, immer mächtiger, die Leidenschaft, die zum

Troz

Troz der richtigen Grundſäze meiſt nur auf zufälligen und unbeſtändigen Einbildungen beruhet, vermindert, und dann wird der Kampf ſchon dauerhafter und zweifelhafter.

Die Pflicht gebietet das grauſame Werk, mit neuem Nachdruck, aber nicht, ohne daß ſich nach den oben angeführten Geſezen der Fantaſie die Liebe in Waffen gegen ſie plözlich darſtellt; obgleich entgegen geſezt, *) treffen ſich alſo beede zu gleicher Zeit in der Seele an. Der Kampf beginnt. Wird nun der eine Theil nicht ſogleich überwunden, ſo ſiegt vielleicht eine Zeitlang keiner, beede halten ſich gerade das Gleichgewicht, dann liegt die Seele in einer ſchmerzhaften Erſtarrung und Unthätigkeit; ungewiß, ob ſie da oder dorthin gehen ſoll, geht ſie gar nicht.

Dieſer Zuſtand kann wegen dem beſtändigen, und nicht leicht ganz gleichen Zufluß und Abfluß der Ideen nicht lange dauren; der Angegriffene oder der Angreiffende wird lebhafter, indem ſie alle ihre Kräften plözlich zuſammen raffen; ſchon fühlt man das Vergnügen des ſchrecklichen Kampfs losgeworden zu ſeyn, ſchon die Schmerzen, und die

*) Sonſt konnten ſie nicht mit einander verglichen werden, und die Eindrücke von beeden nicht in ein Ganzes zuſammen flieſſen, ſie konnten gar nicht kämpfen?

die Freuden, die mit der nun entschiedenen Befriedigung einer von beeden Neigungen, und Verlezung der andern verbunden sind, (wiewohl mit Abrechnung derjenigen, die eben durch diesen Entschluß, und durch den Grund derselbigen, die Unterdrückung der Gründe von einer und die Erhöhung der Gründe der andern wegfallen) schon dehnt man die Arme aus, und plözlich werden sie durch einen neuen verdoppelten Angriff der überwundenen Leidenschaft zurück gehalten. Es ist bey dieser Empfindung ein Unterschied, ob es die angegriffene oder die angreiffende, noch mehr aber, ob es die Pflicht oder die Liebe ist, die den Sieg in den Händen zu haben wähnt: die erstere gibt uns das hohe Gefühl unserer Tugend, unserer Grösse, obgleich nicht ohne eine sehr unangenehme Rücksicht auf den Verlust und die Marter des Geliebten; diese überfüllt uns mit der Wonne unsere verlohrne Liebe (denn längst sahen wir sie als verlohren an) wieder erhalten zu haben, aber doch nicht ohne alle Rücksicht auf das Unwürdige unsers Zustandes.

Dieser neue Angriff, der die Ausführung des schon gefaßten Entschlusses so plözlich hinderte, stellt erst blos das Gleichgewicht her, dann erhält er gar das Uebergewicht, und der Sieger wankt erst, und sinkt dann ganz darnieder.

Nun

Nun ändert ſich die Scene. Der vorher Beſiegte ſpielt die Rolle des Siegers, ſtolz beginnt er ſchon das groſſe Werk auszuführen, und wird plözlich von dem erſt gedemüthigten Gegner zurückgehalten. Nun erhebt der erſte Sieger ſein Haupt aufs neue, und wird aufs neue geſtürzt, und ſo kann der zweifelhafte Kampf lange Zeit fortdauern. Indeß dauert der Kampf nicht auf gleiche Art fort; erſt nimmt er immer zu, immer ſchrecklicher, immer quälender iſt jedes der Gefechte: aber wenn endlich die Seele dadurch geſchwächt iſt, ſo ſind die Anfälle obgleich ſtets ungewiß, doch weniger heftig, nur bisweilen, wie bey einer jezt verlöſchenden Lampe, wie beym lezten Todeskampf des Sterbenden, wird oft auf einmal ein ſtärkeres plözliches Feuer aufs neue ſichtbar.

Auch jene Ingredienzien der ſtreitenden Leidenſchaften wechslen ſtets. Bald eine gröſere, bald eine geringere Anzahl aus der ganzen Summe, bald dieſe, bald jene derſelbigen ſtrömen die Seele vorüber. Der Grad und die Dauer des Gleich- oder Uebergewichts, das beede Abwechslungsweiſe haben, ſind eben ſo veränderlich.

II. Abhandlung.

Entſcheidung des Kampfs.

Aber zulezt muß ſich doch der lange Streit nach oft verſuchten, und oft wieder zurückgeſchlagenen Anfällen, ſeinem Ziele nähern.

Unent-

Unentschiedenheit.

Bisweilen endet sich der Kampf eigentlich gar nicht. Indem wir noch unentschlossen diß oder jenes zu wählen, umher wanken, ist eines, oder beedes gänzlich, und auf immer entflohen. Dieser Fall erfolgt, so oft der Gegenstand des Kampfes noch eher aufhört, als einer jener unten angeführten Entscheidungsgründe statt findet. Wann, wie sehr oft geschieht, gar nicht handeln, nachtheiliger ist, als sich zum schlimmern von beeden bestimmen, so stürzt uns unsere Unentschiedenheit in ein grösseres Labyrinth, als das, so wir zu vermeiden suchten; oft ziehen wir uns auch dadurch die Nachtheile von beeden, ohne den Vortheil von einem zu. Bisweilen, wenn, auch gegen unsere Meinung, nicht handeln besser war, als das schlimmere wählen, so segnen wir nachmals unsere Unentschlossenheit, unsere Schwäche.

Wahl des mittlern Wegs.

Weil durch diß Mittel keines der streitenden Gefühle ganz verlezt, die Vortheile von beeden wenigstens zum theil erhalten, kurz, beede Neigungen befriediget scheinen, so wählen wir oft den mittlern Weg, wie der von zwey verschiedenen Seiten gestossene Körper die Diagonal-Linie. Bisweilen ist dieser mittlere Weg gerade die schlimmste Parthie, die wir nur

nur ergreiffen konnten. Wir verlieren dadurch die Vortheile von beeden, und ziehen uns die Nachtheile von beeden zu. Man ſtraft in unſerm Falle den Böſewicht, um der Pflicht, man ſtraft ihn gelinde, um der Liebe gegen ihn Genüge zu leiſten, und dadurch wird weder die Liebe des beleidigten Freundes, noch das Wohl des ſeufzenden Vaterlandes erhalten, ſondern mit einem mal der Haß des einen, und das Verderben des andern bereitet. Indeſſen iſt dieſer mittlere Weg nicht immer ſo ſchädlich, ja oft wird der Entſchluß, den wir nur aus Schwäche gefaßt und ausgeführt, durch einen glücklichen Zufall vortheilhafter, als wenn wir mit ſtarker Seele nur das was uns das Weiſeſte geſchienen, gewählt haben würden.

Wahl eines der entgegen geſezten.

Wählen wir eine von den entgegen geſezten Parthien, ſo ſind überhaupt folgende Fälle möglich.

Entſcheidungsgründe.

Eine von den beeden Leidenſchaften erhält eine auſſerordentliche Erhöhung, indem ſie die Seele in einer für ſie beſonders vortheilhaften Stimmung antrifft, das heißt, indem durch vorhergehende und gegenwärtige Beſchaffenheit der Eindrücke, des

Körpers, und der äusserlichen Umstände, Sinne, Einbildungskraft, Verstand, Neigungen und Empfindung, in einem solchen Grade und Richtung sind, daß sie mehr die Pflicht als die Liebe, oder mehr diese als jene begünstigen; z. E. die weiche in sanfte Empfindung zerschmolzene Seele in der Stille der Abenddämmerung öffnet sich der Liebe, und verschließt sich der strengen grausamen Pflicht.

Schon der Grad allein kann einer Neigung mehr als der andern vortheilhaft seyn, wie wir unten bey einer andern Gelegenheit zeigen werden.

Oft sind es andere gegenwärtig vorhandene Empfindungen, die sich mit einer der Leidenschaften verbinden, und dadurch derselbigen ein Uebergewicht geben. Ausser den, ihrer Natur nach, einer mehr als der andern günstigen, und also zu ihrer Unterstüzung sich vereinigenden Eindrücken kann man das Gesetz festsezen: daß sich gewöhnlich die Schmerzen, die man jezt leidet, und die man durch Zerstreuung überhaupt, oder durch angenehme Empfindungen zu verbannen strebt, mit der geliebten Neigung, und Freuden, die uns jezt vielleicht gegen Freuden anderer Art gleichgültiger, und gegen dem gütigen Schöpfer dankvoller machen, mit der Pflicht vereinigen. Ein Jüngling kämpfte lange mit einer wollüstigen Neigung, und stets sie-

gend

gend über ſeine Begierden, erlag er ihnen einmal nur, da ſein Herz durch einen fürchterlichen Schmerzen gepeinigt war. Indeſſen kann doch der Schmerz auch die entgegen geſezte Wirkung haben, ſo fern wir ihn, wann wir einmal hineingeſunken, weniger als aus der Ferne fürchten, und die Freude kann hingegen das Herz erweichen, daß es den drohenden Schmerzen nicht entgegen zu ſtehen vermag.

Schon die Abweſenheit zerſtreuender Eindrücke bey einer, giebt, wenn die andere nicht gleichen Vortheil genießt, das Uebergewicht.

Man ſieht leicht, daß, wenn nachtheilige Stimmung, und nachtheilige oder auch nur fremde zerſtreuende Eindrücke gegen die andere Neigung ſtreiten, gleicher Erfolg, der Sieg der erſten, dadurch erzeugt werde.

Aber wenn wir auch keine Rückſicht auf diejenige Veränderungen nehmen, die durch fremde Zufälle in der Seele gewirket werden, ſo liegt in dem Fortgang des Kampfes ſelbſt etwas, das die Entſcheidung auf eine Seite beſchleunigt *).

Je länger der Kampf dauert, deſto leichter geſchieht es,

*) Die Fortdauer des Kampfs ſelbſt ſchadet einer Neigung mehr als der andern, je weniger auf feſte ewige Grundſäze und herrſchenden Character der Seele ſie gebauet, und je mehr ſchmerzhaft ſie iſt, deſto mehr leidet ſie von der Zeit Schaden.

daß man sich vornimmt nicht nachzugeben, weil man sonst alle bisherige Qualen umsonst erlitten, alle erkämpfte Früchten mit einem mal verlieren würde, und der Fall jezt nur um so schändlicher wäre; diesem Entschluß, durchaus nicht nachzugeben, diesem Eigensinn, standhaft zu bleiben, können wir ausser obigen Folgen nicht ohne Beleidigung unserer Ehre, und unangenehmes Bewußtseyn unserer Unvollkommenheit ungetreu werden, und er kann daher bey sonst gänzlichem Gleichgewicht beeder Theile gar leicht der Neigung das Uebergewicht geben, auf die er sich wegen irgend einer oft zufälligen Ursache hinneigt. Doch gewinnt, von dieser Seite betrachtet, mehr die unangenehme Neigung.

Lange gequält vom Kampf, füllt nun die matte Brust eine heftige Begierde den Streit zu endigen, und diejenige siegt, bey der diese neue Begier die Seele zum erstenmal und am stärksten überfällt.

Endlich ermüdet der Streit die lang umher gewälzte Seele, alle ihre Kräften verschwinden, dann hat sie, indem eine Neigung sie erfüllt, und alle ihre noch übrige Kräfte an sich gerissen, keinen Raum mehr die entgegen gesezte aufzufassen. Diejenige siegt, die zum erstenmal die Seele in dieser Ermattung antraf, sie erfüllte, und ihr dadurch alle Kräfte zum Widerstand raubte. Man hat oft gesehen, daß einer bey einer Mattigkeit des Kör-

pers,

pers, bey einer durch Hypochondrie und andere Urſachen geſchwächten Seele, von einer Neigung überwältiget wurde, die er ſtets ſiegreich bekämpfet hatte. Ueberdiß kann der Zuſtand der Mattigkeit noch insbeſondere mehr der einen als der andern günſtig ſeyn.

Aber ſelbſt der Schwung, in den der Kampf die Seele ſezt, und der auch am Ende noch wenigſtens Abwechslungsweiſe ſich zeiget und verſchwindet, kann einen ſo auſſerordentlichen Grad erreichen, daß die Seele, ganz erfüllt von der einen Neigung, der andern keinen Raum mehr geſtattet. Sie ſiegt, weil die andere gar nicht, oder nicht früh genug, mehr zu Hülfe eilen kann. Vielleicht daß die Stärke an ſich für eine Art mehr als für die andre paßt, und daß daher der Sieg auf jene Seite übergeht. Man hat Erfahrungen daß gewiſſe Menſchen im Zuſtande der höchſten Lebhaftigkeit, der Trunkenheit ꝛc. immer von gewiſſen beſtimmten Vorſtellungen und Affecten hingeriſſen worden, indeß andere faſt gänzlich ausgeſchloſſen waren. Ein Jüngling war in dieſem Zuſtand immer von Liebe erhizt, ein Weib immer von Furcht des jüngſten Gerichts geplagt. Je ſinnlicher und lebhafter die Ideen, deſto paſſender ſind ſie zu jenem Zuſtande der höchſten Lebhaftigkeit.

Wirkungs-Art dieser Entscheidungsgründe.

So bald durch alle diese Gründe eine der Neigungen ein Uebergewicht erhalten, so wird sie so lebhaft, wenigstens im Verhältniß gegen die andere, daß diese nun nicht länger sie umzustürzen vermag, Entschluß und Wille stehen unerschüttert, und die Handlung wird ausgeführt; es ist hiebey einerley, ob, wie im Anfang und Mitte die siegende Neigung sehr heftig, oder wie bisweilen am Ende schwach aber doch stärker als die andere ist, einerley, ob die Lebhaftigkeit aus der Menge, oder aus der intensiven Kraft der Eindrücke entsteht.

Oft ist es nicht einmal überwiegende Lebhaftigkeit, wodurch der Sieg erhalten wird, sondern nur ein so grosser Grad der Lebhaftigkeit in einer, daß die Ausführung nicht zurückgehalten werden kann, und plözlich erfolgt, ehe die andere zu Hülfe eilen kann. Dann ist die erstere nicht stärker, als die zweyte in ihrer vollen gesammelten Kraft wäre: aber, da sie plözlich zur Ausführung geschritten, so sammelt die andere nun vergebens ihre zerstreute Macht. Eben dieß erfolgt, wenn die erstere an sich so dauerhaft, die andere an sich so langsam ist, daß die Ausführung vor der Gegenwehr der andern vollendet ist.

Aber noch wirkt die Seele auf verschiedene Art. Die Leidenschaft verführt den Verstand auf ihre Seite zu tretten, und siegt dadurch. Mit einem

mal

mal iſt der ehrgeizige Cäſar überzeugt, daß er nur gegen ſeine und ſeines Vaterlands Feinde, nicht gegen ſein Vaterland fechte, und plötzlich iſt der Kampf geendet, der Krieg entſchieden, und er ſpringt entſchloſſen über den Rubikon.

Oft ſiegt die Leidenſchaft gegen Leidenſchaft, Gefühl unmittelbar gegen Gefühl, die Bruderliebe ſinkt, die Pflicht ſteigt in Timoleons Herzen, und die ſchreckliche Einwilligung zum Tode des Bruders iſt gegeben.

Ich habe ſchon mehrmal die Bemerkung gemacht, daß dieſer auf ſo mannigfaltige Art erlangte Sieg noch auf eine andere Art ſich unterſcheidet: jezt ſiegt die überwiegende Leidenſchaft auf einmal, die gedemüthigte wagt keine oder nur vergebene ſchwache Anfälle, unvermögend den Entſchluß wieder umzuſtürzen, oder der Sieg wird noch einmal noch mehrmalen nach Augenblicken, nach Stunden, nach Monaten, oder Jahren aufs neue angefochten, zweifelhaft gemacht, oder gar entriſſen, und dann erſt wieder aufs neue errungen.

V.

Von der Gewohnheit verschiedener Völker, die wegen Gebrechlichkeit, Alter und andern Zufällen, unbrauchbare Personen zu tödten.

Quamquam animus meminisse horret, luctuque refugit.

Viele Schriftsteller, gewohnt an die mancherlei wirklichen und scheinbaren Vorzüge eines verfeinerten Weltalters, haben von jenen Stämmen und kleinen Völkern, welche der Sprachgebrauch ohne Unterscheidung Wilde nennt, ein schreckliches Bild gezeichnet. Elterliche Zuneigung, sagen sie, kennen dieselbe nicht; ihre Weiber betrachten und behandeln sie wie Lastthiere; alles was sie von Liebe wissen, ist thierische Brunst. Für die Freude und das Wohl aller andern, sogar ihrer Blutsfreunde, haben sie kein Gefühl; ihre Begierden sind selbstsüchtig, ungestümm, gewaltthätig und unmenschlich. Kurz, in den Augen dieser Schilderer sind sie Ungeheuer, zu jeder Abscheulichkeit fähig, welche die lebendigste Fantasie nur denken kann *).

Unter

*) Hieher gehören vorzüglich Iselin in seiner Geschichte der Menschheit, und Paw in Recherches philosophiques sur les Americains. Obiges stehet fast wörtlich in diesen beeden.

Unter allen Sitten, welche den Wilden diesen schwarzen Ruf zugezogen haben, scheint keine barbarischer zu seyn, als die Gewohnheit: Kinder, Anverwandten, selbst Mütter und Väter zu tödten, so bald sie durch Gebrechlichkeit, Alter oder andere Zufälle unbrauchbar geworden sind. Aber auch diese verliert sehr vieles von ihrer scheinbaren Gräßlichkeit, wenn man ohne mädchenhaftes Mitleiden und unzeitige Empfindsamkeit den Ursprung und die Beschaffenheit derselben genau erwägt.

Der größte Theil dieser Nationen lebt von dem Fischfang, der Jagd und dem Raube; immer auf der Wanderschaft, zwischen wilden Thieren, oder in Gefechten, oft dem Hunger und allen Schlägen des Mangels und der rauhesten Witterung ausgesezt. Ihr Geschäft ist eine beschwerdenvolle Arbeit, ihr Heil im Pfeil und Bogen, ihr Glück und ihre Grösse liegt in der Gesundheit und den körperlichen Vorzügen. Ohne diese Eigenschaften taugt weder Mann noch Weib etwas, denn beinahe durchgehends ist des leztern Bestimmung Feldbau, und mühselige Hausarbeit. Deswegen läßt auch die gleichmessende Vorsicht dieselben lang im Genusse der schärfsten Sinnen, der wunderbarsten Behendigkeit und unerschütterlichsten Leibesstärke. Aber endlich kommen Alter, Wunden oder andere Zufälle, nehmen die Kraft derselben weg, und nun

ist ihr Werth, ihr Ansehen und ihre ganze Lebensfreude dahin. Es sind zwar die Wilden, wenn sie nicht durch besondere Umstände ganz thierähnlich geworden sind, so gefühllos nicht, daß sie ihren Eltern und dem Alter überhaupt, als dem Schaze der Kriegs- und Jagderfahrenheit, Liebe und Ehrfurcht versagen sollten *). Allein was hilft alle Sorgsamkeit für die Veraltete und Untüchtiggewordene bei einer Horde, die ihr Leben so häufig auf der Flucht zwischen tausendfachen Beschwerden und Gefahren schleppen muß? Sie müßten dennoch auf die jämmerlichste Art zu Grunde gehen. Der Leichtsinn der Nordamerikanischen Wilden ist so unbegreiflich groß, daß sie niemals auf die Zeit des Mangels etwas aufsparen. Kömmt die Noth, so lauffen sie oft 200—300 Seemeilen im grimmigsten Winter durch kahle beeißte Länder, ohne Zelten zu haben, oder irgend einen Schirm vor Regen, Schnee, Sturm und Kälte. Bei der Nacht machen sie sich einen Zaun von Gesträuch, eine Schuzwehr wider das Ungestümm und die wilden Thiere. Finden sie aber bei kommender Finsterniß kein Gehölz, so legen sie sich unter den Schnee, so gräßlich ist oft die Kälte. Aber alles dieß Ungemach ist nichts gegen den Hunger, den sie

*) Hievon verdient Carvers Reise durch Nordamerika nachgelesen zu werden.

sie oft ausstehen müssen. Hier fressen sie Weib und Kinder auf *).

Kein Wunder also und keine Schande für die Menschheit, daß die Völker in solcherlei Umständen frühzeitig auf den Gedanken kamen, die unbrauchbaren und lästigen Personen zu tödten! Diese Gewohnheit herrschte höchst wahrscheinlich bey allen rohen Nationen, diejenigen ausgenommen, welche mit dem Volke Gottes Gemeinschaft hatten, oder in glücklichen äussern Umständen lebten, wie einige morgenländische Hirtenvölker. Man darf dieses aus der Analogie vermuthen, ungeachtet die Geschichte bei manchen Nationen davon schweigt. So schrecklich übrigens der Gebrauch scheint, so ist er dennoch, wiewol nach Maasgabe der Umstände, in Absicht und Wirkung ein wahres Werk der Barmherzigkeit. Rührender liefert daher auch weder Geschichte noch Dichtkunst etwas, als die Auftritte bei solchen Gelegenheiten sind, wo ein liebevoller Kampf zwischen Sohn und Vater vorgeht. Einige Schriftsteller haben Erzählungen solcher Scenen geliefert, wovon im Verfolge verschiedenes angemerkt werden soll.

Unter den Völkern, bei welchen die Geschichte diesen Gebrauch angetroffen, kommen die uralten äthiopischen Hirtenstämme vor, Troglodyten genannt.

Wer

*) Allgemeine Reisen. Leipz. Ausg. in 4to. Th. 16. S. 657.

Wer bei ihnen vor Alter den Heerden nimmer nachziehen konnte, den erstikte man durch einen um den Hals gewundnen Ochsenschweif. Weigerte sich einer, so wurden ihm Vorstellungen darüber gemacht; hernach aber durfte ihm jeder mit einem Stricke das Leben nehmen. Auch die Gebrechlichen und Unheilbaren mußten alle, nach einem Gesez, aus dem Wege geräumt werden. Denn das hielten sie für das größte Unglück, sagt Diodor, wenn einer sein Leben liebte, und dennoch nichts desselben würdiges mehr thun konnte. Daher sah man auch unter den Troglodyten nur gesunde und starke Leute, weil keiner 60 Jahre überlebte *). Auf eine ähnliche Weise starben die Tybarenischen Greise **), denn sie wurden, besonders wenn sie geliebt waren, an Bäume aufgehängt, die Sardensischen aber wurden von ihren Söhnen mit einer Keule erschlagen, denn das Gesez sagte: Es sey unge-

*) Diodorus Siculus, libr. 3. cap. 33. ex Wesselingii edit. T. I. p. 198. 199. Man wird aus dem folgenden sehen, daß ich nichts baue auf das Zeugniß eines solchen Geschichtschreibers allein, als Strabo, Aelian, Herodot, u. s. w. welche von den ungereimtesten Ammenmährchen so voll sind, wenn ihre Nachrichten nicht von andern bestätiget und durch die Analogie glaubwürdig gemacht werden.

**) Hieronymus adversus Jovinianum.

unge[illegible], daß ein abgelebter Greis, mit einem untüchtigen Leibe, am Leben bleiben sollte *).

Diese Todesarten waren noch die gelindesten. Die Kaspier schlossen ihre Eltern und Anverwandten, so bald sie 70 Jahre erreicht hatten, in einen Hungerthurm; und die Baetrianer sollen sogar eigne Hunde, Todtengräber genannt, erzogen haben, welchen man die veralteten und unheilbare Personen lebendig vorwarf. Hieronymus, der dieses bestätiget, sagt ein gleiches von den Hirkaniern, und sezt hinzu: als Nikanor, Alexanders Feldherr, diese Gewohnheit hätte abschaffen wollen, so habe er fast die ganze Provinz verlohren **). Noch grausenvoller, wiewohl menschlicher, war der Gebrauch bei den Derbicen, Massageten, Padaern und andern Indischen Nationen. Erstere erdrosselten und begruben ihre alten Weiber, die Männer aber wurden nicht zur Erde bestattet, sondern von den Anverwandten als bei einem Opferschmause verzehrt***). Das nämliche thaten die Massageten, ein Skythisches Volk, in der Meinung: es sey besser, daß der Blutsfreund vom Blutsfreunde, als von den Wür-

*) Aeliani histor. var. libr. 4. cap. 1. ex Gronovii edit. p. 327.

**) Strabo libr. XI. Hieronymus loc. cit.

***) Strabo l. c. Aelianus p. 330. Hieronym. l. c.

Würmern gefressen würde *). Aus gleichem Grunde thaten es die Padaer in Indien, von welchen Herodot also: „Wird ein Bürger oder eine Bürgerin krank, so schlagen den Mann seine beste Bekannten todt, und sagen, wenn ihn eine Krankheit auszehrte, so kämen sie ja um sein Fleisch. Wenn er gleich seine Hinfälligkeit läugnet, so tödten sie ihn doch, und bereiten sich einen guten Schmaus aus ihm. Ist aber eine Frau krank, so gehen ihre Freundinnen auf gleiche Art mit ihr um. Wird einer ein Greis, so wird er ebenfalls geschlachtet und verzehrt, daher auch wenige zu einem hohen Alter gelangen „ **). Pomponius Mela bestätiget dieses weiter, wenn er sagt: „Einige Indische Stämme schlachten ihre Eltern und Anverwandten, eh sie durch Alter oder Krankheit abgezehret werden, wie Opferthiere. Ihre Eingeweide dann aufschmausen, wird für recht und kindliche Liebe gehalten. Befällt einen aber Alter oder Krankheit (unvermuthet,) so entfernt er sich von den andern, und erwartet sein Ende ohne Angst in einer Einöde. Die Tapferern und Weisere hingegen erwarten den Tod nicht, sondern sie holen ihn selbst freudig herbei, indem sie sich in ein Feuer stürzen „ ***). Diese Gewohnheit seine Bluts-

*) Hieronymus l. c.

**) Libr. 3. c. 49.

***) Pomp. Mela L. 3. cap. 7. ex Gronov. edit. p. 275.

Blutsfreunde und Anverwandten aufzuessen mag die grauenvolleste Unmenschlichkeit scheinen, entstand aber gewiß mehr aus verwandtschaftlicher Zärtlichkeit, als einer widernatürlichen Rohheit. Unter den neuern Nationen sollen die Chirihuanas das nämliche gethan haben *). Uebrigens sind von den Völkern des Alterthums noch die Sogdianer **), Lukaner und alten Athener ***) wegen dem Gebrauch, ihre Greise und Unheilbare zu tödten, in der Geschichte bekannt.

Eben so häuffig treffen wir denselben bei den wilden Nationen neuerer Zeiten an. In Amerika herrschte er ehmals bei allen rohen Stämmen des festen Landes von der Hudsonsbai bis zum Platastrom ****). Aus den genauen und umständlichen Erzählungen, welche Augenzeugen davon geliefert haben, erhellt unwiderlegbar zur Ehre der Menschheit, daß die schreckliche Verrichtung eigentlich ein Dienst der Liebe, ein Werk der Barmherzigkeit ist. Man findet mehrere höchsterschütternde Ge-

*) Garcilasso histoire des Yncas Livre 7. ch. 17. (Amsterdam 1704. p. 216.)

**) Nach Plutarch Orat. de Alexandri fortitud. brachte sie der grosse Eroberer davon ab.

***) Schefferi nota 10. ad Aelian. l. 4. cap. 1. ed. cit. pag. 327.

****) Robertsons Gesch. von Amerika, 1 Th. S. 465.

Geschichten, wo ein veralteter Greis von den Seinigen mühselig auf der Flucht fortgeschleppet, bittend rufet: „Hack mir das Haupt ab, ich bin untüchtig!„ und hierauf ein Jüngling gerührt den Rüstzeug ergreift, und die fürchterliche Bitte erfüllt *). In der Art dieser Dienstleistung aber herrschet eine grosse Verschiedenheit. Einige Nationen verlassen blos die abzuscheidenden Personen; bei andern erschlägt man sie, bei andern sezen sie sich selbst in ihr Grab. Bei vielen geschiehet es mit einer Feierlichkeit, die etwas grosses und pathetisches hat. Es kann nicht uninteressant seyn, nähere Umstände davon zu hören.

Ward ein Mann oder Weib bei den Hottentotten vor Alter oder Krankheit ganz kraftlos, so trug man zwar Sorge für ihre Genesung, wenn nämlich die Person ihren Unterhalt noch gewinnen konnte. Ja, wenn der ganze Kral **) aufbrach und hinwegzog, so lud man dieselbe auf einen Lastochs und ließ sie mitwandern. Wenn sie aber allzualt und abkräftig wurde, und keine Nahrung mehr suchen konnte, so dachte man darauf, sie aus dem Wege zu schaffen. Ihre Verwandten oder Nächsten giengen hinaus in eine Wildniß und suchten

*) Lafitau mœurs des Sauvages ed. 1724. in 4. Tom. I. p. 489.

**) Stamm, Gemeinde.

ten einen Ort auf, wo ſie eine Hütte von Laub und Reiſern aufſchlugen. Hierauf zeigten ſie der Kral ihr Vorhaben an. Wenn ſie von dieſer die Genehmhaltung erlangt hatten, ſo rüſteten ſie der todtbeſtimmten Perſon noch einen Abſchiedsſchmaus zu. Nach dieſem aber ward ſie auf einen Laſtochſen geladen, in Begleitung der ganzen Kral in die Einöde geführt, und in die Hütte gebracht. Man hinterließ ihr einige Nahrung, nahm Abſchied, und verließ ſie dann auf immer. Auf dieſe Weiſe mußte die abgelebte Perſon entweder bald vor Hunger und Durſt ſterben, oder einem wilden Thiere zum Raube werden. Dieſes Schickſal war den Armen wie den Reichen gemein *).

Weit rührender gehen die Nordamerikaner zu Werke **). Kömmt ein Mann in den Stand der Kraftloſigkeit, ſo wird ein Geſchlechtsgaſtmahl angeſtellt. Hier erfreuet ſich zum leztenmale der Greis unter den Seinen, ſtehet hernach auf und legt ſeinen Kindern in einer Rede ſeine lezten Wünſche und Ermahnungen an das Herz. Nach Endigung derſelben reicht er ſeinem geliebteſten Sohn

oder

*) Kolbs Beſchreibung des Vorgebürgs der guten Hoffnung. 2 Th. S. 544. u. f.

**) Allgemeine Reiſen, 17ter Band, S. 70.

oder Enkel einen Strick, wirft ihn sich selbst um den Hals, und bittet denselben dann ihn zu erdrosseln. Worauf sein Befehl auch vollstreckt wird. Ellis, welcher bei den Bewohnern der Hudsonsbucht solche Auftritte selbst gesehen, liefert eine umständlichere Nachricht davon, welche ich hier beifüge: Wenn ein Vater oder Mutter in ein Alter kommen, sagt er, wo sie nimmer arbeiten können, so gebieten dieselben ihren Kindern sie zu erwürgen. Dieses ist eine Pflicht des Gehorsams, welche sie nicht unterlassen dürfen. Der Veraltete steigt in eine Grube, die zu seinem Grabe bestimmt ist, unterredet sich darinn eine Weile, raucht eine Pfeiffe Tobak, und trinkt einige Gläser starken Getränks. So bald er den Wink gibt, wird ein Seil um seinen Hals geschlungen, und weil derselbe von verschiedenen Seiten angezogen wird, so erstickt er alsbald. Die Söhne bedecken hierauf seinen Leichnam mit Sand, und errichten auf dem Grabe einen Steinhaufen. Ein kinderloser Greis verlangt diesen Liebesdienst von seinen Freunden; weil es aber bei diesen nicht Pflicht ist, so muß er oft mit Bedauern eine abschlägige Antwort hören. Daß aber ein Lebenssatter Hand an sich selbst legt, wird nie gesehen *).

Alle

*) An account of voyage for the Discovery of a north-west passage by Hudsons Streight in the year 1746. and 1747. p. 191.

Alle angeführten Völker, bei welchen wir diese Gewohnheit, das Greisenleben abzukürzen, gefunden haben, standen auf einer niedern Stufe der Entwicklung. Aber sie zeigt sich auch, und zwar mit einem noch heldenmäßigern Glanze, bei andern, die sich aus dem wilden Stande mehr herausgehoben hatten, deren Sitze fester, deren Verbindungen einem Staate näher kamen, kurz, die in der eigentlichen Heldenzeit lebten. Bei ihnen sind Vorzüge des Leibes und der Stärke als Wege, zur Macht und Herrschaft, ein noch grösseres Gut; Todesverachtung ist die erste Erfordernis zu einem Manne, und seine schönste Zierde. Daher der häufige Gebrauch bei kriegerischen Völkern aller Welten und Zeiten sich selbst zu tödten, eh ihnen das Alter ihre Schwerter aus der Hand, und ihren Lebenstagen die Freude nehmen konnte. Hier krönten sie gleichsam noch auf dem Scheiterhaufen, durch den Giftbecher, oder irgend eine andere freiwillige Todesart ihren thatenvollen Lebenslauf. Eine Folge dieser ruhmliebenden Grundsäze, zum Theil auch Wirkung der Stoischen Lebensweisheit, war das Ceensische Gesez *), kraft dessen die Veralteten, so bald sie ihre

*) Aeliani hist. var. libr. 3. cap. 37. Wahrscheinlich hat die Stoische Philosophie vieles von ihren Grundsäzen in Ansehung des Selbstmordes aus dieser Völkergewohnheit ursprünglich hergenommen.

Erschwachung am Geist und Leibe fühlten, Schierling tranken, und das so feierlich und frölich, als ob sie bei einem Gastmahl oder einem Opfer wären.

Schrecklicher und schimmernder noch äusserte sich auf ähnliche Weise die Todesverachtung andrer Völker, besonders der unbändigen Nordländer. Silius Italicus *) bezeugt es von den Kantabriern in Spanien, wenn er von ihnen singt:

Mirus amor populo, cum pigra incanuit ætas
Imbellos jam dudum *annos* prævertere *Saxo*.

Und Solinus **) von den Hyperboreern ein gleiches: „Den Tod, sagt er, holen sie herbei und „beschleunigen durch einen Selbstmord die Langsamkeit des Abscheidens. Wer (vor Hinfälligkeit) seines Lebens satt ist, schmaust und schmücket sich, „und stürzt sich dann von einem bestimmten Felsen „hinab in das Meer, das beste Begräbniß nach „ihrem Glauben.„ Noch lange nachhin war vor Alter sterben bei den mitternächtlichen Nationen ein unrühmlicher Hintritt, Kerlingadaude genannt, d. i. Altenweibertod. Odin entleibte sich selbst, und wer nachher zu ihm in Walhalla erhoben werden wollte, mußte entweder ein gleiches thun, oder im Gefechte fallen. Die nordische Sagen wimmeln von hiehergehörigen Geschichten.

Hie-

*) Lib. 3.

**) Solinus de memorab. mundi, cap. 16.

Hievon stammte wahrscheinlich die Gewohnheit der Heruler, eines Gothischen Volks, ihre Greisen und Verkrankte zu erwürgen, denn eine Mitquelle des nordischen Selbstmords möchte sie schwerlich seyn. Wer aus ihrer Nation von Alter oder Krankheit niedergedrückt wurde, der mußte bei den Seinigen bitten, ihn aus dem zeitlichen Elende wegzunehmen. Hierauf errichteten diese einen hohen Scheiterhaufen, sezten den Hinfälligen drauf, und liessen ihn von einem andern Heruler mit einem Dolch erstechen. Dieser aber (welches merkwürdig ist) durfte nicht aus der Verwandtschaft seyn: denn daß einer seinen Blutsfreund tödten sollte, hielten sie für sündlich. So bald der Hinrichter hervorgetretten, ward plözlich der Scheiterhaufen angezündet, und wenn er abgebrannt war, wurden die Gebeine des Getödteten begraben *). Ein ähnliches thaten die Veneder, und, welches sehr zu merken, die Preussen **), die alten Lüneburger und andere umliegende Nationen, wiewol aus ganz andern Beweggründen. Die unglückliche leibeignen Landleute konnten es noch im 14ten Jahrhundert wegen dem Drucke der Armuth nicht unterlassen. Levinus von Schulenburg, Märkischer Landeshauptmann, bekannt um das Jahr 1220. errettete in

*) Procop. hist. Goth. libr. 2.

**) Hartknoch antiq. Pruss. Diss. 12. p. 188.

der Gegend von Lüchou einen Mann, welcher wegen Hinfälligkeit so getödtet werden sollte, aber hernach noch 10 Jahre als Thürhüter bei ihm lebte*). Ein anderes sehr rührendes Beispiel hievon erzählt Albert Kranz beim Anfang des 14ten Jahrhunderts. Als nämlich einmal eine Gräfin von Mansfeld über die Lüneburger Haide reißte, hörte sie in einem nahen Gebüsche ein klägliches Flehen und Seufzen. Sie gieng auf ihrem Wagen hin, und erblickte einen Greisen, welcher, die Hände auf den Rücken gebunden, um sein Leben bat. Neben ihm stand ein Mann, der eine Grube machte. Die Gräfin fragte ihn, was er hier thue. „Meinen Vater, erwiederte dieser, welcher sein Brod nimmer verdienen kann, will ich begraben.„ Ueber diese Antwort entsezt, fuhr sie fort: Fürchtest du denn Gott nicht, welcher geboten hat seine Eltern zu ehren und niemand zu tödten, am wenigsten seinen Vater? — Meinen vielen Kindern, versezte hierauf der Mann, kann ich das Brod nicht wegnehmen und es diesem unnüzen Alten geben; beede zumal aber kann ich nicht ernähren. Die Gräfin warf ihm einige Silberstücke zu, und erinnerte ihn, seinen Vater ja nicht umzubringen. Er versprach es auch, aber nur auf so lang, als dieses Geld

*) Keisler antiq. select. Septentr. p. 148.

Geld zur Ernährung hinreichen würde. — *) Von diesen traurigen Verrichtungen, oder wenigstens einer solchen Geschichte, hat ein Wäldchen an der Gränze der Altmark, nahe bei Lüchou, nach Reißlers Vermuthung, den Namen Jammerholz.

Aus jenen Gründen, welche die Nationen zur Ermordung ihrer Väter bewegen konnten, erklärt sich auch zum Theil das Tödten oder Aussezen der Kinder. Bei einem Stamme, wo aus Mangel der mindesten Heilkunde, überflüssiger Nahrung, und eines ruhigen gefahrlosen Lebens unsre Auskunftmittel unmöglich sind, oder wo Stärke und leibliche Vollkommenheit für das einzige Verdienst gehalten werden müssen, da sind krüppelhafte und gebrechliche Kinder eine unbehaltbare Last. Oft gerathen, wie schon oben bemerkt worden, die Wilden in eine Hungersnoth, wo sie ausser Stande sind dieselben zu ernähren, sondern sich ihrer zum eignen Unterhalte bedienen müssen. Jeremie, ein französischer Statthalter, kannte einen Amerikaner, welcher sein eignes Weib und seine sechs Kinder aufgefressen hatte. Als er denselben deswegen befragte, gab dieser: erst bei dem lezten sey ihm sein Herz weich geworden. Weil er es am meisten geliebt hätte, so habe er ihm diesen Rang gegeben;

*) Alb. Kranzii Wandalia. lib. 7. cap. 48. Hanoviæ 1619. fol. p. 175.

und da er ihm, um das Gehirn zu essen, den Kopf eröfnet, so hätte er solche Rührungen empfunden, daß er keine Kraft mehr gehabt, ihm die Beine zu zerbrechen und das Mark *) herauszusaugen. Man lasse sich aus diesen Gründen nicht verleiten, den Wilden eine mehr als viehische Fühllosigkeit zuzuschreiben, sondern sehe nur daran, was der Drang des Hungers und äusserſten Elends vermag. Jene mißkannte Menschen hegen dennoch eine Liebe zu ihren Kindern, zärtlicher als unter tausend unsrer empfindsamen Mütter nicht eine. Von den nämlichen Hudsonern erzählt Ellis folgende Geschichte, **) welche so zu sagen vor seinen Augen geschah: Zwei Boote giengen mit einander über einen sehr breiten Fluß. Als sie mitten auf dem Wasser waren, wurde dasjenige von den Wellen umgeworfen, welches den Indianer mit seinem Weib und Kinde führte. Alle drei kamen zwar glücklich in den andern Kahn; er war aber allzuklein sie sämtlich zu retten. Jezt entstund ein Wortwechsel, nicht darüber, ob der Mann für das Weib, oder das Weib für den Mann sterben sollte, sondern einzig und allein, wie der Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Liebe zu erretten sey. Sie erwägten einis

*) Allgem. Reisen, Th. 16. S. 648.

**) Ibid. S. 656.

einige Zeit, wer von ihnen beiden zu Erhaltung deſſelben am nüzlichſten ſeyn könnte. Der Vater behauptete: in einem ſo zarten Alter bedürfe das Kind mehr des mütterlichen Beiſtandes; ſie hingegen: es hätte ſolchen einzig vom Vater zu erwarten, denn von dieſem müſſe es Jagd und Fiſchfang erlernen. Sie empfahl ihm hierauf niemals ſeine väterliche Sorgfalt gegen das Kind zu verſäumen, und ſtürzte ſich in den Strom, wo ſie bald ertrank. Der Mann aber kam mit ſeinem Kinde glücklich an das Ufer.

Man ſieht alſo daß dergleichen und noch minder rohen Völker, als die alten Preuſſen, die alten Athener und andre, größtentheils durch Mangel und Noth zu dergleichen Thaten gebracht worden. Lycurg aber, der die Kinder als Mitglieder dem Staate gehörig anſah, gebot es aus Grundſäzen, welche, nach der Lage der Umſtände und der Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen erwogen, nicht ſo abſcheulich ſind. Nach ſeinem Geſeze mußte jeder Vater ſein neugebohrnes Kind an den Ort Leſche tragen, wo es von gewiſſen Aelteſten unterſucht ward. Fanden ſie es wohlgeſtalt und geſund, ſo wurde ihm ein Antheil Landes beſtimmt, und es zur Erziehung zurückgegeben; war es hingegen gebrechlich und krüpelhaft, ſo lieſſen ſie es in eine Gruft Namens Apotheta verſenken. Denn das Leben eines ſol-

chen Geschöpfes hielten sie weder dem Freistaate, noch ihm selbst ersprießlich.

Bei den ältern Römern *) geschah das nämliche aus gleichem Grunde; bei den mittlern und neuern so verfeinerten Athenienfern hingegen aus einem ganz andern. Die Verfassung ihres Staates sezte sie vollkommen in den Stand, dergleichen grauenvolle Handlungen zu unterlassen. Aber Kunstliebe, Leichtsinn, und die alles verschlingende Sucht nach Wohlleben und Ueppigkeit, nicht aber der Grundsaz die Bürgeranzahl nach der Landesfruchtbarkeit einzuschränken, brachte sie zu einer Hartherzigkeit, daß sie nicht allein mit kränklichen und gebrechlichen, sondern auch gesunden Kindern so verfuhren, die Vatersgewalt auf die schrecklichste Art ausübend. Zwar wurden diese bejammernswürdige Wesen selten sogleich getödtet: aber man sezte sie doch an öde Oerter aus, wo sie der Barmherzigkeit andrer, dem seltnen unzuversichtlichen Dinge, überlassen wurden. Nachhin kamen öffentliche Aussezungs-Oerter auf, in Athen Cynosarges,

in

*) Nach Dionys von Halicarnaß befahl Romulus den Bürgern: alle Söhne samt den ältesten Töchtern zu erziehen. Waren aber die Kinder mißgestaltet und krüppelhaft, so erlaubte er das Aussezen. Doch mußten sie vorher fünf der nächsten Anverwandten gezeigt werden.

in Rom Columna lactaria, aber milderten das Schicksal jener Geschöpfe nur wenig. Für die Bürgertugend und den Staat überhaupt wär es in tausend Fällen gewiß besser gewesen, sie gar getödtet zu haben *).

Doch noch weit unmenschlicher sind die Chineser hierinn. Nach den übertriebnen Begriffen von der väterlichen Gewalt haben sie das Recht, ihre Kinder zu verkaufen. Sie könnten sich also wegen der angewandten Erziehungsunkosten entschädigen, oder im Falle der Armuth ihre Kinder wegschaffen: aber ihre Hartherzigkeit ist so groß, daß sie statt dessen dieselben lieber aussezen, oder gar mit eignen Händen tödten. Diese Gewohnheit sich nach Belieben ihrer Nachkommen zu entledigen, geschieht hauptsächlich auf eine dreifache grauserregende Weise. Entweder lassen die Gebährerinnen dieselben in einem Becken voll heissen Wassers ersticken, oder man wirft sie in einen Strom, und damit sie noch eine

*) Aristoteles hauptsächlich in Rücksicht auf das Mißverhältniß zwischen Bevölkerung und Landesfruchtbarkeit vertheidigt ebenfalls die Unterdrückung der Kinder: Wenn das Aussezen derselben, sagt er, durch ein Landesgesez verboten ist, so muß ihre Anzahl bei den Vätern bestimmt, und den Weibern die Leibesfrucht, so lange sie noch unbelebt, abgetrieben werden. Polit. L. 8.

eine Weile schwimmen und nicht sogleich sterben, wird ihnen ein Kürbis auf den Rücken gebunden. Oft schreien diese Unglücklichen auf das kläglichste, allein ohne Erbarmen zu erwecken. Die dritte Art aber ist mehr als viehischgrausam. Man sezt die Neugebohrnen des Nachts auf die Strassen aus, wo, besonders in Pekin, alle Morgen Schuttkärren hindurchfahren, welche diese Kinder aufladen, und dann in eine Grube werfen. Manche werden von mitleidigen Mahometanern herausgezogen; allein der meiste Theil ist schon vorher von den Hunden und Schweinen, wovon die Strassen voll sind, zerfezt oder gefressen. Nach der Jesuiten Berichte hat man 9702 Kinder gezählet, welche während drei Jahren dem Schindanger bestimmt waren. Hierunter aber wurden diejenige nicht gerechnet, welche erstickt, ersäuft, zu Pekin von den Pferden und Maulthieren zertretten, oder an denen Oertern hingewürgt wurden, wo keine Jesuiten sich aufhielten *).

Ausser diesen sind noch sehr viele Völker übrig, wo wir mit Schaudern den Kindermord antreffen: auf dem Eilande Formosa, dem sonst so beglückten Otaheite, und bei andern. Aber die Art desselben liegt wegen den Triebfedern ausser dem Kreise unsrer Betrachtung.

Ueber

*) Recherches philos. sur les Chinois & les Egyptiens.

Ueber das

gegenwärtige teutſche Theater.

1782.

Der Geiſt des gegenwärtigen Jahrzehends in Teutſchland zeichnet ſich auch vorzüglich dadurch von den vorigen aus, daß er dem Drama beinah in allen Provinzen des Vaterlands einen lebhaftern Schwung gab; und es iſt merkwürdig, daß man noch nie ſo oft Seelengröſſe zu beklatſchen, und Schwachheiten auszupfeiffen gefunden hat, als eben in dieſer Epoche — Schade, daß diß nur auf der Bühne iſt. Die Egyptier beſtellten für jedes Glied einen eigenen Arzt, und der Kranke gieng unter dem Gewicht ſeiner Aerzte zu Grunde — Wir halten jeder Leidenſchaft ihren eigenen Henker, und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derſelben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lobredner, und wir ſcheinen ſie über ihrer Bewunderung zu vergeſſen. Mich däucht, es verhalte ſich damit, wie mit den unterirdiſchen Schäzen in den Geſpenſtermährgen: Beſchreyet den Geiſt nicht! iſt die ewige Bedingung des Beſchwörers — Mit Stillſchweigen erhebt man das Gold — ein Laut über die Zunge, und hinunter ſinkt zehntauſend Klafter die Kiſte.

Aller-

Allerdings ſollte man denken, ein offener Spiegel des menſchlichen Lebens, auf welchem ſich die geheimſten Winkelzüge des Herzens illuminirt und fresko zurückwerfen, wo alle Evolutionen von Tugend und Laſter, alle verworrenſten Intriguen des Glücks, die merkwürdige Oekonomie der oberſten Fürſicht, die ſich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabſehbar verliert, wo, ſage ich, dieſes alles in kleinern Flächen und Formen aufgefaßt, auch dem ſtumpfeſten Auge überſehbar zu Geſichte liegt; — ein Tempel, wo der wahre natürliche Apoll, wie einſt zu Dodona und Delphos, goldne Orakel mündlich zum Herzen redet; — eine ſolche Anſtalt, möchte man erwarten, ſollte die reinern Begriffe von Glückſeligkeit und Elend um ſo nachdrücklicher in die Seele prägen, als die ſinnliche Anſchauung lebendiger iſt, denn nur Tradizion und Sentenzen. Sollte, ſage ich; — und was ſollten die Waaren nicht, wenn man den Verkäufer höret? Was ſollten jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen des Patienten ſie verdaute, wenn nur ſeinem Gaum nicht davor eckelte? — So viele Don Quixotes ſehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkaſten der Komödie gucken, ſo viele Tartüffes ihre Masken, ſo viele Falſtaffe ihre Hörner; und doch deutet einer dem andern ein Eſelsohr, und beklatſcht

klatſcht den wizigen Dichter, der ſeinem Nachbar eine ſolche Schlappe anzuhängen gewußt hat. Gemälde voll Rührung, die einen ganzen Schauplaz in Thränen auflöſen. — Gruppen des Entſezens, unter deren Anblick die zarten Spinneweben eines hyſteriſchen Nervenſyſtems reiſſen. — Situationen voll ſchwankender Erwartung, die den leiſern Odem feſſelt, und das beklommene Herz in ungewiſſen Schlägen wiegt. — Alles dieſes, was wirkt es denn mehr, als ein buntes Farbenſpiel auf der Fläche, gleich dem lieblichen Zittern des Sonnenlichts auf der Welle. — Der ganze Himmel ſcheint in der Flut zu liegen. — Ihr ſtürzt euch wonnetrunken hinein, und — und tappt in kalt Waſſer. Wenn der teufeliſche Makbeth, die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, bebenden Fuſſes, mit hinſchauerndem Auge aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat. — Welchem Zuſchauer lauffen nicht eißkalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch welcher Makbeth unter dem Volke läßt ſeinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh er die That thut? oder ſeine Larve, wenn ſie gethan iſt? — Es iſt ja eben König Dunkan nicht, den er zu verderben eilet. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samſon ihren Fehltritt mit Gifte büſſet? Eifert ein einziger Ehmann weniger, weil der Mohr von Venedig ſich

ſo

ſo tragiſch übereilte? Tyranniſirt etwa die Konvenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter, nach der That reuig, vor euren Ohren das raſende Gelächter trillert? — Ich könnte die Beiſpiele häuffen. Wenn Odoardo den Stahl, noch dampfend vom Blute des geopferten Kindes, zu den Füſſen des fürſtlichen armen Sünders wirft, dem er ſeine Mätreſſe ſo zugeführt hat — welcher Fürſt gibt dem Vater ſeine geſchändete Tochter wieder? — — Glücklich genug, wenn euer Spiel ſein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei- oder dreimal ſtärker ſchüttelt. — Bald ſchwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg. — Ja glücklich genug, wenn eure Emilia, wenn ſie ſo verführeriſch jammert, ſo nachläſſig ſchön dahin ſinkt, ſo voll Delikateſſe und Grazie ausröchelt, nicht noch mit ſterbenden Reizen die wollüſtige Lunde entzündet, und eurer tragiſchen Kunſt aus dem Stegreif hinter den Couliſſen ein demüthigendes Opfer gebracht wird. Beinahe möchte man den Marionetten wieder das Wort reden, und die Machiniſten ermuntern, die Garrikiſchen Künſte in ihre hölzerne Helden zu verpflanzen, ſo würde doch die Aufmerkſamkeit des Publikums, die ſich gewöhnlicher maſſen in den Inhalt, den Dichter und Spieler drittheilt, von dem leztern zurücktreten, und ſich mehr auf dem

dem erſten verſammeln. Eine abgeſeimte Italieniſche Iphigenia, die uns vielleicht durch ein glückliches Spiel nach Aulis gezaubert hatte, weißt mit einem ſchelmiſchen Blick durch die Maske ihr eigenes Zauberwerk wohlbedacht wieder zu zerſtören, Iphigenia und Aulis ſind weggehaucht, die Sympathie ſtirbt in der Bewunderung ihrer Erweckerin. Wir ſollten ja die Neigungen des ſchönen Geſchlechtes aus ſeiner Meiſterin kennen; die hohe Eliſabeth hätte eher eine Verletzung ihrer Majeſtät, als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben. — Sollte eine Aktrice philoſophiſcher denken? Sollte dieſe — wenn der Fall der Aufopferung käme — mehr auf ihren Ruhm auſſerhalb den Couliſſen, als hinter denſelben bedacht ſeyn? Ich zweifle gewaltig. So lang die Schlachtopfer der Wolluſt durch die Töchter der Wolluſt geſpielt werden, ſo lang die Scenen des Jammers, der Furcht und des Schreckens, mehr dazu dienen den ſchlanken Wuchs, die netten Füſſe, die Grazienwendungen der Spielerin zu Markte zu tragen, mit einem Wort, ſo lang die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherin verwöhnter Wollüſte ſpielen muß — ich will weniger ſagen — So lang das Schauſpiel weniger Schule als Zeitvertreib iſt — mehr dazu gebraucht wird die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Win-

ternächte zu betrügen, und das groſſe Heer unſerer ſüſſen Müſſiggänger mit dem Schaume der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung, und galanten Zoten zu bereichern, ſo lang es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet: ſo lange mögen immer unſere Theaterſchriftſteller der patriotiſchen Eitelkeit entſagen, Lehrer des Volks zu ſeyn. Bevor das Publikum für ſeine Bühne gebildet iſt, dörfte wohl ſchwerlich die Bühne ihr Publikum bilden.

Aber daß wir auch hier nicht zu weit gehen — daß wir dem Publikum nicht die Fehler des Dichters zur Laſt legen. Ich bemerke zwei vorzüglichen Moden im Drama, die zwei äuſſerſten Enden, zwiſchen welchen Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menſchen des Peter Korneille ſind froſtige Behorcher ihrer Leidenſchaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung. Den bedrängten Roderich hör ich auf offener Bühne über ſeine Verlegenheit Vorleſung halten, und ſeine Gemüthsbewegungen ſorgfältig, wie eine Pariſerin ihre Grimaſſen vor dem Spiegel, durchmuſtern. Der leidige Anſtand in Frankreich hat den Naturmenſchen verſchnitten. — Ihr Kothurn iſt in einen niedlichen Tanzſchuh verwandelt. In England und Teutſchland (doch auch hier nicht bälder, als bis Göthe die Schleichhändler des Geſchmacks über den Rhein zurückgejagt hatte)

deckt

deckt man der Natur, wenn ich ſo reden darf, ihre Schaam auf, vergröſſert ihre Finnen und Leberflekken unter dem Hohlſpiegel eines unbändigen Wizes, die muthwillige Fantaſie glüender Poeten lügt ſie zum Ungeheuer und drommelt von ihr die ſchändlichſten Anekdoten aus. Zu Paris liebt man die glatten zierlichen Puppen, von denen die Kunſt alle kühne Natur hinwegſchliff. Man wägt die Empfindung nach Granen, und ſchneidet die Speiſen des Geiſts diätetiſch vor, den zärtlichen Magen einer ſchmächtigen Marquiſin zu ſchonen; wir Teutſche muthen uns wie die ſtarkherzigen Britten, kühnere Doſen zu, unſere Helden gleich einem Goliath auf alten Tapeten, grob und gigantiſch, für die Entfernung gemalt. Zu einer guten Kopie der Natur gehört beides, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Mark auszuſaugen, und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine ſchüchterne Blödigkeit, um die groſſen Züge, die ſie ſich in groſſen Wandſtücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern. Wir Menſchen ſtehen vor dem Univerſum, wie die Ameiſe vor einem groſſen majeſtätiſchen Palaſte. Es iſt ein ungeheures Gebäude, unſer Inſektenblick verweilet auf dieſem Flügel, und findet vielleicht dieſe Säulen, dieſe Statuen übel angebracht; das Auge eines beſſern Weſens umfaßt auch den gegenüberſtehenden Flügel,

und nimmt dort Statuen, und Säulen gewahr, die ihren Kamerädinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter male für Ameisenaugen, und bringe auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Grossen; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und lasse uns leztere in der erstern bewundern. Ein Versehen in diesem Punkt ist eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Wesen, das nach dem unendlichen Umriß der Welt, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurtheilt seyn will.

Bei der getreuesten Kopie der Natur, so weit unsere Augen sie verfolgen, wird die Vorsehung verlieren, die auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden das Siegel drückt.

Aber auch der Dichter kann schuldlos seyn, wenn der Zweck des Dramas mißlinget. Man trete auf die Bühne selbst, und gebe acht, wie sich die Geschöpfe der Fantasie im Spieler verkörpern. Es sind diesem zwei Dinge schwer aber nothwendig. Einmal muß er sich selbst, und die horchende Menge vergessen, um in der Rolle zu leben; dann muß er wiederum sich selbst und den Zuschauer gegenwärtig denken, auf den Geschmack des leztern re-

flekti-

flektiren, und die Natur mäſſigen. Zehnmal fünde ich das erſte dem zweiten aufgeopfert, und doch — wenn das Genie des Akteurs nicht beydes ausreichen kann — möchte er immerhin gegen dieſes, zum Vortheil jenes, verſtoſſen. Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herrſcht eben die ſchnelle, und ewigbeſtimmte Sukzeſſion, als von Wetterleuchten zu Donnerſchlag, und bin ich des Affektes voll, ſo darf ich ſo wenig den Körper nach ſeinem Tone ſtimmen, daß es mir vielmehr ſchwer ja unmöglich werden dörfte, den freiwilligen Schwung des leztern zurückzuhalten. Der Schauſpieler befindet ſich einigermaſſen im Fall eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwiſchen beyden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der leztere bei einer anſcheinenden völligen Abweſenheit des Bewußtſeyns, in der Grabesruhe der äuſſern Sinne, auf ſeinem mitternächtlichen Pfade mit der unbegreiflichſten Beſtimmtheit jeden Fußtritt gegen die Gefahr abwägen, die die gröſſeſte Geiſtesgegenwart des wachenden auffodern würde — Kann die Gewohnheit ſeine Tritte ſo wunderbar ſichern, kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unſre Zuflucht nehmen müſſen — kann eine Sinnesdämmerung, eine ſuperfizielle und flüchtige Bewegung der Sinne ſo viel zu Stande bringen: warum ſollte der

Körper, der doch ſonſt die Seele in allen ihren Veränderungen ſo getreulich begleitet, in dieſem Falle ſo zügellos über ſeine Linien ſchweifen, daß er ihren Ton mißſtimmte? Erlaubt ſich die Leidenſchaft keine Extravagation, (und das kann ſie nicht, wenn ſie ächt iſt, und das ſoll ſie nicht in einer gebildeten Seele) ſo weiß ich gewiß, daß auch die Organe in kein Monſtrum verirren. Sollte dann, bei der gröſſeſten Abweſenheit der Perception, deren die Illuſion der Spieler nur fähig macht, nicht eben ſo gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortdauern, die den Spieler eben ſo leicht an dem Ueberſpannten und Unanſtändigen vorbei über die ſchmale Brücke der Wahrheit und Schönheit führt? Ich ſehe die Unmöglichkeit nicht. Hingegen welcher Uebelſtand auf der andern Seite, wenn der Spieler das Bewußtſeyn ſeiner gegenwärtigen Lage ſorgſam und ängſtlich unterhält, und das künſtliche Traumbild durch die Idee der wirklich ihn umgebenden Welt zernichtet. Schlimm für ihn, wenn er weißt, daß vielleicht tauſend und mehr Augen an jeder ſeiner Gebärden hangen, daß eben ſo viel Ohren jeden Laut ſeines Mundes verſchlingen. — Ich war einſt zugegen, als dieſer unglückliche Gedanke: Man beobachtet mich! den zärtlichen Romeo mitten aus dem Arm der

Ent-

Entzückung ſchleuderte; — Es war gerade der Sturz des Nachtwandlers, den ein warnender Zuruf auf gäher Dachſpize ſchwindelnd packt. — Die verborgene Gefahr war ihm keine — aber der ſteilen Höhe plözlicher Anblick warf ihn tödtlich herunter. Der erſchrockene Spieler ſtand ſteif und albern — die natürliche Grazie der Stellung entartete in eine Beugung — als ob er ſich eben ein Kleid wollte anmeſſen laſſen. — Die Sympathie der Zuſchauer verpuffte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unſere Spieler für jedes Genus von Leidenſchaft eine aparte Leibesbewegung einſtudirt, die ſie mit einer Fertigkeit, die zuweilen gar — dem Affekte vorſpringt, an den Mann zu bringen wiſſen. Dem Stolz fehlt das Kopfdrehen auf eine Achſel, und das Anſtemmen des Ellenbogens ſelten. — Der Zorn ſizt in einer geballten Fauſt, und im Knirſchen der Zähne. — Die Verachtung habe ich auf einem gewiſſen Theater ordentlicher Weiſe durch einen Stos mit dem Fuſſe karakteriſiren geſehen; — die Traurigkeit der Theaterheldinnen retirirt ſich hinter ein weißgewaſchenes Schnupftuch, und der Schrecken, der noch am kürzeſten wegkommt, wirft ſich auf dem nächſten dem beſten Block ſeine Bürde, und dem Publikum einen — Stümper vom Halſe. Die Spieler ſtarker tragiſcher Rollen — und diß ſind gewöhnlich

die Baſſiſten, die Matadore der Bühne — pfle-gen ihre Empfindung murrköpfiſch herzuzanken, und ihre ſchlechte Bekanntſchaft mit dem Affekt, den ſie wie einen Miſſethäter von unten auf rädern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überlärmen, wenn im Gegentheil die ſanften rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wehmuth in einem monotoniſchen Gewimmer ſchleifen, das die Ohren zum Eckel ermüdet. Deklamazion iſt immer die erſte Klippe, woran unſere mehreſte Schauſpieler ſcheitern gehen, und Deklamazion wirkt immer zwei Drittheile der ganzen Illuſion. Der Weg des Ohrs iſt der gangbarſte und nächſte zu unſern Herzen. — Muſik hat den rauhen Erobe-rer Bagdads bezwungen, wo Mengs und Korreggio alle Malerkraft vergebens erſchöpft hätten. Auch kommt es uns leichter an, die beleidigten Augen zu ſchlieſſen, als die mißhandelten Ohren — mit Baumwolle zu verſtopfen *).

Wenn

*) Es iſt noch die Frage, ob eine Rolle durch einen bloſ-ſen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauſpieler von Handwerk gewinne? Bei dem leztern wenig-ſtens geht die Empfindung ſo bald, als bei einem okkupirten Praktikus in der Heilkunſt das Judizium über die Krankheit, verloren. Es bleibt nichts zu-rück als eine mechaniſche Fertigkeit, eine Affekta-tion, eine Koketterie mit den Grimaſſen der Leiden-ſchaft.

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publikum falliren, ſo dörfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotiſcher Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein garſtiger Bruch zurückbleiben. Sollte das dieſer verdienſtvollen Anſtalt einen Augenblick unſere Aufmerkſamkeit entziehen? Das Theater tröſte ſich mit ſeinen würdigern Schweſtern der Moral und — furchtſam wage ich die Vergleichung — der Religion, die ob ſie ſchon in heiligem Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und ſchmuzigen Haufens nicht erhaben ſind. Verdienſt genug wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und geſunden Natur hier ſeine Welt wieder findet, ſein eigen Schickſal in fremdem Schickſal verträumt, ſeinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet, und ſeine Empfindung

ſchaft. Man wird ſich erinnern, wie glücklich die Rolle der Zayre in Frankreich und England durch angehende und ungeübte Spielerinnen gerathen iſt. (†) Möchte man aller Orten von dem Vorurtheile zurückkommen, daß theatraliſche Uebungen Perſonen von Stand und Ehre ſchänden, gewiß würde diß den guten Geſchmack allgemeiner verbreiten, und die Empfindung des Schönen, Guten und Wahren durchgängig mehr beleben und verfeinern, ſo wie zugleich auch Spieler von Profeſſion mit einem ſchärfern Wetteifer den Ruhm ihres Standes zu erhalten ſich befleiſſen würden.

(†) Leſſings Hamburgiſche Dramaturgie, XVItes Stück, Seit. 121. 122.

an Situationen des Unglücks übet; — Ein edles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplaz — beim rohern Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach.

U.

Etwas von Kaiser Max dem Ersten.

Einer der interessantesten Karaktere, die in den teutschen Jahrbüchern erscheinen, ist Kaiser Max der Erste. Sein abentheuerliches Feuer, seine ritterliche Sitten, sein ganzes trauliches, herzliches Wesen breiten einen ungemeinen Reiz über die Geschichte seines Lebens. Wir finden ihn häufig ausserhalb dem Kreise der Herrschershoheit, unter die Voreltern unserer gemeinen nicht fürstlichen Personen gemischet; seine gleiche Menschlichkeit versteckte er nicht in die trügende Hülle der monarchischen Gravität, und seine sterbliche Schwachheiten bekannte er nicht heuchelnd, aus Lobsucht, oder mit Heimtücke, sondern aufrichtig und redselig. Daher nimmt er auch sogleich unser Herz gefangen, und

und zieht es mit ſich in ſeine Welt hinüber; wir lächeln gerührt und trauren gerührt, wir bewundern und ſchäzen ihn oft, und, was das angenehmſte und allernüzlichſte in der ganzen Geſchichte iſt, wir kennen einen Mann, den wir lieben können. Eine ſchöne Beſchreibung ſeines Lebens wäre daher ein ſehr willkommen Werk, und es iſt in der That ein Verluſt, daß der frühverblühte Abt dieſe unternommene Arbeit Todes halber nicht ausführen konnte: Stoff iſt genug vorhanden, aber noch lange nicht genug aus ſeltenen oder leerſcheinenden Büchern, geſchweige aus Handſchriften, an das Licht gebracht worden. Und dieſes muß wahrhaftig geſchehen, eh ein trefflicher Kopf an die Arbeit geht: denn dieſem iſt es nicht immer zuzumuthen, alle die Miſthaufen durchzuwühlen, um hie und da eine Perle aufzutreiben.

In dieſer Betrachtung war ich ſehr erfreut, als ich neulich, bei meinem Aufenthalt auf dem Lande, in dem Bücherſchränkchen eines Dorfpfarrers, auf ein ſolches Werk ſtieß, welches wenig bekannt zu ſeyn ſcheinet. Mehrere neuere Schriftſteller haben zwar viele angenehme Nachrichten von der Huld unſers theuren Kaiſers zu würdigen Gelehrten, und ſeiner Beſchüzung der Wiſſenſchaften gegeben (eine Neigung, damals tauſendmal ſchäzbarer als izt,) allein nur von ſeiner Liebe zur Dichtkunſt,

kunst, Geschichte und Geschlechterkunde, eine Eigenschaft die mehreren Rittern gemein war. Hier aber lernte ich ihn von einer weit bessern Seite kennen: denn es erhellet, daß er, ungeachtet des kriegerischen ungeistigen Zeitalters und Standes, auch auf die schwersten erhabensten Gegenstände seine Betrachtungen gewendet habe.

Auf einer seiner vielen Reisen in dem Reiche herum ließ er nämlich einmal den würdigen und sehr verdienstvollen Abt Johann von Trittenheim, auf die Trierische Burg Boppard kommen, und legte ihm, wie mehreren andern denkenden Köpfen, folgende acht Fragen zur Erklärung vor:

1) Warum will Gott lieber von den Sterblichen geglaubt, als erkannt und verstanden werden auf die Weise, wie er von den Engeln verstanden und erkannt wird?

2) Da nur ein kleiner Erdetheil die Christliche Religion erkennt, so fragt sich: kann ohne Schmach der Wahrheit die Meinung derjenigen angenommen werden welche behaupten: jeder Mensch könne in der Glaubenslehre, welche er für wahr und heilsam hält, selig werden; und jeder Verehrer eines Gottes käme in das Himmelreich ohne Taufe und Christlichen Glauben, wenn er nur hievon keine Erkenntniß habe?

3)

3) Wenn niemand ohne den Glauben selig werden kann, woher die vielen seltsamen Wunder bei den Ungläubigen?

4) Warum hat Gott in die heilige Schrift alten und neuen Bundes so viele Glaubensgeheimnisse eingewebet? Warum hat er nicht eine deutliche, in allem gleichförmige und jedermann verständliche Offenbarung gegeben, sondern vielmehr eine solche, welche in einer Hülle und häufig voll Räthseln steckt? Vieles nämlich ist zur Glaubensvollkommenheit nöthig, welches man in der heil. Schrift nicht deutlich ausgedrückt findet.

5) Warum können gottlose und verworfne Menschen, als die Zauberinnen, über die böse Geister herrschen, da doch Fromme und Beobachter des Christlichen Glaubens weder über die guten, noch allezeit über die bösen Geister Macht haben?

6) Woher haben die Zauberer jene grosse Gewalt, kraft deren sie viele und wunderbare Dinge in einer Stunde thun können, welche ein Frommer in seinem ganzen Leben nicht thun kann?

7) War-

7) Warum läßt Gott, der gerechte Richter alles Böſen, ſo viele Uebelthaten zum Verderben der Menſchen geſchehen, durch welche nicht allein Sünder, ſondern auch Unſchuldige elendiglichſt zu Grunde gehen?

8) Kann ſowol aus der Vernunft, als aus der heil. Schrift, bewieſen werden, daß Gott eine beſondere Sorge für die Handlungen und Angelegenheiten der Menſchen trage, und daß er eine gewiſſe und untrügliche Vorſicht aller Eräugniſſe in der Welt habe?

Die Beantwortung dieſer Fragen, welche aus der damaligen Theologie und Philoſophie hergenommen iſt, ſtehet in der ſehr ſeltenen Schrift: Joannis Tritemii Abbatis ſancti Jacobi apud Herbipolim: quondam vero Spanhemenſis: Liber octo queſtionum ad Maximilianum Ceſarem. Zu Ende: Impreſſum Oppenheym Impenſis Johannis Haſſelbergen MDXV. 9 Bogen in kl. 4t. Sie befindet ſich nicht in der Sammlung der Trithemiſchen Werke, iſt aber, wie ich in dem Baueriſchen Verzeichniß finde, mehrmals gedruckt.

B.

Der

Der Spaziergang unter den Linden.

1782.

Wollmar und Edwin waren Freunde, und wohnten in einer friedlichen Einsiedelei beisammen, in welche sie sich aus dem Geräusch der geschäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller philosophischen Muße die merkwürdige Schicksale ihres Lebens zu entwickeln. Edwin, der glückliche umfaßte die Welt mit frohherziger Wärme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe seines Mißgeschicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplaz ihrer Betrachtungen. Einst an einem lieblichen Mayentag spazierten sie wieder; ich erinnere mich folgenden Gespräches:

Edwin. Der Tag ist so schön — die ganze Natur hat sich aufgeheitert, und Sie so nachdenkend Wollmar?

Wollmar. Lassen Sie mich. Sie wissen, es ist meine Art, daß ich ihr ihre Launen verderbe.

Edwin. Aber ist es denn möglich, den Becher der Freude so anzueckeln?

Wollmar. Wenn man eine Spinne darinn findet — warum nicht? Sehen Sie, Ihnen

malt

malt sich izt die Natur wie ein rothwangigtes Mädchen an seinem Brauttag. Mir erscheint sie als eine abgelegte Matrone, rothe Schminke auf ihren grüngelben Wangen, geerbte Demanten in ihrem Haar. Wie sie sich in diesem Sonntagsaufpuz belächelt! Aber es sind abgetragene Kleider und schon hunderttausendmal gewandt. Eben diesen grünen wallenden Schlepp trug sie schon vor Deukalion, eben so parfümirt, und eben so bunt verbrämt. Jahrtausende lang verzehrt sie nur mit dem Abtrag von der Tafel des Todes, kocht sich Schminke aus den Gebeinen ihrer eigenen Kinder, und stuzt die Verwesung zu blendenden Flittern. Es ist ein unsläthiges Ungeheuer, das von seinem eigenen Koth, viele tausendmal aufgewärmt, sich mästet, seine Lumpen in neue Steffe zusammenflickt, und groß thut, und sie zu Markte trägt, und wieder zusammenreißt in garstige Lumpen. Junger Mensch, weist du wol auch, in welcher Gesellschaft du vielleicht izo spazierest? Dachtest du je, daß dieses unendliche Rund das Grabmal deiner Ahnen ist, daß dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerstobene Kraft des Arminius in die Nase blasen, daß du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unsrer grossen Heinriche kostest? Pfui! Pfui! die Erderschütterer Roms, die die majestätische

Welt

Welt in drei Theile rissen, wie Knaben einen Blumenstraus unter sich theilen, und an die Hüthe stecken, müssen vielleicht in den Gurgeln ihrer verschnittenen Enkel einer wimmernden Opern-Arie frohnen. — Der Atome, der in Platos Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht izo der viehischen Brunst in den Adern der Sardanapale, oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerstreut. Schändlich! Schändlich! Wir haben aus der geheiligten Asche unserer Väter unsre Harlekinsmasken zusammengestoppelt, wir haben unsere Schellenkappen mit der Weisheit der Vorwelt gefüttert. Sie scheinen das lustig zu finden, Edwin?

Edwin. Vergeben Sie. Ihre Betrachtungen eröffnen mir komische Szenen. Wie? wenn unsre Körper nach eben den Gesezen wanderten, wie man von unsern Geistern behauptet? Wenn sie nach dem Tod der Maschine eben das Amt fortsezen müßten, das sie unter den Befehlen der Seele verwalteten; gleichwie die Geister der Abgeschiedenen die Beschäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen, quæ cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos.

Wollmar. So mag die Asche des Lykurgus noch bis izt und ewig im Ozean liegen!

Edwin. Hören Sie dort die zärtliche Philomele schlagen? Wie? wenn sie die Urne von Tibulls Asche wäre, der zärtlich wie sie sang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts, flattert vielleicht in jenem bulenden Zephyr ein Atome Anakreons? Wer kann es wissen, ob nicht die Körper der Süßlinge in zarten Puderflöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen; ob nicht die Ueberbleibsel der Wucherer im hundertjährigen Rost an die verscharrte Münzen gefesselt liegen? Ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt sind, zu Lettern geschmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden, ewig nun unter dem Druck der Presse zu ächzen, und den Unsinn ihrer Kollegen verewigen zu helfen? Wer kann mir beweisen, daß der schmerzliche Blasenstein unsers Nachbars nicht der Rest eines ungeschickten Arztes ist, der nunmehr zur Strafe die ehmals mißhandelten Gänge des Harns ein ungebethener Pförtner hütet, so lang in diesen schimpflichen Kerker gesprochen, bis die geweihte Hand eines Wundarztes den verwünschten Prinzen erlößt? Sehen Sie Wollmar! Aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittere Galle schöpfen, schöpft meine Laune lustige Scherze.

Wollmar. Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernst wieder mit lächelndem Wiz übertünchen! —

Man

Man ſage es doch unſern Fürſten, die mit einer zuckenden Wimper zu vernichten meynen. — Man ſage es unſern Schönen, die mit einer farbigten Landſchaft im Geſicht unſre Weisheit zur Närrin machen wollen. — Man ſage es den ſüſſen Herrchen, die eine Handvoll blonde Haare zu ihrem Gott machen. — Mögen ſie zuſehen, wie die Schaufel des Todtengräbers den Schädel Yoriks ſo unſanft ſtreichelt. Was dünkt ſich ein Weib mit ihrer Schönheit, wenn der groſſe Cäſar eine anbrüchige Mauer flickt den Wind abzuhalten?

Edwin. Aber wo hinaus denn mit dem allem?

Wollmar. Armſelige Kataſtrophe einer armſeligern Farce! — Sehen Sie Edwin! Das Schickſal der Seele iſt in die Materie geſchrieben. Machen Sie nunmehr den glücklichen Schluß.

Edwin. Gemach Wollmar. Sie kommen ins Schwärmen. Sie wiſſen, wie gern ſie da die Vorſicht mißhandeln.

Wollmar. Laſſen Sie mich fortfahren. Die gute Sache ſcheut die Beſichtigung nicht.

Edwin. Wollmar beſichtige wenn er glücklicher iſt.

Wollmar. O pfui! da bohren ſie gerade in die gefährlichſte Wunde. Die Weisheit wäre alſo eine waſchhafte Mäcklerin, die in jedem Hauſe ſchmarozen geht, und geſchmeidig in jene Laune

plaudert, bei dem Unglücklichen die Gnade selbſt verläumdet, bei dem Glücklichen auch das Uebel verzuckert. Ein verdorbener Magen verſchwärzt dieſen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann ſeine Teufel vergöttern. Wenn unſre Launen die Modelle unſrer Philoſophien ſind — ſagen Sie mir doch Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegoſſen? Ich fürchte Edwin, Sie werden weiſe ſeyn, wenn Sie erſt finſter werden.

Edwin. Das möcht ich nicht um weiſe zu werden!

Wollmar. Sie haben das Wort: glücklich, genannt. Wie wird man das Edwin? Arbeit iſt die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückſeligkeit, ſagen ſie, iſt der Preis. Tauſend und abermal tauſend Seegel fliegen ausgeſpannt, die glückliche Inſel zu ſuchen im geſtadloſen Meere, und dieſes goldene Vließ zu erobern. Sage mir doch du Weiſer, wie viel ſind ihrer die es finden? Ich ſehe hier eine Flotte im ewigen Ring des Bedürfniſſes herumgewirbelt, ewig von dieſem Ufer ſtoſſend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend um wieder davon zu ſtoſſen. Sie tummelt ſich in den Vorhöfen ihrer Beſtimmung, kreuzt furchtſam längs dem Ufer, Proviant zu holen, und das Tackelwerk zu flicken, und ſteuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es ſind die-

jeni-

jenige, die heute ſich abmüden, auf daß ſie ſich morgen wieder abmüden können. Ich ziehe ſie ab, und die Summe iſt um die Hälfte geſchmolzen. Wieder andere reißt der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloſes Grab. — Es ſind diejenige, die die ganze Kraft ihres Daſeyns verſchwenden, den Schweiß der vorigen zu genieſſen. Man rechne ſie weg, und ein armes Viertheil bleibt noch zurück. Bang und ſchüchtern ſegelt es ohne Kompaß im Geleit der betrüglichen Sterne auf dem furchtbaren Ozean fort, ſchon flimmt wie weiſſes Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küſte, Land ruft der Steuermann, und ſiehe! ein elendes Brettchen zerbirſtet, das lecke Schiff verſinkt hart am Geſtade. Apparent rari nantes in gurgite vaſto. Ohnmächtig kämpft ſich der geſchickteſte Schwimmer zum Lande, ein Fremdling in der ätheriſchen Zone irrt er einſam umher, und ſucht thränenden Augs ſeine nordiſche Heimat. So ziehe ich von der groſſen Summe eurer freygebigen Syſteme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder freuen ſich auf den Harniſch der Männer, und dieſe weinen, daß ſie nimmermehr Kinder ſind. Der Strom unſers Wiſſens ſchlängelt ſich rückwärts zu ſeiner Mündung, der Abend iſt dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen ſich Aurora und Heſperus, und

der Weiſe der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, ſinkt abwärts, und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun Edwin! rechtfertigen Sie den Töpfer gegen den Topf, antworten Sie Edwin!

Edwin. Der Töpfer iſt ſchon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.

Wollmar. Antworten Sie.

Edwin. Ich ſage, wenn ſie auch die Inſel verfehlt, ſo iſt doch die Fahrt nicht verloren.

Wollmar. Etwa das Aug an den maleriſchen Landſchaften zu waiden, die zur Rechten und Linken vorbei fliegen? Edwin? und darum in Stürmen herumzeworfen zu werden, darum an ſpizigen Klippen vorbei zu zittern, darum in der wogenden Wüſte einem dreifachen Tode um den Nachen zu ſchwanken! — Reden Sie nichts mehr, mein Gram iſt beredter als ihre Zufriedenheit.

Edwin. Und ſoll ich darum das Veilchen unter die Füſſe treten, weil ich die Roſe nicht erlangen kann? Oder ſoll ich dieſen Maytag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinſtern kann. Ich ſchöpfe Heiterkeit unter der wolkenloſen Bläue, die mir hernach ſeine ſtürmiſche Langeweile verkürzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil ſie morgen nicht mehr riechen wird. Ich werfe ſie weg wenn ſie welk iſt, und pflücke ihre junge Schweſter, die ſchon reizend aus der Knoſpe bricht. — —

Wollmar. Umſonſt! Vergebens. Wohin nur ein Saamenkorn des Vergnügens fiel, ſproſſen ſchon tauſend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tauſend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Menſch jauchzte, krümmten ſich tauſend ſterbende Inſekte. In eben dem Augenblick, wo unſer Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tauſend Flüche der Verdammniß empor. Es iſt ein betrügliches Lotto, die wenigen armſeligen Treffer verſchwinden unter den zahlloſen Nieten. Jeder Tropfe Zeit iſt eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenſtein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Univerſum hat der Tod ſein monarchiſches Siegel gedrückt. Auf jeden Atomen les ich die troſtloſe Aufſchrift: Vergangen!

Edwin. Und warum nicht: Geweſen? Mag jeder Laut der Sterbegeſang einer Seligkeit ſeyn — Er iſt auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe. — Wollmar, an dieſer Linde küßte mich meine Juliette zum erſtenmal.

Wollmar (heftig davon gehend.) Junger Menſch! Unter dieſer Linde hab ich meine Laura verloren.

(Vielleicht Fortſezungen.)

K.

Von den altteutschen Zweikämpfen zwischen Männern und Weibern.

Die uralte Weise unserer Voreltern, gerichtliche Streitigkeiten durch Zweikämpfe zu entscheiden, ist freilich sehr roh und seltsam; aber sie hatte doch ihren Grund, und gewiß nicht in einer sinnlosen Anhänglichkeit am Herkommen. Theils quoll sie aus den falschen Vorstellungen von der einwirkenden Gegenwart der Gottheiten, aus dem Begriff vom Recht der Stärke und der kriegerischen Geschicklichkeit; theils schmeichelte sie ihrer unbändigen Freiheitsliebe, und ihrem Abscheu vor aller richterlichen Obrigkeit. Der erste und lezte dieser Gründe erstreckte seinen Einfluß auch über das weibliche Geschlecht. Dieses schien, dem leichterklärlichen Wahne des Teutschen nach, der Vorsicht weit näher und angelegener zu seyn; es selbst hegte einen stolzen Begriff von seiner Ehre und Hoheit, und was hier vorzüglich erwägt werden muß, es verstand sich auch grossentheils auf den Waffenschwung. Durch die äussere unstäte Lage der Völker ward diese weibliche Streitbarkeit erzeugt, und durch ähnliche Umstände bei den Nachkömmlingen der-

derſelben in den Nordiſchen Reichen lang erhalten. Der Heldenmuth einer Oluffa, Hermuntruda und vieler anderer Männinnen ſind bekannt *).

Man geſtattete daher nebſt andern Reinigungs- und Entſcheidungsmitteln den Weibern auch eine beſondere Art von Zweikampf. Wahrſcheinlichſt galt dieſe Gewohnheit ſchon im grauen Alterthum, denn im Longobardiſchen Geſezbuche, deſſen Geber die Zweikämpfe, wider ſeinen Willen, blos wegen der eingealterten Volksſitte erlaubte, ward ſie nicht unterſagt. Die Zwiſtigkeiten, welche dadurch entſchieden werden ſollten, erhellen aus der Verordnung: Wenn einer freventlich, ohne rechtmäſige Urſache, ſein Weib anklagt, als habe es die Ehe gebrochen, oder zum Verderben des Ehemanns etwas begonnen, ſo mag daſſelbe Weib durch das Sacrament oder den Kampf ſich reinigen **).

*) S. den ſehr gelehrten aber ſehr geſchmackloſen und kurzſichtigen Schüze, der in ſeiner Lobſchrift auf die Weiber der alten teutſchen und nordiſchen Völkern (Hamburg 1776.) eine Menge hieher gehöriger Stellen zuſammen getrieben. S. 118-126.

**) Lex Grimoaldi cap. 6. Die dunkle Stelle lautet im Urſtück: Si quis uxorem ſuam incriminaverit aſto, absque certa cauſa legitima, quaſi adulterata ſit, aut contra animam mariti ſui tractaſſet, liceat illi mulieri per ſacramentum vel per *pugnam* ſe mundare.

Im Karlingischen und Sächsischen Zeitalter scheint die Gewohnheit von der Wasserprobe und andern Gottesurtheln verdrängt worden zu seyn; oder vielmehr sie schien den Weibern, welche nun täglich zärter und verfeinerter wurden, zu wenig sittsam und weiblich, wie sie denn auch freie Wahl hierin hatten. Allein daß sie noch immer herrschte, erhellt aus dem schwäbischen Landrecht *), und dem alten Augsburgischen Stadtbuche, welches Rudolf von Habsburg bestätigte. Hier wird er nicht als Reinigungs- sondern als Beweißmittel den Frauen vorgeschrieben. Klagte eine nämlich einen Mann der Nothzüchtigung an, so mußte sie, im Falle daß der Mann es läugnete, auch niemand es gehört oder gesehen, ihr Vorgeben durch einen Kampf in eigner Person erweisen. Unterlag sie, so ward ihr die Hand abgehauen; unterlag aber der Mann, so ward er lebendig begraben **). Noch mehr

*) Aus Schilters Thesaur. cap. 229. Man sehe Scherzens und Königsthals Anmerkung im Corp. jur. Germanici Tom. 2. p. 242. Daß Scherzens Vermuthung gegründet sey, scheint aus dem Augsburgischen Stadtbuche zu erhellen.

**) Für die Kenner der altteutschen Sprache sez ich die Stelle aus Schilters Glossar. German. v. Chempffer p. 162. hieher: von der Notnunst. Ist aber daz die notnunst nieman gehört noch gese-

mehr und länger als in Schwaben galt dieſer rauhe Gebrauch bei den Schweizerinnen, von denen eine Menge tapfrer Thaten zu leſen ſind *). Stumpf erzählt, daß noch im Jahr 1288. zu Bern an der Wieſe ein ſolcher Zweikampf vorfiel, wovon das Weib als Siegerin zurückgieng.

Wie die beſondere Art dieſer Kämpfe in ältern Zeiten war, weiß man nicht; in den mittlern hingegen war ſie dieſe: Der Mann ſtand bis an den Nabel

geſehen hat, chumt diu frau und clagt, ſo ſol man dem manne den ſi der notnunſt zihet dri ſtunt furgebieten als recht iſt. Chumt er denn für, ſo iſt recht, das er bered mit ſins ains hant, das er unſchuldig ſy. Wil aber diu frau ſines rechtes nit und wil ims weren, daz muzz ſi tun mit ainem *Kampffe* mit ir ſebs lip, alſo daz der man ſol ſin begeben unz an de nabel, und ſol er in ſeiner hant heben ainen aichenen ſtab, der ainer dann ellen lang iſt, und ſcheht und ann gevert und hantvöllich. So ſoll diu frau ain röcklin an ihr haben und in ir ſtuchen ainen fuſtgrozzen ſtain. Geſight denn diu fraw dem manne an, ſo ſol man uber in richten, alſo daz man in lebendig begraben ſol. Geſiget aber der man der frawen an, ſo iſt reht daz man ir die hant abſchlah.

*) S. den Beytrag zur Geſchichte des weiblichen Geſchlechts im Helvetiſchen Kalender bei Geßner. 1780.

Nabel in einer runden etwas weiten Grube, in der Rechten seinen Streitkolben, womit er nach dem Weibe schlug. Aus der Grube durft er, bei Verlust des Sieges, nicht heraus, noch sich mit der freien Hand an dem Erdreiche festhalten. Die Frau hingegen hatte einen Schleier oder ein längliches Tuch (Stuchen) in der Hand, worein vorne ein Stein eingeknüpft war, und womit sie gegen ihren Feind kämpfte. Konnte sie demselben hinter den Rücken kommen, so trachtete sie seinen Kopf hinterwärts aus der Grube zu ziehen und ihn zu tödten. Wandte der Mann mit seinem Kolben den Schlag mit dem Tuche ab, so wickelte sich dasselbe um den Kolben herum, und dadurch erlangte die Frau meistens Gelegenheit, den Rüstzeug ihrem Gegner zu entreissen. Wandt hingegen der Mann den Schlag mit dem linken, d. i. dem freien Arme ab, so konnte er den Schleier um seine Hand wikkeln, und die Frau alsdann zu sich reissen (denn vermuthlich durfte und konnte sie ihn nicht nach Wunsche wegwerfen.) Diese Nachricht giebt Thomasius *) aus einer alten Wolfenbüttelischen Handschrift, welche mit Abbildungen versehen, und Kampff-recht überschrieben ist. Die alte Augsburger Weise ist die nämliche. Sie bestimmt daneben:

*) De occas. concept. intent. Constitut. crimin. Carol. p. 22.

neben: der Stein ſoll eine Fauſt groß ſeyn, der Stab von Eichenholz und ſo lang als vom Daumen bis zum Ellenbogen. *)

Nach der Gothaiſchen Handſchrift aber muß in andern Gegenden dieſer Kampfgebrauch anders geweſen ſeyn, und eigentlich kämpfliches Spielwerk. Gerhard **) beſchreibt ihn daraus alſo: Der Mann ſtehet in einer drei Fuß weiten Grube, das Weib zehen Schuhe weit davon. Beide haben drei Stäbe, jeder eine Elle lang und zween Zolle dick; aber an jedem der weiblichen iſt vorne ein dreipfündiger Stein gebunden. Wenn nun der Mann nach dem Weibe ſchlagend es verſieht, den Rand der Grube oder den Erdboden berühret, ſo hat er einen ſeiner Stäbe verlohren. Uebereilt ſich aber die Frau und ſchlägt nach dem Manne, indem er dieſen Fehler begeht, ſo verliert ſie gleicherweiſe einen der ihren. Wer nun ſeine drei Stäbe am erſten

*) Daem ellen, wie in der 4ten Note zu ſehen. Wilhelm Hofmann hält dieß für ein gerichtliches Maas; Grupen aber zeigt, daß es ein Maas von Daumen bis an den Ellenbogen war, und Dreyer tritt ihm bei. S. ſeine vermiſchte Abhandl. 1 Th. S. 164.

**) Diſſ. de judicio duellico ſub præſ. Ephr. Gerhardi. Jenæ 1711. beſonders cap. 3. §. 6. In der Mantiſſa ſind Kupfer von dieſen Kampfgebräuchen.

ſten eingebüſſet hatte, der war überwunden, und wurde für ſchuldig erkannt.

Spuren von dieſen Kämpfen blieben noch lang in der Sprache. Mit dem Stein auf dem Kopf etwas erwahren iſt ein Ausdruck, der in alten Schriften nicht ſelten zu finden. Die Sache ſelbſt aber mußte im 14ten Jahrhundert verſchwinden, um nach dem allgemeinen Geſeze, andern Thorheiten Plaz zu machen.

II.

Joſeph der Zweite,

eine Erſcheinung.

Ihrem Freunde Herrn Sekretarius Tux in Stutgart,

gewidmet von Sophie von la Roche.

Vorerinnerung.

Der Herausgeber dieſes Stücks, dem es zufälliger Weiſe zu Theil ward, glaubt ſich verpflichtet das Publikum auf eine Beſonderheit deſſelben aufmerkſam machen zu müſſen. Es ward wirklich den 21. May 1781. entworfen, und auch

einis

einigen guten Freunden mitgetheilet, zu einer Zeit also, wo man die Unternehmungen Josephs gegen das Pabstthum kaum dunkel ahndete. Die Gedanken, daß Heinrich IV. wenn er seines Nachfolgers Handlungen wüßte, einen reichen Ersaz all des Unrechts sehen könnte, welches über ihn verhängt wurde: scheinen unsrer Dichterin gleichsam vom Geiste der Weissagung eingegeben worden zu seyn. — Die ehrwürdige Kapelle am Dom in Speier, wo die Asche des unglücklichen Kaisers endlich zur Ruhe gelangte, sollte vor einigen Jahren eingerissen werden. Zur Ehre des Bißthums aber, und zum theuern Gedächtniß für alle Teutsche ward sie durch die Fürsorge des fürtreflichen Kapitularherrn von Hohenfeld noch errettet.

Speyer den 29. May 1781.

Gestern kam das Gerücht von Heidelberg und Schwezingen:

Joseph war bei uns —

Wir haben Joseph gesehen — mit aller seiner edlen Simplicität, welche die wahre Grösse der Seele bezeichnet; sein Beobachtungs-Geist, seine Leutseligkeit und Thätigkeit waren um ihn. Ein jeder sprach mit einem Gefühl von Glück, mit einem

einem Aussehen von Stolz von dem vorüber gegangenen Augenblick wo er Joseph gesehen hatte. Ich beneidete jeden um diesen Anblick, weil mich däuchte, ich hätte noch mehr Freude gefühlt, noch mehr Verehrung als andre, weil schon so lange das Bild von grossen Hoffnungen auf Josephs Seele vor mir ist. Aber ich mußte mich trösten: Hab ich doch den Trajan und Markus Aurelius auch nicht gesehen, kenne sie nur aus der Geschichte, so wie ich Joseph durch seine Verordnungen kenne. Ich ruste sie alle in mein Gedächtniß zurück. Nur wenige Monate ist er ganz unser Kaiser, ganz Beherrscher, Vater und Führer seiner Staaten, und schon diese Reihe schöner und grosser Gedanken ausgeführt! Segne Ihn göttliche Vorsicht! Erhalte Ihn lang, lang! Lasse Ihn die wahre Fürstenfreude geniessen, alles grosse Gute zu thun, wozu du ihm die Macht und den Geist gabest. — Ich gieng mit diesen Gedanken Abends um 11. Uhr auf den einsamen Domplaz zu der Kapelle, wo Heinrich des Vierten Körper durch Unrecht und Kummer getödtet, noch so viele Jahre unbegraben lag. Ich war allein, nur der Geist der Geschichte vergangener Zeiten und der von Hoffnungen und Wünschen, die auf dir ruhen, Cäsar Joseph! waren um mich, ich konnte nicht still fortdenken; ich mußte reden:

„Ueber-

„Ueberreste so vieler Kaiser der Teutschen! du Rudolph von Habsburg! fühlet ihr nicht, daß ein würdiger Nachfolger eures Thrones nicht weit von hier war, und vielleicht die Thürne sah, unter denen eure Gebeine ruhen? Und du heilige Asche des verfolgten liebenswürdigen Heinrichs des Vierten, wurdest du nicht bewegt und erwärmet, als Josephs Blicke auf diese Thürne fielen? O möchtest du wissen, was er alles denkt und thut, du würdest in der Weisheit und Gerechtigkeit seiner Handlungen einen reichen Ersaz alle des Unrechts sehen, welches dir und deiner Würde widerfahren ist.„

Ein sanfter Schimmer drang durch die Rize der Mauer und die kleine arme Gitter der mir so heiligen Kapelle; das leise Flüstern eines Unsterblichen redete mir zu:

„Redliche teutsche Seele! Ich bemerke dankbar die Thränen, welche du bey dem ersten Anblick dieser Kapelle über die Erinnerung aller meiner Leiden, und über die damalige Verblendung unsers Vaterlandes vergossest; deine Aufforderung zur Freude über Joseph ist nicht vergebens. Ich fühlte seine nahe Gegenwart, ich segnete ihn, wie die Friedriche in Schwaben ihn segnen, und um seine Erhaltung bethen. Wir sahen schon lange, daß die Vorsehung grosses mit ihm vorhat: denn so oft sein

Schuzgeist vor dem Ewigen erschien, um von Josephs einsamen Stunden, in denen er den Plan seiner künftigen Regierung durchdachte, Rechenschaft zu geben, so lächelte der Ewige ihm zu. Ihr sagt, wir kennen Josephs Karakter nicht, weil er in den Zubereitungs-Jahren schwieg, jeden grossen edlen Entwurf nur in seiner Seele umfaßte — keinem Günstlinge, keinem Kleinern sich öffnete. Verehrt ihn deswegen, erkennet den ersten Zug der Stärke einer sich selbst fühlenden Seele, die jeden Schritt auf der grossen bezeichneten Bahn ohne Stüze und Führer gehet. Liebet ihn, meine Teutsche! der Fürst der keinen Günstling hat, liebt um so mehr jeden seiner Unterthanen. Beurtheilet euren Joseph nach seinen Thaten, und wenn ihr ihn nicht aus diesen kennen lernet, so seyd ihr nicht werth in seine Seele zu sehen. Niemals werden Sterbliche die Zukunft wissen; selbst in der Ewigkeit wird uns nur der Grund des Vergangenen enthüllet; dadurch sahe ich, daß alle meine widrige Schicksale nach Anordnung der ewigen Weisheit einige von den Stufen waren, über welche die Hand der Zeit das Glück und die Aufklärung unsers Vaterlandes empor führte. Denn das Wohl der Staaten reifet langsam, und viele Fürsten, viele Unterthanen werden früh das Opfer künftigen Segens der späten Enkel. Mögen Joseph und seine

Teut-

Teutsc[illegible]e Frucht des Leidens so vieler edlen Menschen und so vielen allgemeinen Wehes genieſſen; möge der Gang seines Geistes durch nichts gehindert — durch nichts irre gemacht werden, so werden die Thaten seiner Regierung, und die unter ihm aufwachsende Wohlfahrt, und der Ruhm unsers Vaterlandes, die Krone der Belohnung für die Leiden der Vorfahren seyn! Möge immer Gerechtigkeit in seiner Seele, und Wahrheit vor ihm seyn, so wie die Liebe und Segen seiner Völker ihm folgen werden, und möge jedes teutsche Herz gesinnet seyn, wie das deinige!

Die Stimme schwieg, der sanfte Schimmer erhob sich und zog gegen die Ruinen von Hohenstaufen hinüber, woher in freudig-zitternder Bewegung helle Stralen heraufstiegen, und beide in einander geflossen, einen grossen gegen den Himmel sich wölbenden Bogen machten, unter welchem aus Habsburgs Mauren eine Lichtsäule aufloderte, vor der alles in seiner wahren Gestalt erschien. Vorurtheile, Heucheley, versteckte Bosheit und Ränke flohen weit, das verborgene Verdienst, die Menschenliebe, freie ungezwungene Tugend und Geist erquickten sich an der wohlthätigen Flamme, welche den Nebel völlig vertheilte, der noch auf der Hälfte von Teutschland ruhete.

Schreiben

eines ſchwäbiſchen Paters an einen Reiſenden.

Nach einer halbſtündigen Bekanntſchaft.

(In den Brief, welcher bis auf die Orthographie getreu von dem Original kopirt iſt, war ein Amulet eingeſchloſſen.)

Monſiegnueur,

Herr Bruder!

Verſprechen macht halten, Dero Kleiner aufenthalt in meinem Zimmer machte mich Zeithero allzeit errinneret desjenigen, was ich bald zu ſchickhen Dero wehrteſten Perſon verſprache, Hr. Bruder! Da iſt es — belieben ſie es nach Dero guten art zu gebrauchen, ich verſichere deſſen obſorg und in vorfallenten unglücks-fällen ſo wohl im reiten als fahren nebſt göttligen ſchuz jederzeit bewahrt zu ſeyn. Die hinreys leztens nacher hauſ zweifle nit glücklig alſ geſund geweſen zu ſeyn, gott

gott continuire deſſen fernere geſundheits-umſtände, ſo werden ſie allzeit geſicheret ſeyn, das ich bin und bleibe meines Hrn. Bruders

G. den 6. Junij.
1781.

P.S. Mein höfliges Compliment wo es angelegt iſt. Um zu conſerviren belieben Sie es mit einem Leder zu überziehen, und bey ſich zu tragen.

Treu-geflißener
Bruder Pater Spl.
Agtiner.

Eben der Pater ſchenkte dem Reiſenden ein Stück Wachs, welches ſeinen Betheurungen nach, die Wunderkraft hatte, daß, ſobald man das Eck des Fenſters damit beſtriche, der Teufel mit ſeinem ganzen Troß ſichtbar hinaus fahren müſſe. — Auch ein Beitrag zu der gegenwärtigen Mönchenhiſtorie!

Die Räuber.

Ein Schauſpiel, von Friedrich Schiller.

1782.

(Ich nehme es nach der neueſten Theaterausgabe, wie es bisher auf der Nationalbühne zu Mannheim iſt vorgeſtellt worden.)

Das einzige Schauſpiel auf Wirtembergiſchen Boden gewachſen. Die Fabel des Stücks iſt ohngefähr dieſe: Ein fränkiſcher Graf, Maximilian von Moor iſt Vater von zween Söhnen, Karl und Franz, die ſich an Karakter ſehr unähnlich ſind. Karl, der ältere, ein Jüngling voll Talenten und Edelmuth, geräth zu Leipzig in einen Zirkel lüderlicher Brüder, ſtürzt in Exzeſſe und Schulden, muß zulezt mit einem Trupp ſeiner Spießgeſellen aus Leipzig entfliehen. Unterdeß lebte Franz, der jüngere, zu Hauſe beim Vater, und da er heimtückiſcher ſchadenfroher Gemüthsart war, wußte er die Zeitungen von den Lüderlichkeiten ſeines Bruders zu ſeinem eigenen Vortheil zu verſchlimmern, ſeine reuvollen und rührenden Briefe zu unterdrücken, andere nachtheiligen Innhalts unterzuſchieben, und den Vater dergeſtalt gegen den Sohn zu erbittern, daß er ihm den Fluch gab, und ihn enterbte. Karl,

Karl, durch dieſen Schritt zur Verzweiflung gebracht, verwickelt ſich mit ſeinen Gefährten in ein Räuberkomplott, wird ihr Anführer, und führet ſie in Böhmiſche Wälder. Der alte Graf hatte eine Nichte im Hauſe, die den jungen Grafen Karl ſchwärmeriſch liebte. Dieſes Mädchen kämpfte mit allen Waffen der Liebe gegen den Zorn des Vaters, und hätte auch durch zudringliches Bitten zulezt ihren Zweck erreicht, wenn nicht Franz, der von dieſem Schritt alles zu beſorgen hatte, der neben dem noch Abſichten auf Amalien hegte, durch eine erſonnene Liſt alles vereitelt hätte. Nämlich er unterrichtete einen ſeiner Vertrauten, der noch einen Privatgroll auf den alten und jungen Grafen gefaßt hatte, unter dem vorgeblichen Namen eines Freunds von Karln, die erdichtete Zeitung vom Tod dieſes leztern zu bringen, und verſah ihn hiezu mit den tüchtigſten Dokumenten. Der Streich gelang, die Trauerpoſt überraſchte den Vater auf dem Krankenbett, und wirkte ſo ſtark auf ſeinen geſchwächten Körper, daß er in einen Zuſtand verfiel, den jedermann für den Tod erklärte — Aber es war nur eine tiefe Ohnmacht. — Franz der ſich durch boshafte Streiche zu den abſcheulichſten Verbrechen erhärtet hatte, benuzte dieſen allgemeinen Wahn, vollzog das Leichenbegängniß, und brachte den Vater, mit Hülfe ſeines gedungenen Handlangers in

einen abgelegenen Thurm, ihn alldort ferne von Menſchen, Hungers ſterben zu laſſen, und trat ſodenn in den vollkommenſten Beſiz ſeiner Güter und Rechte.

Unterdeſſen hatte ſich Karl Moor an der Spize ſeiner Rotte durch auſſerordentliche Streiche weit und breit zuchtbar und furchtbar gemacht. Sein Anhang wuchs, ſeine Güter ſtiegen, ſein Dolch ſchröckte die kleinere Tyrannen, und authoriſirten Beutelſchneider, aber ſein Beutel war der Nothdurft geöffnet, und ſein Arm zu ihrem Schuze bereit. Niemals erlaubte er ſich ſpizbübiſche Dieberei, ſein Weg gieng gerade, er hätte ſich bälder zehen Mordthaten als einen einzigen Diebſtahl vergeben. Das Gerücht ſeiner Thaten foderte die Gerechtigkeit auf; er wurde in einem Walde, wohin er ſich nach einem Hauptſtreich mit ſeiner ganzen Bande geworfen hatte, umringt, aber der zur Verzweiflung gehezte Abentheurer ſchlug ſich mit wenigem Verluſt herzhaft durch, und entrann glüklich aus Böhmen. Izt verband ſich ein flüchtiger edler Böhme mit ihm, den ſein widriges Geſchick mit der bürgerlichen Geſellſchaft entzweit hatte, deſſen unglükliche Liebesgeſchichte die ſchlafende Erinnerung der ſeinigen wieder aufweckte, und ihn zu dem Entſchluß beweg, Vaterland und Geliebte wieder zu ſehen, welchen er auch ſchleunig ins Werk ſezte.

Hier

Hier eröffnet ſich die zweite Epoche der Geſchichte. Franz Moor genoß indeß in aller wollüſtigen Ruhe die Frucht ſeiner Büberei; nur Amalia ſtemmte ſich ſtandhaft gegen ſeine wollüſtige Beſtürmungen. Karl erſcheint unter einem vergeblichen Namen — Wilde Lebensart, Leidenſchaft, und lange Trennung hatten ihn unkenntlich gemacht, nur die Liebe, die ſich niemals verläugnet, verweilt über dem ſonderbaren Fremdling. Sinnliches Anſchauen überwältigt die Erinnerung, Amalia fängt an ihren Karl in dem Unbekannten zu lieben — und zu vergeſſen, und liebt ihn doppelt, eben da ſie ihm untreu zu werden fürchtet. Ihr Herz verräth ſich dem ſeinigen, das ſeinige dem ihrigen, und der ſcharfſichtigen Furcht entrinnt keines von beiden. Franz wird aufmerkſam, vergleicht, erräth, überzeugt ſich, und beſchließt das Verderben des Bruders. Zum zweitenmal will er den Arm ſeines Handlangers dingen, der aber, durch ſeinen Undank beleidigt, mit angedrohter Entdekkung der Geheimniſſe von ihm abſpringt. Franz, ſelbſt zu feig einen Mord auszuführen, verſchiebt die unmenſchliche That. Unterdeß war ſchon der Eindruck von Karl ſo tief in das Herz des Mädchens gegangen, daß ein Heldenentſchluß auf Seiten des erſten vonnöthen war, ihn zu vertilgen. Er mußte die verlaſſen, von der er geliebt war, die er

liebte und doch nicht mehr beſizen konnte; er floh, nachdem ſie ihn erkannt, zu ſeiner Bande zurück. Er traf dieſe im nächſtgelegenen Wald. Es war der nämliche, worinn ſein Vater im Thurme verzweifelte, von dem reuigen und rachſüchtigen Herrmann (ſo hieß Franzens Vertrauter) kümmerlich genährt. Er findet ſeinen Vater, den er mit Hülfe ſeiner Raubwerkzeuge befreit. Ein Detaſchement von Räubern muß den abſcheulichen Sohn herbeiholen, der aus dem Brand ſeines Schloſſes, worein er ſich aus Verzweiflung geſtürzt hatte, mühſam errettet wird. Karl läßt ihn durch ſeine Bande richten, die ihn verurtheilt, in dem nämlichen Thurme zu verhungern. Nun entdeckt ſich Karl ſeinem Vater, doch ſeine Lebensart nicht. Amalia war dem fliehenden Geliebten in den Wald nachgeflohen, und wird hier von den ſtreifenden Banditen aufgefangen, und vor den Hauptmann gebracht. Karl iſt gezwungen ſein Handwerk zu verrathen, wobei der Vater für Entſezen ſtirbt. Auch izt iſt ihm ſeine Amalia noch treu. Er iſt im Begriff der glücklichſte zu werden, aber die ſchwürige Bande ſteht wider ihn auf, und erinnert ihn an den feierlich geſchwornen Eid. Karl auch im gröſſeſten Bedrängniß noch Mann, ermordet Amalien, die er nicht mehr beſizen kann; verläßt die Bande, die er durch dieſes unmenſchliche Opfer

befrie-

befriedigt hat, und geht hin sich selbst in die Hände der Justiz zu überliefern.

Man findet aus diesem Generalriß des Stücks, daß es an wahren dramatischen Situationen ungemein fruchtbar ist; daß es selbst aus der Feder eines mittelmäßigen Schriftstellers nicht ganz uninteressant fliessen; daß es in den Händen eines bessern Korps ein Originalstück werden müsse: fragt sich nun, wie hat es der Dichter bearbeitet?

Zuerst denn von der **Wahl** der Fabel. Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte *). Wenigstens dünkt es mich, solche bedürfen nothwendig einer eben so grossen Dosis von Geisteskraft, als die erhabene Tugendhafte, und die Empfindung des Abscheus vertrage sich nicht selten mit Antheil und Bewunderung. Ausserdem, daß im Schicksal des grossen Rechtschaffenen, nach der reinsten Moral, durchaus kein Knoten, kein Labyrinth statt findet, daß sich seine Werke und Schicksale nothwendiger Weise zu voraus bekannten Zielen lenken, welche beim ersten zu ungewissen Zielen durch krumme Mäander sich schlängeln, (ein Umstand der in der dramatischen Kunst alles ausmacht) ausserdem

*) Schriften von H. P. Sturz. In den Denkwürdigkeiten von Rousseau.

dem daß die hizigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Binsengefechte gegen die siegende Tugend sind, und wir uns so gern auf die Parthie der Verlierer schlagen, ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendesten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht, ausser dem, sage ich, kann ich die Tugend selbst in keinem triumphirendern Glanze zeigen, als wenn ich sie in die Intriguen des Lasters verwickle, und ihre Stralen durch diesen Schatten erhebe, denn es findet sich nichts interessanteres in der moralisch ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster an einander sich reiben.

Räuber aber sind die Helden des Stücks, Räuber, und einer, der auch Räuber niederwägt, ein schleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, daß wir um so wärmer sympathisieren, je weniger wir Gehilfen darinn haben; daß wir dem, den die Welt ausstößt, unsere Thränen in die Wüste nachtragen; daß wir lieber mit Krusoe auf der menschenverlassenen Insel uns einnisten, als im drängenden Gewühle der Welt mitschwimmen. Diß wenigstens ist es, was uns in vorliegendem Stück an die so äusserst unmoralische Jaunerhorden festbindet. Eben dieses eigenthümliche Korpus, das sie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber formiren, seine Beschränkungen, seine

Gebre-

Gebrechen, ſeine Gefahren, alles lockt uns näher zu ihnen, aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meynen wir durch unſern Beitritt, welches zugleich auch unſerm Stolze ſchmeichelt, ihre leichte unmoraliſche Schaale ſo lang beſchweren zu müſſen, bis ſie waagrecht mit der Gerechtigkeit ſteht. Je entfernter Zuſammenhang ſie mit der Welt haben, deſto nähern hat unſer Herz mit ihnen. — Ein Menſch, an den ſich die ganze Welt knüpft, der ſich wiederum an die ganze Welt klammert, iſt ein Fremdling für unſer Herz. — Wir lieben das Ausſchlieſſende in der Liebe und überall.

Der Dichter führte uns alſo in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas auſſergewöhnlichem, unſere Aufmerkſamkeit weilet. Wir haben eine ſo ziemlich vollſtändige Oekonomie der ungeheuerſten Menſchenverirrung, ſelbſt ihre Quellen ſind aufgedeckt, ihre Reſſorts angegeben, ihre Kataſtrophe iſt entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemälde der ſittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wofern nicht der Dichter durch etliche Pinſelſtriche Menſchlichkeit, und Erhabenheit hineingebracht hätte. Wir ſind geneigter den Stempel der Gottheit aus den Grimaſſen des Laſters herauszuleſen, als eben denſelben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern; eine Roſe in der

ſan-

ſandigten Wüſte entzückt uns mehr, als deren ein ganzer Hain in den Heſperiſchen Gärten. Bei Verbrechern, denen das Geſez als Idealen moraliſcher Häßlichkeit, die Menſchheit abgeriſſen hat, erheben wir auch ſchon einen geringern Grad von Bosheit zur Tugend, ſo wie wir im Gegentheil all unſerm Wiz aufoieten, im Glanz eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines ewigen Hangs, alles in dem Kreis unſerer Sympathie zu verſammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor, und Engel herunter. Noch einen zweiten Kunſtgriff benuzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Sünder einen ſchleichenden entgegenſezte, der ſeine ſcheußlichern Verbrechen mit günſtigerem Erfolge, und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf dieſe Art legen wir nach unſerer ſtrengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schaale des Begünſtigten, und vermindern ſie in der Schaale des Beſtraften. Der erſte iſt um ſo viel ſchwärzer als er glücklicher, der zweite um ſo viel beſſer als er unglücklicher iſt. Endlich hat der Verfaſſer vermittelſt einer einzigen Erfindung, den fürchterlichen Verbrecher mit tauſend Fäden an unſer Herz geknüpft. — Der Mordbrenner liebt, und wird wieder geliebt.

Räuber Moor iſt nicht Dieb, aber Mörder. Nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich mich

mich nicht irre, dankt dieſer ſeltene Menſch ſeine Grundzüge dem Plutarch und Zervantes *), die durch den eigenen Geiſt des Dichters, nach Shakeſpearischer Manier in einem neuen, wahren und harmoniſchen Karakter unter ſich amalgamirt ſind. In der Vorrede zum erſten Plan iſt der Hauptriß von dieſem Karakter entworfen. Die gräßlichſten ſeiner Verbrechen ſind weniger die Wirkung bösartiger Leidenſchaften, als des zerrütteten Syſtems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben preis gibt, umfaßt er ſeinen Roller mit ungeheuerm Enthuſiasmus; weil er ſein Mädchen zu feurig liebt, als ſie verlaſſen zu können, ermordet er ſie; weil er zu edel denkt, als ein Sklave der Leute zu ſeyn, wird er ihr Verderber; jede niedrige Leidenſchaft iſt ihm fremde; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet in einen Univerſalhaß gegen das ganze Menſchengeſchlecht aus. „Reue und kein Erbarmen! — Ich möchte das Meer vergiften, daß ſie den Tod aus allen Quellen ſaufen.„ Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laſter und Elend zu haben, ſagt er zu einem Freiwilligen: „Verlaß dieſen ſchrecklichen Bund! — Lern erſt die Tiefe des Abgrunds kennen, eh du hinein ſpringſt.

*) Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem Don Quixote.

ſpringſt. — Folge mir! mir! und mach dich eilig hinweg.„ Eben dieſe Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmuth, und eine erſtaunenswerthe Gegenwart des Geiſtes. Man erblicke ihn, umzingelt in den Böhmiſchen Wäldern, wie er ſich aus der Verzweiflung ſeiner wenigen eine Armee wirbt — den groſſen Mann vollendet ein unerſättlicher Durſt nach Verbeſſerung, und eine raſtloſe Thätigkeit des Geiſts. Welches drängende Chaos von Ideen mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüſte ſodert ſich zu ſammeln, und eine Ewigkeit ſie zu entwickeln! — Das Aug wurzelt in den erhabenen armen Sünder, wenn ſchon lange der Vorhang gefallen iſt, er gieng auf wie ein Meteor, und ſchwindet, wie eine ſinkende Sonne.

Einen überlegenden Schurken dergleichen Franz, der jüngere Moor, iſt, auf die Bühne zu bringen — oder beſſer (der Verfaſſer geſteht, daß er nie an die Bühne dachte) ihn zum Gegenſtand der bildenden Kunſt zu machen, heißt mehr gewagt, als das Anſehen Shakeſpears, des gröſten Menſchenmalers, der einen Jago und Richard erſchuf, entſchuldigen; mehr gewagt, als die unglückſeligſte Plaſtik der Natur verantworten kann. Wahr iſt es — ſo gewiß dieſe leztere an lächerlichen Originalen auch die luxurirendſte Phantaſie des Karri-

katuriſten hinter ſich läßt; ſo gewiß ſie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Frazen genug liefert, daß ihre getreueſten Koriſten nicht ſelten in den Vorwurf der Uebertreibung verfallen: ſo wenig wird ſie jedennoch dieſe Idee unſers Dichters mit einem einzigen Beiſpiel zu rechtfertigen wiſſen. Dazu kommt, wenn auch die Natur, nach einer hundert- und tauſendjährigen Vorbereitung, ſo unbändig über ihre Ufer träte, wenn ich diß auch zugeben könnte, ſündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre erſten Geſeze, der dieſes Monſtrum der ſich ſelbſt befleckenden Natur in eine Jünglings-Seele verlegt? Noch einmal zugegeben, es ſey ſo möglich; — wird nicht ein ſolcher Menſch erſt tauſend krumme Labyrinthe der Selbſtverſchlimmerung durchkriechen, tauſend Pflichten verlezen müſſen, um ſie gering ſchäzen zu lernen, — tauſend Rührungen der zum Vollkommenen ſtrebenden Natur verfälſchen müſſen, um ſie belachen zu können? — Mit einem Wort, wird er nicht erſt alle Auswege verſuchen, alle Verirrungen erſchöpfen müſſen, um dieſes abſcheuliche non plus ultra mühſam zu erklettern? Die moraliſchen Veränderungen kennen eben ſo wenig einen Sprung als die phyſiſchen; auch liebe ich die Natur meiner Gattung zu ſehr, als daß ich nicht lieber zehenmal den Dichter verdamme, eh ich ihr eine ſolche krebsarti-

tige Verderbniß zumuthe. Mögen noch ſo viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: Der Menſch neigt ſich urſprünglich zum Verderblichen: ich glaub es nicht, ich denke vielmehr überzeugt zu ſeyn, daß der Zuſtand des moraliſchen Uebels im Gemüth eines Menſchen, ein ſchlechterdings gewaltſamer Zuſtand ſey, welchen zu erreichen zuförderſt das Gleichgewicht der ganzen geiſtigen Organiſation (wenn ich ſo ſagen darf) aufgehoben ſeyn muß, ſo wie das ganze Syſtem der thieriſchen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durcheinander geworfen ſeyn müſſen, eh die Natur einem Fieber oder Konvulſionen Raum gibt. Unſerm Jüngling, aufgewachſen im Kreis einer friedlichen ſchuldloſen Familie, — woher kam ihm eine ſo herzverderbliche Philoſophie? Der Dichter läßt uns dieſe Frage ganz unbeantwortet; wir finden zu all denen abſcheulichen Grundſäzen und Werken keinen hinreichenden Grund, als das armſelige Bedürfniß des Künſtlers, der um ſein Gemälde auszuſtaffieren, die ganze menſchliche Natur in der Perſon eines Teufels, der ihre Bildung uſurpirt, an den Pranger geſtellt hat.

Es ſind nicht ſowol gerade die Werke, die uns an dieſem grundböſen Menſchen empören — es iſt auch nicht die abſcheuliche Philoſophie — Es iſt viel-

vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn diese zu jenen bestimmt. Wir hören vielleicht in einem Kreis Vagabunden dergleichen ausschweifende Bonmots über Moralität und Religion — unser inneres Gefühl empört sich dabei, aber wir glauben noch immer unter Menschen zu sein, so lang wir uns überreden können, daß das Herz niemals so grundverderbt werden kann als die Zunge es auf sich nimmt. Wiederum liefert uns die Geschichte Subjekte, die unsern Franz an unmenschlichen Thaten weit hinter sich lassen *), und doch schüttelt uns dieser Karakter so sehr. Man kann sagen: dort wissen wir nur die Fakta, unsre Fantasie hat Raum solche Triebfedern darzu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleyen, wohl nicht entschuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet uns der Dichter selbst die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt, unsre Fantasie wird durch historische Fakta gefesselt; wir entsezen uns über den gräßlichen Sophismen, aber noch scheinen sie uns

*) Man erzählt von einem Spizbuben in unsern Gegenden, der mit Gefahr seines Lebens Personen die er nicht einmal kannte, auf die abscheulichste Weise massakrirte. — Wiederum von einem andern, der ohne einigen Mangel an Nahrungsmitteln zu haben, die Kinder der Nachbarschaft an sich lockte, und verzehrte.

zu leicht und luſtig zu ſeyn, als daß ſie zu wirklichen Verbrechen — darf ich ſagen? — erwärmen könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkoſten ſeiner dramatiſchen Schilderei; tauſend Mordthaten zu geloben, tauſend Menſchen in Gedanken zu vernichten iſt leicht, aber es iſt eine herkuliſche Arbeit, einen einzigen Todſchlag wirklich zu begehen. Franz ſagt uns in einem Monologen einen wichtigen Grund: „Verflucht ſey die Thorheit unſrer Ammen und Wärterinnen, die unſre Fantaſie mit ſchrecklichen Mährgen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unſer weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkührliche Schauer die Glieder des Mannes noch in froſtige Angſt rütteln, unſre kühnſte Entſchloſſenheit ſperren „ u. ſ. f. Aber wer weißt es nicht, daß eben dieſe Spuren der erſten Erziehung in uns unvertilgbar ſind? In der neuen Auflage des Stücks, hat ſich der Dichter gebeſſert. Der Böſewicht hat ſeinen Helfershelfer verloren, und iſt gezwungen ſeine eigenen Hände zu brauchen — „Wie? wenn ich ſelbſt hingienge, und ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? — Ein verwundeter Mann iſt ein Knabe — friſch! ich wills wagen! (er geht mit ſtarken Schritten fort, bleibt aber plözlich in ſchreckhafter Erſchlaffung ſtehen.)

ſtehen.) Wer ſchleicht hinter mir? — Geſichter wie ich noch keine ſah! — Schneidende Triller! (er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) durch meine Knochen Zermalmung! — Nein! ich wills nicht thun„ u. ſ. f. Der gröſſeſte Weichling kann Tyrann und Mörder ſeyn, aber er wird ſeinen Bravo an der Seite haben, und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben freveln. Oft iſt diß Feigheit, aber laufen nicht auch Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menſchheit mit unter?

Dann ſind auch die Raiſonnements, mit denen er ſein Laſterſyſtem aufzuſtuzen verſteht, das Reſultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe die ſie vorausſezen, hätten ihn nothwendig veredeln ſollen, und bald verleitet uns der Dichter die Muſen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klag und kein Ende! Sonſt iſt dieſer Karakter, ſo ſehr er mit der menſchlichen Natur mißſtimmt, ganz übereinſtimmend mit ſich ſelbſt; der Dichter hat alles gethan, was er thun konnte, nachdem er einmal den Menſchen überhüpft hatte; dieſer Karakter iſt ein eigenes Univerſum, das ich gern jenſeits der ſublunariſchen Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle, einquartiert

wiſſen möchte; ſeine untreue Seele ſchlüpft geſchmeidig in alle Maſken, und ſchmiegt ſich in alle Formen; beim Vater hört man ihn bethen; ſchwärmen neben dem Mädchen, und neben dem Handlanger läſtern. Kriechend wo er zu bitten hat, Tyrann wo er befehlen kann. Verſtändig genug die Bosheit eines andern zu verachten, nie ſo gerecht ſie bei ſich ſelbſt zu verdammen. An Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindſamen Helden. Voll gepfropft von ſchweren entſezlichen Geheimniſſen, daß er ſelbſt ſeinen Wahnwiz für einen Verräther hält. „(Nachdem er aus einer Raſerei, die ſich in Ohnmacht verlor, zu ſich ſelbſt gebracht ward.) Was hab ich geſagt? Merke nicht drauf, ich hab eine Lüge geſagt, es ſey was es wolle.„ Endlich in der unglücklichen Kataſtrophe ſeiner Intrigue, wo er menſchlich leidet? — Wie ſehr beſtätigt diß die allgemeine Erfahrung wieder! — wir rücken ihm näher, ſo bald er ſich uns nähert; ſeine Verzweiflung fängt an, uns mit ſeiner Abſcheulichkeit zu verſöhnen: Ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammniß, würde Menſchen weinen machen; wir zittern für ihr, und über eben das, was wir ſo heißgrimmig auf ihn herab wünſchten. Selbſt der Dichter ſcheint ſich am Schluß ſeiner Rolle für ihn erwärmt zu haben: er

ver-

verſuchte durch einen Pinſelſtrich ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier! nimm dieſen Degen. Hurtig! Stos mir ihn rücklings in den Leib, daß nicht dieſe Buben kommen, und treiben ihren Sport aus mir.„ Stirbt er nicht bald wie ein groſſer Mann, die kleine kriechende Seele!

Es findet ſich in der ganzen Tragödie nur ein Frauenzimmer, man erwartet alſo billig im Karakter dieſer Einzigen gewiſſermaſſen die Repräſentantin ihres ganzen Geſchlechts. Wenigſtens wird die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers und Leſers um ſo unverwandterer auf ihr haften, je einſamer ſie im Kreiſe der Männer und Abentheurer ſteht, wenigſtens wird man von den wilden ſtürmiſchen Empfindungen, worinn uns die Räuberſzenen herumwerfen, in ihrer ſanften weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas auſſerordentliches zukommen laſſen, und hat uns um das Natürliche gebracht. Räuber war einmal die Parole des Stücks, der lärmende Waffenton hat den leiſern Flötengeſang überſtimmt. Der Geiſt des Dichters ſcheint ſich überhaupt mehr zum heroiſchen und ſtarken zu neigen, als zum weichen und niedlichen. Er iſt glücklich in vollen ſaturirten Empfindungen, gut in jedem höchſten Grade der Leidenſchaft, und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher ſchuf er uns

hier ein weibliches Geſchöpf, wobei wir, unbeſchadet all der ſchönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei doch immer das vermiſſen, was wir zuerſt ſuchen, das ſanfte leidende, ſchmachtende Ding — das Mädchen. Auch handelt ſie im ganzen Stück durchaus zu wenig, ihr Roman bleibt durch die drei erſten Akte immer auf eben derſelben Stelle ſtehen (ſo wie, beiläufig zu ſagen, das ganze Schauſpiel in der Mitte erlahmt.) Sie kann ſehr artig über ihren Ritter weinen, um den man ſie geprellt hat, ſie kann auch dem Betrüger aus vollem Halſe heruntermachen, der ihn weggebiſſen hat, und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan den Herzeinzigen entweder zu haben, oder zu vergeſſen, oder durch einen andern zu erſezen; ich habe mehr als die Hälfte des Stücks geleſen, und weiß nicht was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahnde auch nicht was etwa mit ihr geſchehen könnte, kein zukünftiges Schickſal iſt angekündet, oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur lezten Zeile des — dritten Akts kein halbes Wörtgen von ihr fallen. Dieſes iſt ſchlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäſſigen geblieben iſt. Aber vom vierten Akt an wird er ganz wieder er ſelbſt. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die

die intereſſante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in ſeinem Strale, erwärmt ſich an ſeinem Feuer, ſchmachtet neben dem Starken, und iſt ein Weib neben dem Mann. Die Szene im Garten welche der Verfaſſer in der neuen Auflage verändert liefert, iſt ein wahres Gemälde der weiblichen Natur, und ungemein treffend für die drangvolle Situation. Nach einem Selbſtgeſpräch, worinn ſie gegen die Liebe zu Karln (der unter einem fremden Namen ihr Gaſt iſt) als gegen einen Meineid kämpft; erſcheint er ſelbſt. „

„Räuber Moor. Ich kam um Abſchied zu „nehmen. Doch Himmel! Auf welcher „Wallung muß ich ihnen begegnen?

„Amalia. Gehen Sie Graf — Bleiben „Sie — Glücklich! Glücklich! wären „Sie nur jezt nicht gekommen! Wären „Sie nie gekommen!

„R. Moor. Glücklich wären Sie dann ge„weſen? — Leben Sie wohl.

„Amalia. Um Gottes willen! bleiben Sie — „Das war nicht meine Meinung! (die Hän„de ringend.) Gott! und warum war ſie „es nicht? — Graf! was that Ihnen „das Mädchen, das Sie zur Verbrecherin machen? Was that Ihnen die Liebe, „die Sie zerſtören?

„R. Moor. Sie ermorden mich, Fräulein!

„Amalia. Mein Herz so rein, eh meine Au„gen Sie sahen! — O daß sie verblin„deten diese Augen, die mein Herz ver„kehrt haben!

„R. Moor. Mir! Mir diesen Fluch mein „Engel! Diese Augen sind unschuldig wie „diß Herz.

„Amalia. Ganz seine Blicke! — Graf! ich „beschwöre Sie, kehren Sie diese Blicke „von mir, die mein innerstes durchwü„ten! — Ihn — Ihn selbst heuchelt sie „mir in diesen Blicken vor, Fantasie die „Verrätherin — Gehen Sie! Kommen „Sie in Krokodilgestalt wieder, und mir „ist besser.

„R. Moor (mit dem vollen Blick der Liebe.) „Du lügst Mädchen.

„Amalia (zärtlicher.) Und solltest du falsch „seyn, Graf? Solltest du kurzweilen mit „meinem schwachen weiblichen Herzen? — „Doch wie kann Falschheit in einem Auge „wohnen, das seinen Augen aus dem „Spiegel gleicht! — Ach! und erwünscht! „wenn es auch wäre! Glücklich! wenn ich „dich hassen müßte! — Weh mir! wenn ich „dich nicht lieben könnte!

R. Moor.

„R. Moor. (drückt ihre Hand wüthend an den Mund.)

„Amalia. Deine Küſſe brennen wie Feuer.

„R. Moor. Meine Seele brennt in ihnen.

„Amalia. Geh — noch iſt es Zeit! Noch! — „Stark iſt die Seele des Manns! — „Feure auch mich an mit deinem Muth, „Mann mit der ſtarken Seele!

„R. Moor. Dein Zittern entnervt den Star„ken. Ich wurzle hier — (das Haupt an „ihre Bruſt gedrückt.) und hier will ich „ſterben.

„Amalia. Weg! laß mich! — Was haſt „du gemacht, Mann? — Weg mit dei„nen Lippen! — Gottloſes Feuer ſchleicht „in meinen Adern. (ſie ſträubt ſich ohnmäch„tig gegen ſeine Beſtürmungen.) Und muß„teſt du kommen aus fernen Landen eine „Liebe zu zerſtören, die dem Tode trotzte? „(ſie drückt ihn feſter an die Bruſt.) Gott „vergebe dirs, Jüngling!„ u. ſ. f.

Der Ausgang dieſer Szene iſt höchſt tragiſch, ſo wie ſie überhaupt zugleich die rührendſte und entſetzlichſte iſt. Der Graf hat ihr den Trauring, den ſie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger geſpielt, ohne daß ſie ihn erkannt hätte. Nun iſt

er

er mit ihr am Ziele — wo er sie verlassen, und sich ihr zu erkennen geben soll. Eine Erzählung ihrer eigenen Geschichte, die sie für eine andere auslegt, war sehr interessant. Sie vertheidigt das unglückliche Mädchen. Die Szene endet also:

„R. Moor. Meine Amalia ist ein unglückli-
„ches Mädchen.

„Amalia. Unglücklich! daß sie dich von sich
„stieß!

„R. Moor. Unglücklicher, weil sie mich zwi-
fach umwindet.

„Amalia. O dann gewiß unglücklich! —
„Das liebe Mädchen. Sie sey meine
„Schwester, und dann noch eine bessere
„Welt —

„R. Moor. Wo die Schleyer fallen, und
„die Liebe mit Entsezen zurückprallt —
„Ewigkeit heißt ihr Name — Meine
„Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

„Amalia (etwas bitter.) Sind es alle, die
„Dich lieben und Amalia heissen?

„R. Moor. Alle — wenn sie wähnen einen
„Engel zu umhalsen, und ein Todschlä-
„ger in ihren Armen liegt. — Wehe
„meiner Amalia! Sie ist ein unglückli-
„ches Mädchen.

„Ama-

„Amalia (im Ausdruck der heftigſten Rührung.)
„Ich beweine ſie!

„R. Moor (nimmt ſtillſchweigend ihre Hand,
„und hält ihr den Ring vor die Augen.)
„Weine über dich ſelber (und ſtürzt hinaus.)

„Amalia (niedergeſunken.) Karl! Himmel
„und Erde!„

Noch wär ein Wort über die zweideutige Kataſtrophe der ganzen Liebesgeſchichte zu ſagen. Man frägt, war es tragiſch daß der Liebhaber ſein Mädchen ermordet? War es in dem gegebenen Falle natürlich? War es nothwendig? War kein minder ſchrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das lezte zuerſt antworten: Nein! — Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchſt undramatiſch wär eine Reſignation geweſen. Zwar vielleicht dieſe lezte möglich und ſchön auf Seiten des männlichen Räubers — aber wie äuſſerſt widrig auf Seiten des Mädchens! Soll ſie heimgehen, und ſich tröſten über das, was ſie nicht ändern kann? Dann hätte ſie nie geliebt. Soll ſie ſich ſelbſt erſtechen? Mir eckelt vor dieſem alltäglichen Behulf der ſchlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals über Kopf abſchlachten, damit dem hungrigen Zuſchauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter ſelbſt,

ſelbſt, und beantworte ſich dann gelegenheitlich auch die übrige Fragen. R. Moor hat Amalien auf einen Stein geſezt, und entblößt ihr den Buſen.

„R. Moor. Schaut dieſe Schönheit, Ban„diten! — Schmelzt ſie euch nicht? — „Schaut mich an Banditen. Jung bin „ich und liebe. Hier werd ich geliebt. „Angebethet. Bis ans Thor des Para„dieſes bin ich gekommen. — Sollten „mich meine Brüder zurückſchleudern?„

(Räuber ſtimmen ein Gelächter an.)

„R. Moor (entſchloſſen.) Genug. Bis hie„her Natur! Izt fängt der Mann an. „Auch ich bin der Mordbrenner einer — „und (ihnen entgegen mit Majeſtät) euer „Hauptmann! Mit dem Schwerd wollt „ihr mit euerm Herrn rechten, Banditen? „(mit gebietender Stimme:) Streckt die „Gewehre! Euer Herr ſpricht mit euch!

(Räuber laſſen zitternd ihre Waffen fallen.)

„R. Moor. Seht! Nun ſeyd ihr nichts „mehr als Knaben, und ich — bin frei. „Frei muß Moor ſeyn, wenn er groß „ſeyn will. Um ein Eliſium voll Liebe „iſt mir dieſer Triumph nicht feil. — „Nennt es nicht Wahnwiz, Banditen, „was ihr das Herz nicht habt Gröſſe zu

„nen-

„nennen; der Wiz des Unglücks überflü-
„gelt den Schneckengang der ruhigen Weis-
„heit — Thaten wie dieſe überlegt man
„wenn ſie gethan ſind. Ich will hernach
„davon reden. (Er ermordet das Mädchen.)„

Die Räuber preiſen den Sieg ihres Fürſten. Aber nun ſeine Empfindungen nach der That.

„R. Moor. Nun iſt ſie mein (indem er ſie
„mit dem Schwerd bewacht.) Mein —
„oder die Ewigkeit iſt die Grille eines
„Dummkopfs geweſen. Eingeſegnet mit
„dem Schwerd hab ich heimgeführt meine
„Braut, vorüber an all den Zauberhun-
„den meines Feindes Verhängniß! —
„Und er muß ſüß geweſen ſeyn der Tod
„von Bräutigams Händen? Nicht wahr,
„Amalia?

„Amalia. (ſterbend im Blut.) Süſſe. (ſtreckt
„die Hand aus und ſtirbt.)

„R. Moor (zu der Bande.) Nun ihr er-
„bärmlichen Geſellen! Habt ihr noch was
„zu forde Ihr opfertet mir ein Leben
„auf, ein Leben das ſchon nicht mehr
„euer war, ein Leben voll Abſcheulichkeit
„und Schande. — Ich hab euch einen
„Engel geſchlachtet, Banditen! Wir ſind
„quitt. Auf dieſer Leiche liegt meine
„Hand.

„Handſchrift zerriſſen — Euch ſchenk ich „die Eurige„ u. ſ. f.

Offenbar krönt dieſe Wendung das ganze Stück, und vollendet den Karakter des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er ſoll zärtlich und ſchwach ſeyn, und iſt klagend und kindiſch. Man ſieht es ſchon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an ſich plump und vermeſſen genug ſind, gar zu einfältig glaubt. Ein ſolcher Karakter kam freilich dem Dichter zu ſtatten, um Franzen zum Zweck kommen zu laſſen, aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Wiz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß allem Anſehen nach ſeinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnöthig hielt, ſeine ganze Klugheit an ihm zu verſchwenden? Ueberhaupt muß ich in der Kritik dieſes leztern noch nachholen, daß ſein Kopf mehr verſpricht, als ſeine Intriguen erfüllen, welche, unter uns geſagt, abentheuerlich grob und romanhaft ſind. So miſcht ſich in die Bedauerniß über den Vater ein gewiſſes verachtendes Achſelzucken, das ſein Intereſſe um vieles ſchwächt; ſo gewiß zwar eine gewiſſe Paſſivität des Beleidigten unſern Grimm gegen den Beleidiger mehr erhizt, als eine Selbſtthätigkeit des erſtern,

ſo

ſo gehört doch immer ein Grad von Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu intereſſiren — und wenn dieſe Hochachtung nicht auf intellektuelle Vollkommenheiten geht, worauf geht ſie ſonſt? — Auf die moraliſchen? — Aber man weißt, wie genau ſich dieſe leztern mit den erſten amalgamiren müſſen, um anziehend zu ſeyn. Ueberdiß iſt der alte Moor mehr Bethſchweſter als Chriſt, der ſeine religieuſen Sprüche aus ſeiner Bibel herzubethen ſcheint. Endlich ſpringt der Verfaſſer mit dem armen Alten gar zu tyranniſch um, und, unſrer Meinung nach, hätte dieſer, wenn er auch dem zweiten Akte entronnen wäre, durch das Schwerd des Vierten, fallen ſollen. — Er hat ein gar zähes Froſchleben, der Mann! das freilich dem Dichter recht à propos kommen mochte. — Doch der Dichter iſt ja auch Arzt, und wird ihm ſchon Diät vorgeſchrieben haben.

In den kontraſtierenden Karakteren der Räuber Roller, Spiegelberg, Schufterle, Roſinsky, Schweizer iſt der V. glücklicher geweſen. Jeder hat etwas auszeichnendes, jeder das was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu intereſſiren, ohne ihm Abbruch zu thun. Der Rolle Herrmanns, die im erſten Plan höchſt fehlerhaft war, iſt in der zweiten Auflage eine vortheilhaftere Wendung gegeben. Es iſt eine intereſſante Si

tuation, wie sich in der Mitte des vierten Akts die beiden Schurken an einander zerschlagen. So wie sich der Karakter Herrmanns erhob, wurde der Karakter des alten Daniels in Schatten gestellt.

Die Sprache und der Dialog dörften sich gleicher bleiben, und im Ganzen weniger poetisch seyn. Hier ist der Ausdruck lyrisch und episch, dort gar metaphysisch, an einem dritten Ort biblisch, an einem vierten platt. Franz sollte durchaus anders sprechen. Die blumigte Sprache verzeihen wir nur der erhizten Fantasie, und Franz sollte schlechterdings kalt seyn. Das Mädchen hat mir zuviel im Klopstock gelesen. Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakespear vergaft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen. Das Erhabene wird durch poetische Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrsten fühlte, und am durchdringendsten bewegte, sprach er wie unser einer. Im nächsten Drama erwartet man Besserung, oder man wird ihn zu der Ode verweisen.

Gewisse historische Beziehungen finde ich nicht ganz berichtigt. In der neuen Auflage ist die Geschichte in die Errichtung des teutschen Landfriedens ver-

verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Karaktere und der Fabel modern zugeschnitten, die Zeit wurde verändert, Fabel und Karaktere blieben. So entstand ein buntfärbiges Ding, wie die Hosen des Harlequins, alle Personen sprechen um viel zu studirt, izt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschahen, oder gestattet werden durften.

Auch sollte durchgängig mehr Anstand und Milderung beobachtet seyn. Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anschaulichen Kunst erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der V. kann vorwenden: ich habe Räuber geschildert, und Räuber bescheiden zu schildern wär ein Versehen gegen die Natur — Richtig Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geschildert?

Nun das Stück von Seiten seiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darinn (besonders wenn er sie mitbringt) Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich konfiszieren.

Endlich der Verfasser — man frägt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet — Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen seyn; daß er keine Kritik

gelesen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich seine Schönheiten und noch mehr, seine kolossalischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem Wirtembergischen Grenadier-Bataillon seyn, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre: So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben.

K . . . . r.

Anhang

über die Vorstellung der Räuber.

Das Stück iſt zu verſchiedenen malen in Mannheim geſpielt worden. Ich hoffe meine Leſer zu verbinden, wenn ich ihnen einen Brief mittheile, den mir mein Korreſpondent, der dem Schauſpiel zu gefallen, dahin abgereißt war, auf Anſuchen darüber geſchrieben hat.

„Worms, den 15. Jenner — 82.

„Vorgeſtern endlich gieng die Vorſtellung der „Räuber des Hrn. Schillers vor ſich. Ich „komme ſo eben von der Reiſe zurück, und noch „warm von dem Eindruck, ſeze ich mich nieder, „Ihnen zu ſchreiben. Nun erſt muß ich erſtaunen „welche unüberſteiglich ſcheinende Hinderniſſe der „Hr. Präſident von Dalberg beſiegen mußte, um „dem Publikum das Stück auftiſchen zu können. „Der Hr. Verfaſſer hat es freilich für die Bühne „umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, „die der thätige Geiſt Dalbergs beſeelt; für alle „übrige, die ich wenigſtens kenne, bleibt es, nach „wie vor, ein unregelmäßiges Stück. Um

„möglich wars, bei den fünf Akten zu bleiben;
„der Vorhang fiel zweimal zwischen den Szenen,
„damit Machinisten und Schauspieler Zeit gewän-
„nen, man spielte Zwischenakte, und so entstanden
„sieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle
„Personen erschienen neu gekleidet, zwei herrliche
„Dekorazionen waren ganz für das Stück gemacht,
„Hr. Danzy hatte auch die Zwischenakte neu auf-
„gesezt, so daß nur die Unkosten der ersten Vorstel-
„lung hundert Dukaten betrugen. Das Haus
„war ungewöhnlich voll, daß eine grosse Menge
„abgewiesen wurde. Das Stück spielte ganze vier
„Stunden, und mich däucht die Schauspieler hat-
„ten sich noch beeilet.„

„Doch — Sie werden ungeduldig seyn vom Er-
„folge zu hören. Im Ganzen genommen, that es
„die vortrefflichste Wirkung. Hr. Böck als Räu-
„berhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es
„dem Schauspieler möglich war, immer auf der
„Folter des Affekts gespannt zu liegen. In der
„mitternächtlichen Szene am Thurm hör ich ihn
„noch, neben dem Vater knieend mit aller pathetis-
„schen Sprache den Mond und die Sterne beschwö-
„ren — Sie müssen wissen daß der Mond, wie
„ich noch auf keiner Bühne gesehen, gemächlich
„über den Theaterhorizont lief, und nach Maas-
„gab seines Laufs ein natürliches schröckliches Licht

„in

„in der Gegend verbreitete — Schade nur, daß „Hr. Böck für ſeine Rolle nicht Perſon genug „hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß „gedacht. Hr. Iffland der den Franz vorſtellte, „hat mir (doch entſcheidend ſoll meine Meinung „nicht ſeyn) am vorzüglichſten gefallen. Ihnen „geſteh ich es, dieſe Rolle, die gar nicht für die „Bühne iſt, hatt ich ſchon für verloren gehalten, „und nie bin ich noch ſo angenehm betrogen wor„den. Iffland hat ſich in den leztern Szenen als „Meiſter gezeigt. Noch hör ich ihn in der ausdrucks„vollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden „Natur entgegenſtund, das ruchloſe Nein ſagen, „und dann wiederum, wie von einer unſichtbaren „Hand gerührt, ohnmächtig umſinken. „Ja! Ja! — „droben einer über den Sternen!„ — Sie hätten „ihn ſollen ſehen auf den Knieen liegen, und be„then, als um ihn ſchon die Gemächer des Schloſ„ſes brannten — Wenn nur Hr. Iffland ſeine „Worte nicht ſo verſchlänge, und ſich nicht im „Deklamiren ſo überſtürzte! Teutſchland wird in „dieſem jungen Mann noch einen Meiſter finden. „Hr. Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. „Hr. Meyer ſpielte den Herrmann unverbeſſerlich, „auch Koſinsky und Spiegelberg wurden ſehr gut „getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum

„mindeſten, ungemein. Ich fürchtete anfangs für „dieſe Rolle, denn ſie iſt dem Dichter an vielen „Orten mißlungen. Toskani ſpielte durchaus weich „und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den „tragiſchen Situationen, nur zu viel Theater-Af„fektationen und ermüdende weinerlich klagende „Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich „gelingen, da er ſchon von Haus aus durch den „Dichter verdorben iſt.

„Wenn ich Ihnen meine Meinung teutſch her„ausſagen ſoll — Dieſes Stück iſt dem ohnerach„tet kein Theaterſtück. Nehme ich das Schieſſen, „Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hin„weg, ſo iſt es für die Bühne ermüdend und ſchwer. „Ich hätte den Verfaſſer dabei gewünſcht, er würde viel „ausgeſtrichen haben, oder er müßte ſehr eigenliebig „und zäh ſeyn. Mir kam es auch vor, es waren „zu viele Realitäten hineingedrängt, die den Haupt„eindruck belaſten. Man hätte drei Theaterſtücke „daraus machen können, und jedes hätte mehr Wir„kung gethan. Man ſpricht indeß langes und brei„tes davon. Uebermäßige Tadler und übermäßige „Lober. Wenigſtens iſt diß die beſte Gewähr für „den Geiſt des Verfaſſers. Bald werden wir es „gedruckt haben. Hr. Hofkammerrath Schwan, „der zur Aufnahme des Stücks ſehr viel beigetragen „hatte,

„hatte, und ein eifriger Liebhaber davon iſt, wird „es herausgeben. Ich habe die Ehre zu ſeyn u. ſ. f.

N.

Auszug eines Schreibens,

über einiges

im Schwäbiſchen National-Karakter.

Sie verzeihen mir meine Freiheit, Sie mit einer beſondern Frage zu unterhalten, deren Auflöſung in ihrem Repertorium einen Plaz verdienet. In Sachſen, den Rheiniſchen Kreiſen, und andern teutſchen Gegenden ſtehen noch heutiges Tages die Schwaben im Rufe einer ſehr ſpäten Geiſtesreife, einer Ungeſchliffenheit in den äuſſern Sitten, und einer gewiſſen Plumpheit in den Fertigkeiten des Leibes und der Seele. Wohl hundertmal nannte mich meine Mutter einen dummen Schwaben, ſo oft ich die Fliegen auf der Stirne meines Wiegenbruders mit der Peitſche todſchlagen wollte, mich von meinem Spielkameraden dümmlich in den April ſchicken ließ, mit meinen Oſtereiern die Kegel umwerfen wollte, und was dergleichen mehr war. Seit ich hier zu Tübingen auf der Univerſität bin, fielen mir meine vormaligen Ehrentitel öfters ein, und

ich nahm mir vor, bei dem Bücherleſen Acht zu geben, ob ich nicht entdecken könnte, wie lange ſchon die Schwaben in dieſem luſtigen Gerüchte ſtünden, und welche Bewandniß es mit der Sache habe.

Da fand ich nun bald, daß ſich bereits vor vier Jahrhunderten daſſelbe feſtgeſezet hatte, und, aus der Allgemeinheit zu ſchlieſſen, nicht ohne Grund. Dieß erhellet unter andern aus einer ſehr intereſſanten und in mancherlei Betracht ſehr merkwürdigen Anekdote *). Sigmund, nachmals Römiſcher Kaiſer, belagerte im Jahr 1408. mit dem Oeſterreichiſchen Herzog Albrecht die Burg Zeynne in Ungarn. Als ſie der Eroberung ſchon nahe waren, würde ihnen beeden im ſchwarzen Pfeffer vergeben, und Albrecht ſtarb. Sigmund hingegen ward auf den Konradſtein gebracht, wo er Krankheits halber bleiben mußte. In dieſen Umſtänden erzeigte ihm Herzog Wilhelm, ungeachtet er ſein Feind war, eine groſſe Treue, denn er ſandt ihm einen Arzt von Wien zu. Von dieſem Arzte nun wird ausdrücklich ein Beſtandtheil des Karakters ſeiner Nation angeführet, denn es heißt: und der was ein grober ſwob. Daß er aber auch

in

*) Windecks Geſch. Kſr. Sigmunds in Menkenii ſcr. rer. Germ. Tom. I. p. 1087.

in andern Eigenſchaften ſeine Landesart nicht verläugnet, ſcheint die vorgenommene Heilungsweiſe anzudeuten. Unſer Schwab henkte nämlich den König Sigmund mit den Füſſen auf, daß die Bruſt deſſelben auf einem Küſſen die Erde berührte, und dieß dauerte gegen 24 Stunden. Wegen der Menge des abgehenden Schleims und Unflats ward der König ſo krank, daß ihm jedermann das Leben abſagte, und der arzt dorumb hart geſtraft ward, do ſprach der arzt: ſolte die giſt unten ausgangen ſein, die natur kont es nit erliden haben.

Eine noch drollichtere Geſchichte erzählt mit deutlichen Sticheleien der alte ehrliche Stumpf, deſſen eigne Worte ich hieherſeze *). Nach dem Siege bei Hard unweit Bregenz zu Ende des 15ten Jahrhunderts, funden die Schweizer „am morgen „einen einfältigen feynd oder Schwäbiſchen „kriegsknecht ab der Schlacht entrunnen, oben „under dem tach verborgen. Und als ſie den hin„füerten, fiel er nider auff die knie, von ihnen „friſtung ſeines lebens zu begehren, mit ſolchen „worten: Ach lieben frommen Rümeuler, „(Kühmäuler) ich bitt euch durch Gott, ſind mir „gnädig u. ſ. w. Als ſich aber die Eydgenoſſen dieſer

*) Stumpfs Schweizer-Chronik. 10 Buch. 35. Cap. (1600. fol. 650.)

„ſer red verwunderten, und in mit Worten ſtraaffe„ten, warumb er doch in höchſter Gefahr ſeines „lebens ſie alſo ſchmähen dörfte? Da bezeuget er „hoch und theur, daß er bey ſeinem Volk von „keinem anderen nammen nie gehört noch ge„wüßt hette, dann ſie hieſſen alle Rümeu„ler u. ſ. f. Deß ward gelacht und ihm ſolches „zur thorheit gerechnet: er aber ward mit frieden „freundtlich auß dem läger beleitet.„ —

Von ſolchen drolligten Begebenheiten ſind die ältere Geſchichtbücher voll. Die pinſelhafte Schwabeneinfalt mußte faſt allen damaligen Facetiis und Sammlungen von luſtigen und ſcherzhaften Hiſtorien die eigentliche Würze geben. Aber die meiſten, wo nicht alle, ſolcher Schriftſteller ermangelten auch nicht, der ganzen teutſchen Nation zum herzlichen Gelächter, eine Menge dieſer Geſchichten und ſeltſamer Schwänke aufzutiſchen. Selbſt Heinrich Bebel, ein Wirtemberger, ſpickte ſeine Facetias damit. Dem zugeſpizten Kunſtgefühl unſers Zeitalters mögen ſie freilich bald zu plump, bald zu niedrig, bald zu wenig ſinnreich ſcheinen, aber dem damaligen waren ſie ganz angemeſſen. In den meiſten kommt eine ſeltſame Wendung, oder ein unerwarteter Gegenſaz, und ſie müſſen auch noch izo Männern von Lambertiſchen Geſchmack zum Theil gefallen. Ohne Rückſicht auf das beſondere Sinn-

reiche

reiche will ich einige zur Probe geben, welche der Schwaben übles Gerüchte bezeugen, und als Urkunden des damaligen Volksgeschmacks merkwürdig sind. Ich wähle sie aus Kirchhofs Wendunmuth, einem seltenen Werke. Die erste sey die Don Quichottische Geschichte *) von den neun Schwaben:

„Neun Schwaben ::: wolten auch die welt erfaren, und unsers Herrgotts Rok zu Trier, darnach fürter das Heiligthum zu Ach besuchen, und Ablaß holen. Damit sie nun desto sicherer wandelten, sahen sie für gut an, daß sie einen starken und langen Spieß machen liessen, daran sie alle neun, der küneſt und mannlichest geharneſt zůvorderſt gienge. Diese ire Reiß begab sich aber im Julio, und als sie eins tags ein sehr weiten weg gezogen, darzu auch noch gar fern ins Dorff, da sie die nacht bleiben müßten, hetten, und im dunkelen über ein Wiesen oder Matten giengen, flog der groſſen Roßkäfer oder Hornüſſen eine, nit weit von inen hinder einer Stauden, und brummlet feindtlich. Darumb der vorderſt erſchrack, daß er den Spieß schier hett fallen laſſen, und einen heimlichen ſtreichen ließ, ſprach zu ſeinen

*) Wilhelm Kirchhofs Wendunmuth d. i. 550. höfliſcher, luſtiger Hiſtorien. Frankfurt 1563. 8. N. 274. Blatt 281.

nen Geſellen: Loſend, loſend *), Gott ich hör ein Trummel. Die anderen ſagten, es wer inen auch alſo, und der zu nechſt nach dem vorderſten an der reig war, empfieng den geſtank des Blindtſchleichen ſeines Geſellen in die Naſen und ſprach: Etwas iſt one zweiffel vorhanden, denn ich ſchmeck das pulffer und die zündſtrick. Im hui begund der geharnſchte zu fliehen, ſprang über einen Zaun, da lag ongefär noch ein Rechen (denn es hetten daſelbſt die leut den tag Heuw gemachet) darauf tratt er, daß ihn der Stiel auf die Naſen ſchlüg: O wei, o wei, ſchry er, niem mich gefangen, ich gib mich. Die andere hupfften alle einer über den andern hernach und rüfften: gibſtu dich, ſo gib ich mich auch. Lezlich wurden ſie gewar, daß ſie betrogen waren, und damit ſie derhalben nit geſpeit würden, verſchwuren ſie undereinander ſtillzuſchweigen, biß ſo lang einer das maul auſthet. Der andern gefahr, die inen zu handen kam, mag die erſte nit verglichen werden: Denn nach etlichen Tagen trug ſie ir weg durch das Brachfeld und ſaß ein Haß in der Sonnen, ſich mit dem vordern lauffen umb den kopf bußende. Dieſen erſahen ſie, blieben zu beratſchlagen, was hierinnen das wenigſt geferlich wer, beſtehen. Einer aus

inen

*) Schwäbiſch. Lauſcht.

inen ſprach ganz geherzt (etliche wöllen es ſey der hinderſte geweſen) Rageneurle, gang anher Rageneurle. O Gott, ſagt der vorderſt, wenn du hie ſtündeſt, da ich ſtand, du würdeſt mit nichten ſagen Rageneurle gang anher; hub in dem an ſich zu ſeegnen mit dem heiligen creuz, rufft Gott umb hilff an, und zum letſten als nichts helffen wolt, daß der Haß ausm Weg kem, ſchry er aus groſſer Furcht: Hau hurlehau, hau hau. Von dieſer Stimm erſchrack der Haß und lieff davon. Der Keck aber ſprach, nun ſiehe ich daß ein Hurlehau beſſer dann tauſent Gotthelf iſt. Weiter, nachdem ſie geſund an die Moſel, ein meſicht, ſtill und tieff Waſſer kamen, darüber nit viel Brücken gemacht, ſondern an mehreren orten man ſich muß in Schiffen überfüren laſſen, und dieweil ſie deſſen unberichtet, rüfften ſie zu einem mann, der yenſeit des Waſſers ſein arbeit volnbracht, wie man hinüber kommen möchte? Derſelbige verſtund wegen der weite, auch der ſprach halben nit, was ſie wolten, und fragt auf ſeine Trieriſche Sprach wat, wat, das iſt, was, was. So meineten ſie, er ſagte, ſie ſollten waten, und hub an der vorderſt hicüber zu gehen: Er vermochte es aber nit gar lang, umb des ſchlamms und der tieffen willen, antreiben, fiel hinunder und ertrank. Als die andern „dieſes Hut, den der Wind auff das Ufer auff ye-

„ner

„ner ſelten getriben, ſahen, und ein Froſch darbey „ſaß und quacket wat, wat, wat, das eben ſo „lautet, wie ſie daz maul in diſen wort und der„gleich weit aufſperren, hielten ſie es dafür: ir ge„ſell rüſſet inen, ſich hernacher zu machen, verſtün„den es wol, und ſagten undereinander, kann er „hinüber waten, warum wir nit auch? Und ſind „alſo neun ertrunken.„ — Von einer Dorfgemeinde unweit Ehingen berichtet er folgenden Schwank: Sie beſorgten: ihr Feldſchüz möchte durch das Hin- und Hergehen ihre Aecker und Früchten beſchädigen. Sie hielten alſo Rath und dingten aus gemeiner Beſtättigung vier andre, die den Feldſchüzen auf einem Stuhle auf dem Felde herumtragen mußten. Die vielen andern Geſchichte: als von einem Schwaben, welcher von Gott an die Apoſtel appellirte und ſolche mehr, muß ich übergehen.

An dieſen wenigen muthwilligen Scherzen, die man bis ins Unzähliche vermehren könnte, ſieht man hinlänglich, daß die Schwaben das unter den andern teutſchen Völkern waren, was in jeder Schule oder engen Geſellſchaft immer einer ſeyn muß — der Narr und Gegenſtand aller Neckereien, und Spöttereien. Auch iſt es kein Wunder, denn in den vorigen Weltaltern war die Scherzhaftigkeit ein Hauptzug der teutſchen Volksart. Mußte

alſo

alſo eine Provinz der Narr ſeyn, ſo war wenigſtens die Wahl Schwabens gut getroffen.

Aber wo lag nun die Urſache dieſer Erſcheinung, des langen Zurückbleibens der Schwaben im Anbau des Geſchmacks, und in Abſchleifung der rohen plumpen Sitten? Was hielt den Nationalgeiſt in dem umhüllenden Nebel? Wie und wodurch geriethen ſie allmählich in die Verſpottung? Dieſes ſind Fragen, deren Erörterung ein angenehmer und wichtiger Beitrag zur ſittlichen Geſchichte ihrer Provinz und ganz Teutſchlands wäre.

Bg.

Wirtembergiſche Briefe.

K. 10. Mart. 1780.

M. F.

Sie ſind längſt der gelehrten Reiſebeſchreibungen von Rom oder Canada, von London oder Conſtantinopel müde geworden, längſt eckelt Ihnen vor den empfindſamen Reiſen; Empfangen Sie hier eine neue Gattung, beobachtende nur im höchſten Nothdrang empfindſame Reiſen, über alltägliche Dinge des Land- und Dorflebens.

Eingehüllt in meinen grauen Ueberrock, auf dem Rücken ein Felleiſen mit ein wenig Waſche, und einem guten Kleid (um im Nothfall allen, etwa meiner Beobachtung werthen Damen und Herren, meine Verdienſte und meine rechtmäſſige Anſprüche auf die Ehre ihres Umgangs dadurch zu erweiſen) zog ich geſtern Nachts zum Stadtthor hinaus, um alle Städte, Städtlein, Dörfgen und Weiler meines theuren Vaterlandes zu durchwühlen, und wo möglich ſeine innerſten Eingeweide zu durchſpähen.

Das Städtgen L. war der erſte Ort, da ich ankam, und hier war es auch, wo mir das erſte Abentheuer aufſtieß.

Ich ſaß in der Wirthsſtube hinter dem Tiſch, in einem ſehr hizigen Streit mit einem Herrn aus dem Städtgen (ſo nennt man die Schuſter, Schneider oder Säckler, die in dem Stadtgerichte ſizen,) begriffen, als eben der Poſtwagen anlangte. *)

Unter mehreren andern Perſonen kam eine unbekannte, allem Anſchein nach, menſchliche Figur, an. Die Figur war ſehr groß, mit fliegenden ſchwarzen Haaren, einer Habichtsnaſe und groſſen rollenden Augen; von Kleidung ſah man nichts als

*) Meine Leſer werden aus der Fortſezung ſehen, wie dieſer Karakter in unſern Plan gehöre.

als einen abgetragenen blauen Mantel, in den ſie verſteckt war, und einen furchtbar groſſen Hut, der ehemals ſchwarz geweſen zu ſeyn ſchien. Die Figur ſprang plözlich aus dem Wagen, ſprengte die Thüre auf, ſtürzte, ohne ein Wort zu ſprechen, ins Zimmer, und fiel auf einen Stul nieder.

Die Meinungen über den Karakter des Unbekannten waren getheilt: der Wirth hielt ihn für einen Bettler, der keinen baaren Heller im Sack habe, und den man daher geradenwegs zur Thür hinauswerfen ſollte, die Wirthin erklärte ihn für einen unverſchämten meſchanten Kerl, der nicht einmal wiſſe, wie man einer Frau vom Rath begegnen ſolle; der eben anweſende Barbier lachte über beede, und bewies aus 24 Gründen, die wie gewöhnlich weder er ſelbſt noch ſeine Gegner verſtunden, daß der Kerl weiter nichts als ein Narr wäre, an dem er aus chriſtlicher Barmherzigkeit ſogleich die Aderläſſe appliciren wollte, wenn er nur verſichert wäre, daß es ihm von Seiten eines löblichen Spitals bezahlt würde. Seht mir einmal, rief er, dieſe Rollaugen, und daß der Kerl nichts ſchwazt — kein armes liebes Wort. Indem ſie noch über ihre Hypotheſen mit einander ſtritten, und beſonders der Barbier mit ſo viel Nachdruck bewies, daß er ſogar die ſchmetternde Zunge der Wirthin niederſchlug, ſprang die Figur plözlich

auf, ſtürzte wütend durchs Zimmer hin, befleckte (denn was er berührte, ward befleckt,) der Wirthin neues Sonntagskleid, ſtieß Stüle, Bänke, Kinder, alles über den Hauffen, und ſezte ſich dann wieder ganz geruhig nieder.

Der abſcheuliche Kerl, wird er mir Stüle, Bänke, Gläſer zerbrechen, meine Kinder umbringen, und dann hintennach erſt nichts zahlen; mein Kleid, mein Kleid, heulte die Wirthin, mein neues, liebſtes, ſchönſtes Kleid, das ich mir auf den erſten Gerichtstag, da mein lieber Mann zum erſtenmal in Rath gelangte, machen ließ, der entſezliche, der abſcheuliche Kerl, was ſage ich, unterbrach ſie der Barbier, gefährliche, höchſtgefährliche Symptomen. Und wie geſagt, daß der Kerl nichts ſchwazt, wenn nur lauter Pöbel da wäre, ſo wollt ich ihms verzeihen, aber —

In dem Augenblick fuhr die Figur auf dem Seſſel herum, ſchlug mit Händen und Füſſen um ſich her, ſeine Augen blizten, ſein Mund ſchäumte, Thatendurſt — Weltenzerſtörung — Undank — Weltſchaffen — ſo ſchrie er mit gräßlicher fürchterlicher Stimme. Alles bebte, der Barbier und die Wirthin entflohen, nur der Wirth aus zärtlicher Sorge für ſeine Gläſer und Spiegel, blieb mit Gefahr ſeines Lebens im Zimmer. Der Paroxyſmus dauer-

dauerte noch fort, als der Phyſicus loci auf einmal die Thür öffnete, und durch ſeine Gegenwart die ganze Szene änderte.

D. Langbein, (ſo hieß der Phyſikus,) war ein Mann von ohngefähr 50 Jahren, der in ſeiner Jugend ſowohl durch ſeine Anlagen, als durch ſeine wirklich ſchon erlangte Kenntniſſe, groſſe Hoffnungen von ſich erweckt hatte, aber nun ein ganz gewöhnlicher Landdoctor geworden war, d. i. mit ein paar Duzend Recepten, die er noch von ſeinem alten Lehrer, ſeeligen Andenkens, heruntergeerbt, recht fleiſſig und eifrig hauſirte, auch damit manches ehrliches Mutterkind, das ſich ihm lieber, als den unmethodiſchen Würgern, dem Scharfrichter, Bader, Hebammen, anvertraute, der widerſtrebenden Natur zu troz, recht gelehrt und methodiſch zu Grabe brachte. (Wir können indeß nicht umhin, ihn zu entſchuldigen. Der arme Mann hatte ſo geringe Einkünfte, daß er nicht nur aus Mangel der Bücher nicht mehr ſtudieren konnte, ſondern daß er auch gezwungen war, alle Schmeicheleien, kleine Künſte und Niederträchtigkeiten anzuwenden, um ſeinen Nebenbulern den erſtgemeldeten Scharfrichtern, und alten Weibern die Kundſchaft zu entziehen). Da alſo unſer Doctor durch ſeinen Freund und Gönner, den alten Wirth, Nachricht

NB. Der Buchbinder beliebe dieſes Blatt ſtatt des aus-

von dem sonderbaren wahrscheinlich wahnsinnigen Fremden erhalten, und in demselbigen einen möglichen Patienten witterte, so flog er um so schneller, da zu seinem grossen Aerger erst kurz ein junger Praktikus in der Stadt angekommen war, der in allen Städten, wo die Weiber regieren, das heißt also in allen, wo Weiber wohnen, grossen Beifall gefunden. Es war zu erwarten, daß die Figur beim Anblick einer neuen Person noch mehr erhizt werden würde, aber sie ward vielmehr bald nach seinem Eintritt ganz ruhig und sanft, ja sie sprach sogar zu grossem Erstaunen und Freude des Wirths, in einem ganz vernehmlichen, menschlichen Tone mit ihm. Wir haben die Ursache dieser schleunigen Veränderung nachher erfahren, und vertrauen sie unsern Lesern, ob sie sie gleich unmöglich verstehen können, an: es geschah nemlich alles aus Achtung für das Nasenbein des Doctors.

Sie sind also ein Gelehrter, fieng der Doctor an, (denn er hatte diß aus der bisherigen Unterhaltung geschlossen)?

F. Nach dem Sie das Wort nehmen wollen.

D. Und was haben Sie studiert, die edle Medicin, versteht sich auch Chymiam, Botanicam, oder

oder etwa Jus, oder gar vielleicht ſo eine neumodiſche Wiſſenſchaft, Oekonomie ꝛc.?

F. Was halten Sie von mir, glauben Sie, daß ich Dummkopf genug ſeyn werde, ein ſolches Geiſt und Herz erſtickendes Studium zu wählen, und mir ſelbſt alle Schwungkraft zu rauben.

D. Sind Sie dann Theolog?

F. Er lachte aus vollem Hals, (denn er war eben im Paroxyſmus, den Freigeiſt zu ſpielen.)

D. Ich verſtehe, Sie haben keine Brodwiſſenſchaft, etwa Mathematik, Hiſtorie, Phyſik, Philologie? —

F. Verſchonen Sie mich, Sie beleidigen mein Ohr.

D. So lieben Sie vielleicht unſere Philoſophen, den Leibniz, Carteſius, Malebranche, der Doctor war eben mit dem lezten Namen fertig, den ihm ſein Gedächtniß von 30 Jahren her noch erhalten, als ihn die Figur vertraulich bei der Hand nahm, und ihn bei ſeiner Ehre verſicherte, daß alle dieſe geprieſene Helden im Grunde kleine Seelen ſeyen, die ſich in die Schranken des Syſtems einkerkern laſſen, Dingerchen ohne Schwung, ohne Feuer und Originalität. Kein Mann von Herz und Geiſt, ſezte er auf die Zehen ſtehend hinzu, ließt ſie mehr.

D. Ich ſehe, Sie ſieben mehr die Alten.

F. Die Alten — ey, ey, etwa um das Originelle meines Geiſts nach ihren Alltagsformen umzumodeln?

D. Aber mein Herr, ſo haben Sie ja alſo gar nichts ſtudiert?

F. Wenn Sie's ſo wollen. Ich habe nicht wie der Kleinkopf mit geduldigem Schweiſſe alle dieſe ſeelenloſe Bücher durchwühlet, aber deßwegen hab ich doch über alle dieſe Wiſſenſchaften ſelbſt geſchrieben, über die meiſten ſchon neue Plane zur Vertreibung des Schlendrians entworfen, und den Hallern, den Leibnizen, den Grotius ihre Exercitien corrigirt?

Der Barbier hat recht, winkte jezt der Doctor dem Wirthe zu, nichts gelernt haben, und doch ſich für weiſe halten, als die gröſte Männer in jedem Fache — der nemliche Caſus, wie der arme Menſch im Tollhaus, der ſich für Jupiter hält, und mit ſeinen lahmen Händen und Füſſen kein Steinchen bewegen kann. —

Indem trat des Wirths Tochter herein, um Wein zu bringen; die Figur verließ plözlich den Doctor, der eben in einem ſehr bündigen, noch vom ſeligen Baumeiſter angeerbten Syllogiſmus begriffen war, riß die Bouteille dem Mädchen aus der Hand,

Hand, trank ſie in einem Augenblick aus, und gieng nun vor den Augen des Vaters und des Doctors auf das Mädchen los, das ihm aber glücklicher Weiſe entſprang, und ihm dadurch Gelegenheit zu einer ſeinen beeden Zuhörern ganz neuen, und nicht ſehr erbaulichen Standrede gab, worinn er über die Thorheit, der Stimme der Natur nicht zu gehorchen, aufs grimmigſte loszog. Greiffen doch, ſchrie er, die Kinder nach allem, was ihnen gelüſtet, nur unſere elende entnervte Zungenwelt zittert vor dem Ruf der Natur zurück. Wie, wie? ein ſolches offenbares, ſchändliches Laſter öffentlich in den Augen des eigenen Vaters zu thun, (murmelte der Doctor) und ſich noch damit zu brüſten, nein, das kann niemand, als meine Tollhäusler. Geſchwind, geſchwind, rief er gegen den Wirth, zur Aderläſſe, wie der Barbier anfangs vorgeſchlagen, zur Aderläſſe!

Der Barbier, der zu ſeiner nicht geringen Freude, vom Wirth die Nachricht von der beſtätigten Narrheit des Unbekannten bekommen, ſchlich ſich ſogleich, wiewohl immer noch bebend, die Werkzeuge des Aderlaſſens in der Hand, herein, und da ihm der Doctor gewinkt, und der Wirth auf alle Fälle Hülfe verſprochen hatte, ſo fieng er nun getroſt an ſich zu nähern; abgeredter maſſen hielten ſie nun den armen Fremden plözlich, der Wirth

den Körper, der Doctor den Fuß, der Barbier machte den Fuß frei, da indeß jener erbärmlich schrie, in Prosa und Ligata fluchte, und sie selbst als die gröste Narren schalt, daß sie ihn für einen solchen halten konnten.

Schon hatte der Barbier den Arm ausgestreckt, als sich plözlich die Thüre öffnete. Der junge Praktikus, ein Herrchen nach der neuesten Mode, das Komödien und-Romane schrieb, gar vieles von Nerven und Nervensaft wußte, und über Hallern die Achsel zuckte, trat, von seiner guten Freundin, der Wirthstochter geführt, herein. Brackenfield, Brackenfield, die Ehre seines Vaterlandes, der Verfasser des ersten teutschen Original-Romänen, das Original Genie, der Feuerkopf, so ertönte die schwindsüchtige Stimme des kleinen Doctorgens schon von ferne. Barbier, und Wirth und Doctor liessen erschrocken ihn los, und der arme Gequälte holte nun zum erstenmale wieder freien Athem.

Kurz, wenn ihrs nicht längst selbst bemerkt habt, diese gänzliche Verachtung alles Wohlstandes, diese schändliche Unwissenheit in allem, ausser ein paar Modeformeln, diese ausgelassene Liederlichkeit, und was noch mehr als alles ist, dieser unerträgliche Stolz auf Dinge, deren sich alle übrige, nicht ganz verdorbene Menschen schämen, alles diß, was ich bisher für erklärte Zeichen der schmuzigsten Unfläzigkeit, der thörichtsten Einfalt, und der bestrafenswürdigsten Lasterhaftigkeit gehalten, das sind eben so viele glänzende Zeichen eines Original-Genies nach der neuesten Mode. Pon. V.

Wirtembergiſche Bibliothek.

Hinc exaudiri gemitus, ac ſæva ſonare
Verbera —

Virgil.

Schwäbiſcher Muſenalmanach
auf das Jahr 1782.

Herausgegeben von G. F. Stäudlin.

Zu haben bei Cotta.

Bei der gegenwärtigen Mode, Kalender zu machen, (Seuche darf ich ſie doch nicht nennen, denn man ſtreitet, ob Krankheiten aufkommen, die die Alten nicht ſchon gehabt haben, und Muſenalmanache hatten ſie doch wol nicht) bei der ſo empfindſamen Witterung im ganzen Teutſchland iſt eine Wirtembergiſche Blumenleſe kein Phänomen mehr. Man beſchuldigt ſonſten die Schwaben, daß ſie erſt anfangen, wenn ihre Nachbarn Feierabend machen, und in dieſer Hinſicht — Geſegnet ſey die endliche prophetiſche Ankunft des ſchwäbiſchen Muſenalmanachs!

Bücher dieſer Art laſſen ſich nur von drei Seiten anſehen. Entweder ſie ſind die Freiſtatt angehender ſchüchterner Schriftſteller, die hinter dieſer Tapete Ruf oder Abſchröckung vom Publikum erwarten. Man billigt ſie in dieſer Rückſicht, nur muß lezterer Gehorſam geleiſtet, und jener — nicht vorausgeſezt werden. (Doch auch hiebei die unmaßgebliche Frage! Sind denn unſer Klopſtock und ſeines gleichen wiederum neuerdings begierig worden, das Maas ihres Genies zu wiſſen, daß ich auch ſie in der Geſellſchaft finde, und laſſen ſie ſich gleich alten

alten Grenadierern im hohen Alter noch meſſen, um zu erfahren, um wie viel ſie zurückſchlugen?) — Oder ein Almanach iſt der unflätige Kanal, der die Indigeſtionen der Muſen durch die Naſen des Publikums ſlbiſſet? Pfui ihm! wenn er das wäre — vielleicht die Bude verlegener Waaren, und da lobte ich mir unſere pfiffige Schöngeiſter, die ihren abgeſtumpften Wiz gelegenheitlich bei dieſer lezten Inſtanz noch umtreiben, gleichwie man veraltete Meubles und abgetragene Kleider nach Auktionen ſchickt, um ihrer mit Vortheil noch los zu werden? — Oder endlich will man dem ſchönen Geſchlecht ein Präſent damit machen? Unnöthiger Aufwand, eben das thut ein bischen Saiſe, in Waſſer aufgelöst; hübſch durch ein Strohhälmchen drein geblaſen, treibt Blasgen auf, blau, grün, roth, violet, und — ey! da freuen ſich die Kinder!

Doch daran mag izo wahr ſeyn, was wolle! gegenwärtiger Almanach iſt immerhin nicht der ſchlechteſte in Teutſchland. Mir ſind ſchon Kameraden von ihm zu Geſicht gekommen, die nur die Namen groſſer Dichter bei ſich führten, unfruchtbar und arm, wie ſie etwa auf ihren Grabwälern ſtehen dörften. Wenn alſo ein Muſenalmanach der Maasſtab der Provinzialkultur iſt, ſo mag Schwaben ſich immerhin getroſt an die Sachſen und Rheinländer anreihen — aber der Heerführer der ſchwäbiſchen Muſen, Hr. Sträudlin, gürtet ſein Schwerd um, dem ganzen unſchwäbiſchen Teutſchland ein Generaltreffen zu liefern, und dieſes ſoll kein Haar weniger als das Genie der Provinz entſcheiden. Audaces fortuna juvat! Mag ſich der Ausländer verſchanzen ſo gut er kann — heiſsköpfige Nordländer ſind gefährliche Leute. — Es beliebt dem Herausgeber ſeine

eigene

eigene heroiſche Perſon einem Gärtner zu vergleichen, der einen Verſuch in ſeinem Nordiſchen Klima wagt, ob die herrliche Pflanze des Genies nicht auch hier gedeihe? Wahr iſts, viel thut hiebei die Milde der Zone — viel, ſehr viel Begieſſen und Sonnen; — viel ein wohlangebrachter Schnitt — Aber der Gärtner muß die Ananas von keinem — Holzſamenkern erwarten!

Davon genug. Unter dem Schwall von Mittelmäſſigkeit, dem Froſchgequäke der Reimer hört man noch hie und da einen wahren Saitenklang der Melpomene. Die mehreſten Gedichte von Hrn. Thill, die Schwermuth vom Herausgeber ſelbſt, Laura vom V. der Räuber, einige Arbeiten von Rheinhardt und Konz, einige Epigrammen von * * * g, O, und Armbruſter verdienen den beſten ihrer Art an der Seite zu ſtehen. * * * * g iſt für das Sinngedicht gemacht, und ſollte dieſe Anlage nicht verſäumen. Armbruſter iſt ganz ohne Bildung, aber er verdiente gebildet zu werden. Rheinhardts Poeſieen verrathen die zärtlichſte Empfindung, und den liebenswürdigſten Karakter ihres Verfaſſers (er hat ſich auch an eine Ueberſezung des Tibull gemacht, und wird zuverläſſig darinn glücklich ſeyn) Conz hat den Klopſtock ſtudirt, und hat einen kühnern männlichern Ton. Die übrige machen die Maſſe.

Dem Almanach iſt ein Titelkupfer vorgeſezt, und ſtellt den Aufgang der Sonne über'm Schwabenland vor. Poz! was wir Zeitgenoſſen des 178gſten Jahrzehends nicht erleben! der Stäudliniſche Almanach die Epoche des Vaterlands! — Wenn dieſe Erſcheinung nicht zum Unſtern ein Nordlicht iſt, das, wie die Wetterverſtändige behaupten, Kälte prophezeiht — ſo ſehe doch

doch der Epochmacher zu, daß ihr rother feuriger Morgenſtral ihm die Augen nicht verblende, und er — in der Finſterniß taumelnd — an den Schwerdſpizen der Kritik ſich ſpieſſe.

Gj.

Nanine,
oder das beſiegte Vorurtheil.

Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. von Voltaire von Pfſr.

Stutgart bei Mäntler. 1781.

Der Ueberſezer beweist aus dem Götz von Berlichingen, dem Hofmeister, und den Räubern, daß Nanine das einzige Luſtſpiel in ſeiner Art ſey. Uebrigens iſt die Ueberſezung ſo gar ſchlecht nicht, als es die Vorrede ſchlieſſen läßt. Der Ueberſezer iſt ein — Kameraliſt, und findet ſich alſo verpflichtet, — den vaterländiſchen Handelsmann mit Makulatur zu verſehen.

Gj.

Die

Die Gedichte Oſſians

neuverteutſchet.

Tübingen bei Heerbrandt. 1782.

508. S. in gr. 8v. ohne die Vorrede.

Der Werth oder Unwerth dieſer Ueberſezung mag, bei der Kürze unſrer Blätter, am beſten aus der Vergleichung einiger Stellen eingeſehen werden. Wir wählen zuerſt das rührende Klaglied Oſſians zu Anfang des Gedichtes Bosmina. Unſer Tübingiſcher Ueberſezer gibt es alſo: „Wenn wird die Stimme der Klage ſchweigen, „wenn kein Jammer mehr in Selma ſeyn? Oſſians „Seele iſt voll Traurens. Fingals Geſchlecht iſt erlo„ſchen! — O meine Harfe, wehmüthige Erinnerungen „tönſt du zurück; erfreuſt des Barden Herz nicht mehr. „Meine Augen ſind dunkel worden; die Gefährten mei„ner Jugend ſind dahin; gefallen ſind meine Kinder. „Feige wandeln, wo einſt der groſſe Fingal geherrſchet. „— Selma! deine alternden Thürme zerfallen, deine „ſchöne Hallen vergehen. Die heulenden Winde ſpie„len in deinen öden Vorhöfen. Wildes Gras verbirgt „des Königs Siz. Die Eule niſtet in ſeinem Schilde; „Moos bedeckt des Helden Waffen. Die Augen der „Schönen ſegnen deine Mauern nicht mehr. Mit dem „dunkeln Strom der Jahre ſind deine Töchter dahinge„gangen; erſchlagen ſind deine Helden; tod deine Bar„den. — Wenn wird die Stimme der Klage ſchweigen, „wenn kein Jammer mehr in Selma ſeyn?„ — Harold überſezet: „Wann wird der Schall des Jam„mers aufhören! wann wird Selma vom Trauern

„befreit ſeyn! Oſſians Seele iſt mit Wehmuth beladen! „Fingals Geſchlecht iſt erloſchen! meine Harfe! du ruſſt „eine traurige Erinnerung zurück! du ergözſt das Herz „des Barden nicht mehr! meine Augen ſind trüb! die „Gefährten meiner Jugend erliegen, gefallen ſind meine „Kinder. Feige wandeln, wo einſt der mächtige Fingal „geherrſcht. Selma! deine vermodernde Thürme zerfal„len, deine ſtattlichen Hallen vergehen. Durch deine „leeren Vorhöfe brauſen die heulende Winde. Wild „Gras verbirgt die Size des Königs. Die Eule niſtet „in ſeinem Schild; Moos bedeckt die Waffen des Hel„den; die Augen der Schönen ſegnen deine Mauern nicht „mehr; mit den dunkelrollenden Jahren ſind deine Töch„ter verſchwunden. u. ſ. f.„

Jezt noch die Beſchreibung wie Kuchullin in den Kampf mit Torlath geht. Der Tübinger: „Hervor„ſtürzt er im Raſſeln ſeiner Waffen, wie Lodas entſez„licher Geiſt, wenn er ausfährt im Tauſendſtürmege„räuſch und vor ſich Heere zerſchmeißt. Auf einem „Gewölke ſizt er überm Meere Lochlin, ſeine ſchröckli„che Fauſt am Schwerd; aufgeblaſen von den Winden „ſeine flammende Locken, ſein fürchterlich Antliz halb „beleuchtet vom untergehenden Monde.„ — Harold hingegen giebt die Stelle alſo: „Er ſtürzte im Klang ſei„ner Waffen, wie Lodas ſchreckbarer Geiſt, wenn er „im Geheule von tauſend Stürmen ſich naht, und „Schlachten aus ſeinen Augen verbreitet. Er ſizt über „Lochlins Meere auf einer Wolke, an ſeinem Schwert' „liegt ſeine mächtige Rechte. Stürme heben ſeine flam„menden Locken; halb wird ſein ſchreckbares Antliz vom „abnehmenden Monde beleuchtet.„ — Unſer Ueberſezer hat Macphersons zweite Abhandlung weggelaſſen, auch die

die Anmerkung deſſelben ſehr zuſammengezogen, und oft an andre Orte verſezet. Der Corrector des Drucks ſcheint einäugig geweſen zu ſein. Der Druckfehler, welche nicht einmal angezeigt ſind, iſt eine abſcheuliche Menge.

Dr.

Wirtemberg und Limpurg, ein hiſtoriſcher Verſuch von Johann Philipp Heinrich Preſcher, Pfarrer in Gſchwend.

Oehringen bei Joh. Chriſtoph Meſſerer. 1781.

à $3\frac{7}{8}$. Bogen in kl. Fol.

Des Hrn. Verfaſſers Abſicht in dieſer Schrift iſt die Verwandſchaft Wirtembergs und Limpurgs zu zeigen. Bei Unterſuchung des alten Urſprungs des leztern Hauſes ſtüzt er ſich faſt einzig und allein auf die unſichere Gründe, welche man von dem Wappen hernimmt, und will daraus die Saliſche Abkunft herleiten. Die Lage der Limpurgiſchen altväterlichen Güter ſoll die Vermuthung weiters erhärten. Zulezt zwei Tabellen, „um „die Wege anſchaulich zu machen, durch welche Wir„tembergiſches Geblüt ins Limpurgiſche, und Limpur„giſches ins Wirtembergiſche eingeführt worden.„ Da aber weder etwas neues noch befriedigendes daran iſt, ſo zeichnen wir, bei der Kürze unſrer Blätter, nichts aus.

Nur bemerken wir noch, daß der nämliche Verfaſſer im Jahr 1775. geprüfte Nachrichten zur Beleuchtung der Geſchichte des hohen Hauſes Limpurg heraus-

gegeben. Das Werkgen iſt ebenfalls von geringem Belange, woran aber mehr der Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln, als am Fleiß und guten Willen Schuld ſeyn mag.

V.

Kaſualgedichte eines Wirtembergers.

Stutgart bei J. B. Mezler. 1782. 28. Bogen. 8v.

Maſſen nach dem Zirkel, für den ſie urſprünglich beſtimmt waren, geſchäzt werden: jeder andere, als der die Beziehungen und lokale Anſpielungen verſteht, wird einſeitig und ungerecht davon urtheilen. Der Verfaſſer, ein vortreflicher Kopf, hat ſeine eigene komiſche Laune, die ihn unſtrittig zu etwas beſſerm als Kaſualgedichten berechtigte, wenn er billig genug gegen ſich ſelbſt wäre. Schade daß er ſein herrliches Dichtertalent an dem unfruchtbaren Stoff der Hochzeiten und Alltagsleichen verſchwendet; wir hätten aus ſeiner Feder einen guten komiſchen Roman zu erwarten. Sein Wiz iſt munter und treffend; ſeine Verſe flieſſen frei und harmoniſch; ſeine lebhafte Fantaſie arbeitet auch aus dem kärglichſten Gegenſtand Intereſſe hervor. Mehr Kaſualgedichte von dieſem Werth könnten uns mit dieſen Baſtardtöchtern der Muſen verſöhnen. Weniger glüklich iſt der V. in Elegien; wo er tragiſch ſeyn will, wird er oft gothiſch und burleſk, proſaiſch wo er erhaben ſeyn ſoll. Gleich das erſte Gedicht auf den Tod ſeines Vaters iſt ein Beweis davon, daß, ſo kühne und herrliche Gedanken es auch hat, durch bibliſche Ausdrücke

drücke und gemeine Redensarten hie und da von ſeinem poetiſchen Werthe verliert.

Eben dieſes Gedicht hebt jedoch feierlich und traurig erhaben an: Er fodert ein Lied von dem Schmerzen —

„Ein Waiſenlied, nicht, wo die Trauer prakt,
Der Gram ſich zeigt, und Bon, wie Flitter, ſtralt,
Und an der Gruft, ſo lang die Lampen ſcheinen,
Die Muſe weint, wie Klageweiber weinen.

Mein Vater ſtirbt! Mein Vater! welcher Raub!
Blut werde du, wie Sein's, zu Todtenſtaub!
Du Puls zum Erz; du fleiſchern Aug zum Steine!
Wo nicht o Gott! ſo dulde — daß ich weine!

Und Du — ach Du! wenn droben Pauſen ſind,
So höre jezt — Nein! höre nicht dein Kind,
Und fahre fort am hohen Lied zu trinken,
Du flogſt zu hoch, zum Gram herabzuſinken.„

Noch eine Stelle erlaube ich mir aus den elegiſchen Gedichten auszuzeichnen, (die komiſchen muß man ganz leſen, die Wahl würde mir auch zu ſchwer ſeyn, unter ſo vielen guten das beſte zu finden) die verſprochene Stelle kommt aus einem langen hiſtoriſchen Gedicht, worinn der V. eine unglückliche Reiſe beſchreibt. Der Wagen hatte umgeſchlagen, der Fuhrmann das Bein gebrochen: —

„Aus des Fuhrmanns Strumpf hervor
Ragte ſein gebrochnes Rohr.„ —

„Zweifach war des Rohres Bruch,
Schauervoll des Mannes Spruch:

„Herr! da ſieht er meinen Fuß!
„Sag er, ob ich ſterben muß?„

„Winſelnd ſtrekt er dann den Arm,
Mich zu faſſen„ Gott erbarm!
„Sieben Kinder! Dieſer Fuß!
„Glaubt er, daß ich ſterben muß?„

An dergleichen fürtreflichen Schilderungen iſt dieſes Gedicht, ſo wie viele andere, fruchtbar. Doch hätte mir im ganzen eine ſtrengere Auswahl nicht mißfallen. Der Verfaſſer ſcheint ſich in die Alten ſtudirt zu haben, und wenig auf das Leſen der Neuen zu verwenden. Ob er daran recht oder unrecht thue, entſcheid ich nicht. — Doch iſt das gewiß, er wird auf dieſem Wege gewiſſer zum Ziele kommen, als ſein Hr. Vorgänger in dieſer Bibliothek — — auf dem andern.

Schließlich lege ich den Leſern eine ſchon oft gemachte Frage vor: warum unterdrücken unſere beſſern Köpfe ſo oft ihr glücklichſtes Talent, mit deſſen Hälfte vielleicht ein Ausländer Wundergeſchrei macht — Iſt es ſchwäbiſche Bldigkeit? Iſt es Zwang ihrer Lage?

Gj.

Neuer Atlas für die Jugend von 21 Kärtchen mit einer kurzen Anleitung, wie man ihn gebrauchen ſolle, die Erdbeſchreibung auf eine ganz neue Art leicht und nüzlich zu lernen, verfertiget von M. Jakob Friederich Klemm, Diakonus in Bahlingen.

Tübingen bei Heerbrandt. 1782. 317. S. in kl. 8v.

Eine neue Art der Jugend die Erdbeſchreibung auf eine leichte Weiſe beizubringen, welche in der That viele Vorzüge hat. Den gleichen Gedanken zwar äuſſerte ſchon die wohlberühmte Madame Beaumont, weiland Erz- und Univerſalhofmeiſterin; erſt kürzlich auch wieder der Halliſche Prof. Schüz, im zweiten Theile des neuen Elementarwerks. Allein Hrn. Diakonus Klemm bleibt die Ehre der Ausführung. Was die Methode nun betrift, ſo iſt ſie dieſe: Jedes Reich oder jede Provinz iſt, nach ihrem ganzen Umriſſe vorgeſtellt, auf Kartenpapier oder dickes Preßpapier aufgepappt. Alle zuſammengehörige Kärtchen paſſen aber ſo in einander, daß, wenn man ſie in ihre gehörige Lage zuſammenordnet, nachher ein ganzes Reich oder eine Landkarte entſtehet. Was der Verfaſſer ſich hievon verſpricht und wie er den Unterricht beſchreibet, ſollen ſeine eigne Worte lehren S. 23. „Die Karte entſteht unter den Händen des Lehrers oder des wiederholenden Schülers nach „und nach, indem man wirklich die verſchiedenen Stückchen, wie ſie zerſchnitten ſind, zuſammenſezt, Provinz an Provinz, Land an Land, Meer an Meer ketztet, bis endlich zum Vergnügen des Schülers das ganze

„Land entſtanden und gezeichnet mit ſeinen vornehm„ſten Städten, Flüſſen, angränzenden Meeren vor ſei„nen Augen liegt, und er eben durch dieſe Zuſammen„ſezung mit der Entfernung und Lage der Städte, auch „der Lage und Gränze der Länder und Meere, und dem „Laufe der Flüſſe von einer Provinz in die andere, bis „zu ihrem Ausfluß ins Meer, recht genau und auf „eine ſpielende Art bekannt wird.„ Zu dem Atlas gehören 21 Kärtchen, auf deren einem auch der neuentdeckte fünfte Welttheil vorgeſtellt iſt, welchen der Verfaſſer Cookia nennen möchte. Dieſe Kärtchen müſſen nun zerſchnitten und aufgezogen, jedes in ein beſonderes Schubladchen gelegt, und alle zuſammen in einem ſauberen Käſtchen verwahret werden. Aber dieß iſt nun freilich ein Hauptübelſtand. Das Ganze kommt ziemlich hoch, und iſt von den Kindern bald zerriſſen.

Der kleinen Einleitung in die Geographie, welche wir artig gefunden, iſt ein Anhang von einigen räthſelhaften geographiſchen Fragen beigefügt, wo uns die 14te ſehr widrig aufgefallen iſt. Sie heißt: „Wo war „die ſeltſamſte Kopfſteuer in der Welt? Antw. In „Meriko, wo die Bettler dem Kaiſer ihre Steuer in „Säckchen voller Läuſe entrichteten.„ Wenn dieſe Gewohnheit auch kein Mährchen ſeyn ſollte, woran wir aber ſehr zweifeln, ſo muß ſie dennoch den Kindern nicht eingeprägt werden, denn wozu? Schließlich müſſen wir bekennen, daß wir das Glaubensbekenntniß des Verfaſſers von der Nuzbarkeit der Erdkunde für Kinder nicht unterſchreiben. Dieſe armen Geſchöpfe, oder wie ſie hier heiſſen, dieſe kleinen Erdenbürger werden tagtäglich mit Anleitungen zu Wiſſenſchaften überſchüttet, welche für ſie durchaus unfruchtbar ſind. Der neue die

Jugend

Jugend überladende Erziehungsgeiſt dünkt uns ſo arg wie eine Landplage, und die meiſten Unterweiſungen, auch wenn ſie gut verfaßt ſind, glauben wir ſo ſehr fürchten zu müſſen, als ehmals die Türken. Sie ſchleppen gleicherweiſe aufblühende Weſen in dürre Wüſten und in eine Knechtſchaft des Geiſtes fort. Recenſent dachte anfangs auch nicht ſo; aber eine 20jährige Erfahrung überzeugte ihn davon. Hätte der Himmel ſeine liebe Frau mit einem Knaben geſegnet, er würde ihn viel eher eine Litanei dagegen, als die Sache ſelbſt lernen laſſen.

Sch.

Geſchichte der teutſchen National-Neigung zum Trunke.

Leipzig bei Joh. Phil. Haug. 1782.

160. S. in kl. 8v.

Dieſe berufene Neigung unſerer Nation wird in dreifacher Rückſicht betrachtet: 1) In ihrem Entſtehen, ihrem Fortgang und der Höhe, welche ſie erreichet. 2) In ihrem Einfluſſe. 3) In ihrer Abnahme und ihrem Uebergang.

Erſter Abſchnitt. Die rohe Natur der alten Teutſchen, ihre Beſchäftigungen, ihr feuchter Himmelsſtrich, ihre Freiheitsliebe ſind der eigentliche Grund der Neigung. Bier ſcheinen ſie ſchon von uralten Zeiten

her gehabt zu haben; Wein aber bekamen ſie erſt durch die Römer unter Probus. Seinen Anbau befördertten vorzüglich die Geiſtlichen. Durch die Verwebung des Trinkens in die Volksgewohnheiten als Verträge, gottesdienſtliche Gebräuche u. ſ. w. ward es eigentliche Volksgewohnheit. (Zu dieſem ganzen Abſaze lieſſen ſich leicht wichtige Zuſäze machen, wovon wir nur einige anführen wollen. Das Geſundheittrinken brachten ſchon die Angelſachſen mit nach England hinüber. Ein fernerer Beweis von der Herrſchaft des Saufens bei den Franken iſt, daß ſie ſogar in der Kirche bis früh Morgens Trinkgelage feierten, und worüber Bonifazius ſehr eiferte. Stat. Bonif. circa a. 745. §. 21. Das Maas, welches unſre Vorväter vertragen konnten, kann aus Regula Chrodegangi abgenommen werden, denn dieſer Biſchoff erlaubt ſeinen Mönchen täglich 5 Pfunde Weins.) Karl der Groſſe ſträubte ſich mit ſeinen Geſezen vergebens wider die Trinkſucht. Mit der Fortdauer der alten Lebensart, des rauhen Himmels und anderer Urſachen herrſchte ſie fort, und wuchs noch mehr in den Ritterzeiten, weil das Ehregefühl auch auf ſie übergetragen wurde. Izt ſtieg ſie immer weiter, durch die geſellige Zuſammenkünfte, durch die Gewohnheit eine wichtige Quelle der Volkneigungen, und andere Umſtände. Im 16ten Jahrhundert war ſie am ſtärkſten. Man trank auch Morgens gewöhnlich Wein. (Eine ſchöne Anekdote das Trinken betreffend, hätte nicht vergeſſen werden ſollen. Sie ſteht in Meuſels Beiträgen zur Erweiterung der Geſchichtkunde. 1 Th. S. 183. Auch das Hänschen im Keller, wovon Krüniz in ſeiner Encyclopedie bei dieſem Worte handelt, hätte eine Anführung ſehr verdient.)

Zwei-

Zweiter Abſchnitt. Die Neigung floß vorzüglich auf die Religionsbegriffe von der Glückſeligkeit in der andern Welt ein; denn Trinkgelage waren die Hauptbeluſtigungen. Die naſſe heidniſche Verehrungsart dauerte auch unter den Chriſten. (Mit dem Abſaze vom Einfluß auf die Sprache ſind wir nicht ganz zufrieden. Auch bei den Betrachtungen über die Einwirkung der Trinkſucht auf Pracht und Ueppigkeit hätten nothwendig mehrere und wichtigere Beiſpiele angeführt werden ſollen. So erzählt Goldaſt in gloſ. ad Script. rer. Alamannic. Tom. I. p. III. daß Maximilian, Graf zu Tulingen, einen kryſtallenen Becher für 500 Thaler gekauft habe, eine ungeheure Summe für die damalige Zeit.) Selbſt in unſerer Staats- und bürgerlichen Verfaſſung zeigen ſich noch Spuren von der alten Trinkſucht. Auf den eigentlichen Nationalkarakter wirkte ſie ſehr ſtark. Roheit, ungeſtümmes Weſen, Wildheit und eine gewiſſe Schmuzigkeit wurden dadurch theils erweckt, theils ſichtbar unterhalten; allein auf der andern Seite auch eine gewiſſe Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, Muth und Gaſtfreigebigkeit.

Dritter Abſchnitt. Die allmähliche Sittenverfeinerung, das Einſchleichen fremder Gewohnheiten, die vielen Reichs- und Landesgeſeze fruchteten nur wenig; gleicherweiſe die Spöttereien der Ausländer, das Predigen der Geiſtlichen, Aerzte und Schriftſteller, die Orden und Brüderſchaften der Enthaltſamkeit und dergleichen. Das Schickſal mußte einen ſtärkern Bändiger der in ein Laſter allmählich ausartenden Gewohnheit ſenden. Und dieſes war der Kaffee, welcher den Wein aus ſeinem Plaze vertreiben mußte, wie es ſich

in der feinen tänzerlichen neuern Welt gebähret. Alles alſo nur ewiger Wechſel der Dinge, und Gebrechen!„

Hier und da ſind Beiſpiele von der Gewohnheit, durchreiſenden Fürſten ein Geſchenk an Wein zu machen, eingeführet worden. Ein neueres aber haben wir ungern vermißt, da es die alte Nationalſitte und die Anhänglichkeit daran ſo ſchön darthut. Noch im vorigen Jahr verehrte der Rath von Nürnberg der Prinzeſſin von Sardinien, als ſie zu ihrem Gemahl dem Prinzen von Sachſen durch die Stadt reißte, vermöge des alten Herkommens 1 Eimer alten Steinwein, 4 Eimer Rheinwein, 6 Eimer Wertheimer, 1 Eimer Malaga, 5 Simmern Haber und allerley Arten Fiſche.

Wir wollten übrigens dem Verfaſſer, von dem auch die Ueberſezung Oſſians ſeyn ſoll, wohlmeinend angerathen haben, bis zu reiferen Jahren mit fernern Schriften zu warten. Der Kizel Schriftſtellerei zu treiben ſcheint ihn doch zu ſtechen, ungeachtet er in der Vorrede vorbauen will. Jungen Autoren jückt das Federgen gemeiniglich immer mehr und mehr.

M—r.

Vermiſchte

teutſche und franzöſiſche Poeſien,

von *.

Vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Frankfurt und Leipzig.

(Oder eigentlich: Stutgart und Tübingen.) 1782.

8v. 7. Bogen.

Von der erſten Auflage habe ich weder geſehen noch gehört, ich nehme alſo ſo lange das Buch für neu. Der anonymiſche Verfaſſer gab nur in Nebenſtunden den Muſen Gehör, er fand an ſoliden Wiſſenſchaften mehr Geſchmack, hat Philoſophen und Mathematiker ſtudirt, und hätte, wie es ſcheint, gern, daß diß auch ſeine Leſer wüßten. So lang er alſo nicht für die Dichtkunſt allein vorhanden zu ſeyn ausgibt, ſo lange bleiben ſeine Verſe lobenswerth und gut; falls er aber ſeinen alten Beruf zum Helikon weiter urgieren wollte, hätten wir einige Beſtellungen an ihn, wie folget:

Allerdings ſind ſeine Poeſien rein, angenehm, und flieſſend verſifiziert. Es fehlt ihnen nicht an Empfindung, und eben ſo wenig an Gedanken — aber neu ſind ſie eben nicht, ſelbſt nicht in der Form. Originalität muthet man freilich nicht jedem zu, aber überraſcht will man doch ſeyn. Ich meyne das

ganze

ganze Buch ſchon geleſen zu haben, wenn ich den erſten Blick darauf werfe, und doch kann ich betheuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Geſicht gekommen. Dieſes weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden. Er hat wahre, mehr zärtliche als ſtarke Empfindung, einen mildern gemäſſigtern Schwung der Fantaſie, (nicht den feurigen heftigen unſerer Kraftmänner, der mehr umreißt als rühret) gute Lektüre, und ein metriſches Ohr. Die Gedichte an ſeine Daphne ſind voll herzlicher ſüſſer Empfindungen, und verdienen von jedermann geleſen und empfunden zu werden. Freilich mag das Publikum das groſſe und warme Intereſſe dafür nicht haben, als die Hausfrau des Dichters gehegt haben muß, wie er ſelbſt nicht vorbeiläßt anzumerken. Die Ode, Stimme der Philoſophie, hat etliche ſehr glückliche Strophen, die ich beinah hier beiſezen möchte. Das Brautgedicht des Verfaſſers, ſein Daſeyn, und einige Sinngedichte haben uns ſehr wohl gefallen, ob ſie ſchon nur mir allein hätten gefallen ſollen.

Was der Verfaſſer mit Miſogallen will, verſtehen wir nur halb. Gute franzöſiſche Poeſien wird kein Teutſcher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handveſten Patrioten ſeyn, der den Geſchmack ſeines Vaterlands mit dem Dreſchprügel rettet.

Was aber die franzöſiſche Poeſien des Hrn. Verfaſſers betrift, ſo kommt es mir hiebei ein klein wenig verdächtig vor. Es iſt wahr, er kann ſein franzöſiſch ſo ziemlich (und wie? wenn wir eben das bei dieſer Gelegenheit hätten erfahren ſollen?) aber zuweilen

weilen ſcheint es auch nur ein ſchlauer Behulf zu ſeyn, Werkeltagsgedanken mit galliſchen Flittern zu bedecken.

„L'inconſtance d'une Belle
N'eſt pas un petit malheur.„

Das ſieht ja ſcharmant im Original! der Teutſche hat die üble Gewohnheit ſeine Meinung von der Bruſt wegzuſagen, er drückt alſo dieſen zierlichen Vers ganz plump aus:

„Die Unbeſtändigkeit einer Schönen
Iſt kein kleines Unglück.„

Der Fuchs finde die Poeſie! — Nun, einen Schritt vorwärts; plump teutſch:

Aber das Ding bei nahem beſehen
Biſt du vielleicht, wenn man alles rechnet,
Selbſt die Urſache
Ihrer Untreu.

Da hats der Herr! hätte ſich das nicht beſſer franzöſiſch ſagen laſſen?

Mais voyons de près la choſe
Peut être, tout bien compté,
Tu ſeras toi-meme cauſe
De ſon infidelité.

Sonſt

Sonſt hab ich an dem Verfaſſer noch wahrgenommen, daß er ſein Publikum gar zu einfältig vorausſezt. Was er uns in der Vorrede und in den Noten nicht alles begreiflich macht! In ſeinem Gedicht an die Genfer iſt er gar zu beſorgt geweſen, man würde darum noch keine Revolte gegen den Souverain gemacht haben, wenn er ſich auch die Note erſpart hätte. Endlich, wenn der Gedanke, den Jakob Rouſſeau zu mißhandeln, in der Peterskirche zu Geneve iſt ausgebrütet worden, ſo müſſen dort wohl nicht alle Gedanken ſo römiſch ſeyn.

Gz.

Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Schwaben.

Drittes Stück.

Augsburg bei Stage. 1782. 17. Bogen in 8v.

Pardon dem Herausgeber!
Er will ja aufhören.

H.

Ver-

Vermiſchte poetiſche Stücke,

von G. F. Stäudlin.

Tübingen bei Johann Georg Cotta. 1782.

100. Seiten in 8v.

Pegaſus hat bei Hrn. Stäudlin einen harten Dienſt. Kaum kömmt das arme Thier mit etlichen Blümchen vom Helikon nach Wirtemberg zurück, ſo fühlt es ſchon wieder die klatſchende Peitſche unſers Dichters. Kein Wunder alſo, daß es nur bis an die Pfützen des Muſenbergs kommen kann, wo die Hundsvioleu und andre gemeine Blumen ſtehen, und einem nicht gar lieblich in die Naſe riechen. Andernſeits wird auch Chronos übel zu ſprechen ſeyn. Der gute Greis hätte vielleicht, in einer ſehr heitern Laune, etliche Kindlein des Verfaſſers aufgepackt, und mit in das nächſte Jahrhundert genommen; aber wenn er eine ſo ſchröckliche täglich wachſende Menge ſieht, ſo muß er unwillig werden, und den ganzen poetiſchen Plunder ſtehen laſſen.

So dachten wir ganz leiſe, als uns das Büchlein zu Geſichte kam. Wir laſen es aufmerkſam, laſen es wieder und fanden daß unſre Ahndung uns nicht getäuſchet hatte. Wenn in unſerm philoſophiſch kalten Zeitalter, und nach ſo vielen treflichen Dichtern ein neuer Sänger Aufſehen erregen, und, was unendlich mehr heißt, auf Geſinnungen und das ganze Syſtem

unsrer Empfindungen tief und daurend wirken will, so muß er etliche seltne Eigenschaften vereiniget haben. Aber eben die Haupterforderniß, eignes Gefühl, scheint Hrn. Stäudlin ganz zu mangeln. Seine Lieder sind nicht Ausflüsse eines vollen, von einer Empfindung vollen Herzens, sondern Bildwerke einer mittleren Fantasie, welche die Materialien des Gedächtnisses in allerlei wohllautende, aber nicht originelle, Formen zu bringen weiß. In wahrer Begeisterung sind keine geschrieben, wie es schon allein aus dem Eingange der meisten erhellt. In dem überwallenden Gefühl wird der wahre Dichter unwillkührlich in den Gegenstand hingerissen; unsrer aber, wenn er z. B. von Rousseau singt, ladet die Begeisterung in einem langen geblümelten Complimente ein; und da müßte denn die Göttin gar besonders seyn, wenn sie nicht manchmal einen kurzen, wiewohl frostigen, Besuch ablegen wollte.

So denken wir von den Stäudlinischen Gedichten überhaupt. Jedes dieser Sammlung insbesondere durchzugehen, verbietet uns die bestimmte Kürze. Doch müssen wir bei einigen noch etwas anmerken. Die Zuschrift an Stollberg ist, einige Elisionen ungerechnet, voll Wohlklang, (wie überhaupt alle Gedichte) aber ein schwülstiges widriges Ding. Wenn unser Sänger bei diesem mittelmässigen Gegenstande die poetische Backen so voll nimmt, so müssen sie zerspringen, wenn er verhältnißmässig von Wieland, Klopstock, Young, Ossian u. a. singen wollte. Aber eben dieß ist der Probierstein der Nichtbegeisterung. Hr. Stäudlin sagt: er würde vielleicht die stralenden Höhen seines Freundes erreichen,

Wenn

Wenn alle Lieder, die in der Seele mir
Noch ſchlummern, kühn und ſtark, wie junge
Schlafende Helden zur Schlacht, erwachen.

Dieß iſt Nichtſinn, leerer Schellenklang, wenn der Verfaſſer nicht auf die Schlacht mit der Kritik zielte, oder gar offenherzig geſtand, er müſſe ſeine Lieder herauskommandiren, wie unſre heutige Helden zu den Treffen es werden müſſen. In der lezten Strophe zerſchmilzt er gar in den ſüſſen tollen Wahn:

— — Wenn in Elyſium
Mich heiſſen Dankes meines Maro
Schatten, wie Dich dein Homer, umarmet.

Die Aufgeblaſenheit dieſer Herren ſteigt in der That bis zum Unverſchämten, denn ſie ſagen alſo: ſie erſt hätten Homers und Virgils Verdienſte in das Licht geſezt, und die Süſſigkeiten derſelben der Welt zu koſten gegeben. O glücklich, wenn es nicht einmal ſchallet: procul profanum vulgus!

Das Hochgericht hat einige ſehr ſchöne Stellen, wie auch Stellas Geburt. Aber warum rührt lezteres ſo wenig? Weil es mehr Mahlerei, als Ausguß eines wahrhaftig empfindenden Herzens iſt. Kleiſts Amint wird, ungeachtet des geringern poetiſchen Aufwandes, weit länger im Munde und Herzen des Volks bleiben. Das ſterbende Mädchen iſt eins der ar-

tigſten. Mit dem achten Stücke, das Kraftgenie betitelt, iſt Hrn. Stäudlin ein garſtiger Poſſen widerfahren, wie man uns geſchrieben hat. Der Drucker vergrif ſich, und druckte dieſes fremde Stück, das eigentlich eine Satire auf Hrn. Stäudlin ſelber iſt, wiewohl es durch die Ausſagen von Trauerſpiel, Shakeſpear, Laura verſteckt werden ſollte. Wir halten noch zu viel auf unſern Dichter, als daß wir ihn nicht einer beſſern Satire würdig achten ſollten. Alle Gedanken des Gedichts ſind ohne allen Zweifel Ausſprüche einiger Studenten im Bierrauſche, die ein guter Reimer in dieſe Geſtalt gegoſſen hat. Der Hymnus an die Schönheit iſt ein überladnes gothiſches Gemälde voll Nichtſinn und Verwirrung. Die Elegie auf Rouſſeau iſt wenigſtens nicht allenthalben ſchwülſtig und überſpannt, aber die Vergleichung zwiſchen dieſem Philoſophen und Bodmer iſt äuſſerſt ſchief und hinkend.

C—j.

Philo-

Philoſophiſche Prüfung

des neuen Beweiſes, den Hr. Campe für die Unſterblichkeit der Seele gegeben.

Von J. C. Schwab, Profeſſor der Philoſophie, bei der Herzogl. Militair-Akademie.

Tübingen bei Cotta. 1781. 8v.

Herr Schwab geht in dieſer Schrift alle Säze, auf denen Hr. Campes ſogenannter Beweis der Unſterblichkeit beruht, einzeln durch, und ſucht zu zeigen, daß beinahe alle dieſe Säze entweder grundlos ſeyen, oder nicht zu dem gewünſchten Ziele führen. Unerachtet wir, wie in ſolchen Materien kaum anders zu erwarten, nicht in jedem einzelen Punkte mit Hrn. Schwab übereinſtimmen, (wir halten z. E. die Reduction der Seelenwirkungen auf eine Grundkraft nicht für unmöglich) ſo glauben wir doch, daß er, im Ganzen genommen, Hrn. Campe auf eine deutliche und einleuchtende Art widerlegt habe.

Z.

Antho-

Anthologie auf das Jahr 1782.

gedruckt in einer Buchdruckerei zu Tobolsko. Mit einem ſchönen Apollokopf. 18 Bogen. 8v.

Schon wieder eine wirtembergiſche Blumenleſe? — Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern geſpielt, huſch! ſpringt ſchon ein zweiter, groſſer und troziger, aus dem Rumpfe. — Und eine Anthologie aus Tobolsko! Auf was doch die Herren Entrepreneurs nicht alle verfallen! Auch den Norden verſchonen ſie nicht, und beſchmuzen das ſchuldloſe Sibirien mit ihrer poetiſchen Dinte. Warum der Anthologiſt ſein Vaterland verläugnet, mag er wiſſen. Sonſt trompetet er ſich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anſpielung iſt: „Tum primum radiis gelidi incaluere Triones.„ In der Vorrede wird verhoffentlich über die andern Muſenſammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geſchimpft, und auf den ſchwäbiſchen Almanach, als den Amtsbruder, ſpöttiſch geſchielt. Der Herausgeber mag dem Herrn Städele nicht hold ſeyn, und zupft ihn wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns mißfällt dieſe beiderſeits läppiſche Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeſchrieben, und der Autor verräth ſich, daß er ein Arzt iſt.

Die Gedichte ſelbſt ſind nicht alle von den gewöhnlichen; acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Fantaſie und tiefem Gefühl geſchrieben, unterſcheiden ſich vortheilhaft von den übrigen. Aber überſpannt ſind ſie alle, und verrathen eine allzuunbändige

dige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine ſchlüpfrige ſinnliche Stelle in platoniſchen Schwulſt verſchleyert. Das Gedicht an Rouſſeau, die Elegie auf einen Jüngling, an die Sonne, an Gott, Gröſſe der Welt, in einer Bataille, die Freundſchaft, Fluch eines Eiferſüchtigen, die ſchlimmen Monarchen u. ſ. f. enthalten ſtarke, kühne und wahrpoetiſche Züge. Zärtlichweich und gefühlvoll ſind die Kindsmörderin, der Triumf der Liebe (wahrſcheinlich auf Veranlaſſung der Nachtfeier der Venus von Bürger geſchrieben) an mein Täubchen, an Minna, Morgenfantaſie, der Unterſchied, an Fanny, an den Frühling. In einigen andern, als z. E. dem Fragment an einen Moraliſten, vorzüglich den Kaſtraten und Männern, der Vergleichung und einigen Sinngedichten fällt ein ſchlüpfriger Wiz, und petroniſche Unart auf. Einige darunter ſind launiſch und ſatyriſch als Bacchus im Triller, der hypochondriſche Pluto, die Rache der Muſen, Baurenſtändchen u. ſ. f. Doch ſehr oft iſt der Wiz auch gezwungen, und ungeheuer. Im ganzen ſind faſt alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen, und erſtickt. Die meiſten der Sinngedichte ſcheinen mehr da zu ſeyn, die Lücken zwiſchen gröſſern auszufüllen, und ſagen nichts. Der wirthſchaftliche Tod, an den Galgen zu ſchreiben, Spinoza, die alten und neuen und einige wenige ſind treffend und gut. Auch merke ich daß ſich ein Verfaſſer hinter mehrere Anfangsbuchſtaben verſchanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohl gethan, aber ſogar fein iſt dieſes Stratagem eben nicht ausgefallen. Viele Stellen ſind von edelm Freiheitsgeiſte belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht. Eine ſtrengere Feile wäre indeß durchaus

nöthig

nöthig geweſen, und überhaupt unter den Gedichten ſelbſt eine ſtrengere Wahl — aber das Buch mußte eben dick werden, und ſeine achtzehn Bögen haben, was kümmert es den Anthologiſten, ob er unter die Narziſſen und Nelken auch hie und da Stinkroſen und Gänſeblumen bindet? — Deſſen ungeachtet hat dieſe Sammlung manche ihrer Schweſtern in Schatten geſtellt, und zu wünſchen wäre es immer, daß Teutſchland mit keiner ſchlechtern heimgeſucht würde. Möchten ſich doch unſere junge Dichter überzeugen, daß Ueberſpannung nicht Stärke, daß Verlezung der Regeln des Geſchmacks und des Wohlſtands nicht Kühnheit und Originalität, daß Fantaſie nicht Empfindung, und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht ſey, von welchem die Pfeile der Kritik ſplitternd zurückprellen; — möchten ſie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen, und ihren beſcheidenen Kleiſt, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen — möchten ſie — doch was ſollten ſie nicht alle mögen! Unſere modiſchen Skribenten wiſſen gar zu gut, was ſie dem gegenwärtigen Geſchmack auftiſchen müſſen, um Entree zu bekommen. — Dieſe Anthologie ſcheint ſich jedoch, wenn ſie die Abſicht, jedermänniglich zu gefallen, hätte, ſchlimm betrogen zu finden: denn der darinn herrſchende Ton iſt durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unſern zuckerſüſſen Schwäzern und Schwäzerinnen behagen könnte.

Gj.

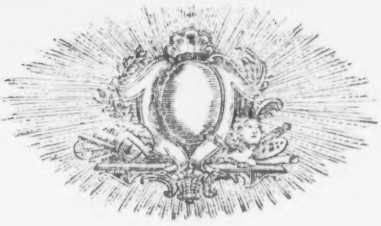
Einige hauptſächliche Druckfehler dieſes erſten Stücks ſollen im künftigen angezeigt werden.

Wirtembergiſches

Repertorium

der

Litteratur.



Eine Vierteljahr-Schrift.

Zweites Stück.

Auf Koſten der Herausgeber.

1782.

Innhalt des zweiten Stücks.

I. Schreiben über einen Verſuch in Grabmälern, nebſt Proben. S. 217.

II. Eine Entdeckung in der teutſchen Kunſtgeſchichte, das Alter der Glasmalerei betreffend. S. 225.

III. Beſondere weibliche Fruchtbarkeit. S. 228.

IV. Geſpräche über die Religion, zwiſchen einem Verehrer derſelbigen, und einem Zweifler. S. 229.

V. Miſcellaneen zur Geſchichte des teutſchen Frauenzimmers. S. 237.

VI. Die Meſſiade. S. 247.

VII. Ueber die Kenntniß in der Geſchichte unſerer Dichtkunſt, ſamt Beurtheilung einiger neuern hieher gehörigen Schriftſteller. S. 248.

VIII. Eine großmüthige Handlung aus der neuſten Geſchichte. S. 208.

IX. Leben Johann Valentin Andreä's. S. 274.

X. Sächſiſche Marktſchreierei, und Wirtembergiſches ſtilles Verdienſt. S. 386.

XI. Der Jüngling und der Greis. Verſuch eines Nichtſtudierten. S. 387.

I.

Schreiben

über einen Verſuch in Grabmälern nebſt Proben.

Sie wollen alſo Nachricht von meinen Beſchäfftigungen, oder vielmehr von meinen Phantaſien? Ich ſinne auf Grabmäler für edle und erhabene Menſchen, deren Andenken unſern Herzen theuer und ehrwürdig ſeyn muß. Zwar wird es nie geſchehen, daß wir mit einander zu ihnen hinwandlen, und dann das Gedächtniß der Edlen wie eine Abendſonne über unſere Seele kömmt; oder daß wir, unter einem feierlich ſchwermüthigen Nachthimmel an ſie hin gelagert, bald in ehrerbietiges Grauen, bald in eine ſüſſe Wehmuth aufgelöſt werden. Dennoch bin ich entſchloſſen, ohne alle dieſe Hoffnungen fortzufahren, und Ihnen von Zeit zu Zeit meine Skizzen vorzulegen.

Wenn ſich die Künſte nicht zu tändelnden Sclavinnen der Reichen herab gewürdiget hätten, wenn ſie den Gang giengen, den ihnen der Philoſoph vorzeichnet, und ſich der göttlichen Kraft die in ihnen liegt bemeiſtern wollten — oder könnten — ſo wurden Sie Wunder thun; Menge der oberſte

Künſtler, ſchrieb deswegen einem ſeiner Freunde: Mi attriſto d'eſſer nato in un ſecolo coſi barbaro, nel quale non ſi può far' veder l'arte nella ſua Luce.

Der Geſchmack an würdigen Grabmälern würde in vielem Betracht für unſere Welt vortheilhaft ſeyn, und — freudig ſchreib ichs! — er ſcheint in zerſchiedenen Gegenden Teutſchlands ins Leben zu erwachen. Privatperſonen und ganze Geſellſchaften haben einem Gellert, Kleiſt, Leſſing, und andern ſchöne Denkmäler geſezet: es iſt alſo Hoffnung da, man werde nicht inne halten. Mein und gewiß vieler Wunſch wäre, daß die Landesfürſten den, verdienſtreichſten und ruhmvollſten Perſonen, welche ihre oder ihrer Väter Regierung verherrlicht haben, ein ſolches Gedächtniß ſtiften möchten. Es würde vielfältigen Nuzen bringen. Schon die roheſten Völker errichteten Grabmäler, wenn ſie gleich nur in einem Baume — einigen Steinen, oder dergleichen beſtunden. Theils geſchah es aus Ehrfurcht und Begierde, die Thaten des Entſchlafenen der Nachwelt zu ſagen; theils aus Liebe, um das ſüſſe Gedächtniß des Abgeſchiedenen näher und inniger zu fühlen. Je höher allmählig die Kunſt wuchs, die Völker ſich entwickelten, je nöthiger und der Wirkſamkeit fähiger wurden dieſe Denkmäler. Das Andenken eines Helden,

den, oder ſonſt eines ehrwürdigen Mannes, hervorgerufen durch alles was Baukunſt und Bildhauerey rührendes und zauberiſches hat, vermiſcht mit den feierlichen Rührungen, welche wohlgewählte Oerter und Nebendinge erwecken, muß in einer nicht ganz feuerloſen Seele tief und ſtark wirken. Durch den Zuſammenfluß der mancherley Gefühle geräth das Gemüth in eine Stimmung, wo es zu bleibenden Eindrücken und zu Entſchlüſſen fähiger iſt. Auch iſt Ehre und Ruhm bei der Nachwelt für Verdienſt und Tugend gewiß ein herrlicher Lohn, nicht darum daß der Beifall der Menge, der Groſen und Mächtigen ein reizender Klang ſey, (denn in tauſend Fällen hat dieſer an und für ſich durchaus nichts ſchäzbares, und kann es auch für den Denker und Selbſtrichter ſeiner Thaten nicht haben,) ſondern allein deswegen, weil jene Edle dadurch Nachahmung ihres Thuns, und alſo Ausbreitung manchfaltigen Guts hoffen dörfen. Eine andere gute Folge wäre die: daß National-Ehre dadurch ſehr befördert würde; und der erhöhte Nationalſtolz iſt, man ſage was man will, eine Eigenſchaft, welche durch Weisheit gelenkt unzählige Vortheile hervorbringen kann.

Troz allem dieſem will ich doch nicht behaupten, daß die Kunſt in Griechenland und Rom ſo viele Tugenden erweckt und erhalten habe, als theils von

Enthuſiaſten geträumt, theils von Leuten geſchwazt wird, welche weder den ganzen Karakter dieſer Völker, noch die Schwäche der menſchlichen Natur kennen. Aber auch dieſe Betrachtung iſt nicht abſchreckend und nicht erniedernd für die Kunſt: denn all unſer Thun und Wirken iſt, wie unſer Wiſſen, nur Stückwerk.

Vor allen Dingen aber dörfte dieſe Ehre nur Männern von entſchiedenem und weitberühmtem Verdienſte wiederfahren, denn ſonſt würde zuverläſſig die edle Kunſt ſchändlich entweihet. Geſchieht doch dieſes ſelbſt in dem geprieſenen England. Mit einigen tauſend Guineen erhält im Weſtmünſter ein lüderlicher Luftſpringer ein Ehrendenkmal neben dem Weltenwäger Newton, und ein Fidelbogen findet eine Stätte neben Miltons himmliſcher Harfe. Beſſer alſo, man geize mit der Ehre, als daß man ſie verſchwende.

Die Geſeze, nach welchen ich meine Gegenſtände zu bearbeiten ſtrebe, ſind Bedeutung und Schönheit. Dieß iſt der Geſchmack der Griechen, deren Werke troz allen Moden, allen Umwandlungen des menſchlichen Geiſtes, bis in Ewigkeit die Muſter alles Schönen und Erhabenen in der Kunſt bleiben werden. Doch dörfen wir ihnen in dieſem Fache nicht zu genau nachahmen. Sie vermieden bei ihren Grabmälern alles Eckelhafte, Ominöſe und

Grau-

Grauſenvolle. Ihr Tod war nicht das häßliche Gerippe wie der unſrige. Vater Homer *) ſchilderte ihn zuerſt als einen Zwillings-Bruder des Schlafs, und es folgten ihm hierinn ſeine Söhne die Dichter und Künſtler. Die griechiſche Begräbniß-Urnen, ſagt Winkelmann **), haben angenehme Bilder, die meiſten ſind Fabeln, welche auf das menſchliche Leben deuten, liebliche Vorſtellungen des Todes, wie der ſchlafende Endymion, Najaden die den Hyllus entführen, Tänze der Bacchanten und dergleichen. Sie ſehen deutlich, daß dieſe Vorſtellungs-Art dem weichen wollüſtigen Karakter der Griechen vollkommen gemäß war, aber es dem unſrigen, von einem rauhern Himmel geprägt, von einer andern Religion geſtählt, nicht ſo ſeyn kann. Was im Griechen Grauſen erregte, rührt in unſerer nordiſchen Natur nur feierlich und ſtark, wie dann jene Begriffe und Empfindungen überhaupt nach Verſchiedenheit der Völker ganz verſchieden ſind. Wir alſo dörfen den Tod nach Beſchaffenheit der Umſtände unter grauenvollern Bildern darſtellen als die Griechen gethan haben, und können dannoch in ihrem wahren Geiſte arbeiten. — Meine Beſchäfti-

*) Ilias XVI. 682.

**) Geſchichte der Kunſt des Alterthums, 1ter Theil, 3. Cap.

gung hat eigentlich blos Teutſche zum Gegenſtande, die durch Verdienſt, durch Unglück und durch Gröſe, merkwürdig und intereſſant ſind. Diejenigen, welchen ich bereits nachgeſonnen habe, ſind Kaiſer Carl der Groſe, Herzog Ernſt von Gotha, Franz von Sickingen, Luther, Melanchton, Leibniz, Thomaſius, Spener, Klopſtock, Haller, Lambert; von Wirtembergern aber insbeſondere ſind es: Herzog Chriſtoph, Keppler, Valentin Andreä, und von jezt lebenden — ein Landgeiſtlicher. —

Um Ihnen meine Behandlungs-Art in etwas anſchaulich zu machen, ſez ich hier die Beſchreibung einiger Grabmäler als Proben her.

Luther.

Ueber ſeinem Sarge, der an der Wand auf einem Felſen ſteht, iſt hinter der aufgeſchlagenen Bibel der Sonnen Aufgang in muſiviſcher Arbeit gemalt. Eine ſtarke Guirlande von Eichenlaub und Palmen bekränzet Sarg und Medaillon.

Die Inſchrift heißt:

MARTINVS LVTHERVS
IN TERRA NOTVS
ET COELO ET INFERNO.

Das Denkmal ſteht auf einem freien erhabenen Plaz.

Keppler.

Die Urne, mit mathematiſchen Inſtrumenten umgeben, ſtehet auf einem vollkommenen Würfel, wo in einem Basrelief Keppler vorgeſtellt iſt, welchem die in die Sphären deutende Aſtronomie Flügel giebt. Newton folgt der Fakel nach, die ihm Keppler darhält. Im Vorgrund ſizet das Glück, das Kepplern den Rücken kehrt. Auf der entgegen geſezten Seite weinet die Nachwelt, und auf den zwo andern Seiten ſind ſeine Werke mit Lorbeern umwunden.

IOANNES KEPPLERVS
FORTVNA MAIOR
NEVTONI
PER SIDERA
DVCTOR.

Der Plaz iſt in einer einſamen melancholiſchen Gegend.

Haller.

Ueber dem Sarge zerreißt die Philoſophie den Schleyer, der über die Natur herabhieng. Seine Werke, mit Lorbeer in den Schlangenſtab und eine Leyer gebunden, liegen auf dem Sarge umher. Auf der entgegen geſezten Seite weint Hygiäa über ſein Medaillon hin. —

Die Innschrift heißt:

CORPORI LEGES
ANIMO OFFICIA
ASSIGNAVIT.

Der Plaz ist auf einem Hügel ausser dem Kirchhof.

Klopstock.

An einer hohen einfachen Pyramide, worauf seine Urne steht, über welcher ein Adler ruhet, der zum Himmel sieht, hängt die Religion eine Harfe auf. Vor der Religion liegt knieend mit zerbrochenen Ketten Abbadonna, der mit der rechten Hand das Kreuz faßt, mit der linken auf das Medaillon hin zeigt. Am Fuß der Pyramide stehet die Innschrift:

GRATIAM
CECINIT
TERRIS ET INFERIS.

Der Plaz ist seinem Wunsche nach in einem feierlichen Eichenhaine.

J. A—l.

(Die Fortsezung künftig.)

II.

Eine Entdeckung in der teutschen Kunstgeschichte, das Alter der Glasmalerei betreffend.

Der Urſprung und ſelbſt der rohe Anfang der Künſte verdienet allemal Unterſuchung, und wär' es auch nur darum, weil meiſtens das Daſeyn dieſer das Daſeyn einer andern vorausſezet. Mehrere gelehrte Männer haben dem Urſprung und Fortgang der Glasmalerei nachgeſpürt, aber meines Wiſſens vor dem 13ten Jahrhundert in Teutſchland keine Spuren davon gefunden. Schmidt, der allerlei Quellen ſo fleiſſig beſuchte, ſagt in ſeiner Geſchichte (Th. 3. S. 94.) wo er von dem ſittlichen und gelehrten Zuſtande der Teutſchen, vom 10ten Jahrhundert bis zum Anfang der Kreuzzüge, handelt: „ob man damals ſchon die Kirchenfenſter in „Teutſchland bemalet, läßt ſich nicht beſtimmen.„ Herr von Murr war hierinn nicht glücklicher, ſo groß ſeine Beleſenheit und unermüdet ſein Eifer in Erforſchung unſrer Kunſtgeſchichte auch iſt. Wenigſtens würde er es in ſeinem Journal, wo nicht beſonders, doch gewiß als Zuſaz, zum Auszug aus

le Vieils Art de peinture ſur verre, dem Publikum nicht verhalten haben *).

Bei Gelegenheit einer antiquariſchen Jagd gerieth ich auf eine Stelle, welche ein höheres Alter dieſer Kunſt in Teutſchland beweißt, als man bisher geglaubt hat. Es ſchreibt nämlich Gozpert, Abt im Bairiſchen Kloſter Tegernſee von 983—1001, an einen Grafen Arnold: Eccleſiæ noſtræ feneſtræ veteribus pannis usque nunc fuerunt clauſæ. Veſtris felicibus temporibus auricomus ſol primum infulſit baſilicæ noſtræ pavimenta per *discoloria picturarum vitra:* cunctorumque inſpicientium corda pertentant multiplicia gaudia, qui inter ſe mirantur inſoliti operis varietates **).

Allein können dieſe Fenſterſcheiben, wird man einwerfen, nicht aus Frankreich, Italien, oder Eng-

*) Der Auszug ſteht in ſeinem Journal zur Kunſtgeſchichte und Litteratur. 3 Th. S. 37. u. f.

**) V. Pezii Codex diplomatico-hiſtorico-epiſtol. Parte I. col. 123. iſt des Theſauri anecdot. nov. Tom. V. Wie hoch Gozpert dieſes Geſchenk gehalten, erhellt aus folgender Aeuſſerung: Et ut *omnium proximorum veſtrorum memoria deinceps hic agatur*, facite conſcribi nomina, quorumcunque vultis, in membrana, nobisque transmitti per præſentem nuntium.

England gekommen ſeyn, und alſo würde dieſe Stelle für die damalige Blüthe der Glasmalerei in Teutſchland gar nichts beweiſen? Mit nichten. Die gelehrten Verfaſſer der Hiſtoire litteraire de la France, denen kaum eine merkwürdige Stelle bei ihren Unterſuchungen entſchlüpft iſt, haben von der Malerei keine weitere Spuren in jenen Zeiten angetroffen, als daß man Anfangsbuchſtaben, manchmal auch Figuren in die Handſchriften gemalt hat. Le Vieil entdeckte ebenfalls, ob er gleich auf ihren Schultern ſtand, keine ältere Denkmäler unſrer Kunſt, als die Fenſterſcheiben in St. Denys, welche aus dem 12ten Jahrhunderte ſeyn ſollen, aber es ſchwerlich ſind.

So wenig le Vieil in Frankreich, ſo wenig entdeckte er in Italien oder England. Daß man ſchon einige Jahrhunderte vorher bunte Gläſer hier und da in die Kirchenfenſter ſezte, daß hieraus die Glasmalerei entſtanden, dieß iſt unſtreitig. Was er aber ſonſt ohne ein einiges hiſtoriſches Zeugniß raiſonnirt, das ſind federleichte Vermuthungen. Aber geſezt auch: unſre Kunſt ſey ſchon im 10ten Jahrhundert den Engländern oder Italiänern bekannt geweſen, (welches aber le Vieil nicht einmal behauptet) ſo konnte doch Graf Arnold ſie ſchwerlich daher erhalten haben. Die urſprüngliche Beſtimmung der gemalten Fenſterſcheiben war

Aus-

Auszierung der Kirchen; und lange Zeit waren ihre einzige Verfertiger Mönche. Es wäre also ein seltsamer grundloser Einfall, zu behaupten: Arnold, ein Laie, hätte sie zum Geschenk erhalten, oder gar durch Handel bekommen.

Und so ergiebt sich bei weiteren Untersuchungen vielleicht mit Gewißheit, daß die Glasmalerei eine teutsche Erfindung ist.

Bg.

III.

Besondere weibliche Fruchtbarkeit.

Von dem Stadianischen Dorfe Bönigheim unweit Heilbronn lebte eine Frau, welche 53 Kinder gebahr. Immer waren es Zwillinge, Drillinge oder Vierlinge, welche aber alle unzeitig abgiengen. Das leztemal gebahr sie nur ein einziges Kind; allein dieses war so ungewöhnlich groß, daß die Mutter über der Geburt starb.

Zum Andenken dieser besondern, wiewol leicht zu erklärenden, Seltenheit wurde der Frau ein kreuzförmiger Leichenstein gesezt, in dessen Arme 4 Löcher gehauen sind, um die Vierlinge anzudeuten. Da dieser Leichenstein vor einiger Zeit für Alter sank,

so

so hat man jezt einen neuen aufgerichtet, um das Gedächtniß der Merkwürdigkeit nicht vergehen zu lassen.

Jb.

IV.

Gespräche über die Religion,

zwischen einem Verehrer derselbigen, und einem Zweifler.

Erstes Gespräch.

(enthält die Gelegenheit der Unterredung und ihren Gegenstand, statt einer Vorrede.)

Anderson. Bamberg.

Anderson. Du scheinst traurig, mein heiterer lachender Junge!

Bamberg. Und bin's nur zu sehr.

Anders. Weh, das muß eine wichtige Ursache seyn, die dem frohesten, dem leichtsinnigsten Jüngling der Stadt diesen Seufzer erpressen kann.

Bamb. (seufzt.)

Anders. Wie? Fürchtest du deinen Einfluß bei der Gesandtschaft zu verlieren, ist dir der neue Minister nicht günstig?

Bamb.

Bamb. Wie leicht würd ich eine solche Kleinigkeit tragen!

Anders. So hat sich ohne Zweifel eine Ballparthie zerschlagen, oder du wirst verhindert der morgigen Assemblee beizuwohnen. Vielleicht quälen dich gar grausame Zweifel, ob du für Lottens blaues Aug, oder für Nanchens kleinen Fuß seufzen sollst.

Bamb. Ich hab es verdient, daß man mich nur zu den kleinen Gefühlen des Ehrgeizes und der Liebe fähig hält: aber im Ernst, Freund, eine grösere Sorge peinigt mich, die wichtigste und schmerzhafteste, die ich je in meinem Leben empfunden, die einzige, die mich wahrhaft unglücklich machen kann, Ungewißheit in der Religion, und doch heisses tiefes Schmachten nach Gewißheit.

Anders. Im Ernst, Freund, du bist nicht gesund, du hast zu viel Kaffee getrunken —

Bamb. Ich bitte dich, höre auf zu scherzen. Du kennst mich von Kindheit auf, Anderson; mein Herz war stets gefühlvoll, gefühlvoll für alles edle und schöne, und am meisten für das schönste und edelste von allem, die Religion. Aber wie sehr hat mein Eintritt in die grose Welt alles geändert! Der Ehrgeiz, die Seele der Staatsgeschäffte und aller Gesellschaften zu seyn, die Reizungen der Liebe und der Geschmack an feiner Sinnlich-

lichkeit, ob ſie gleich mein Herz nicht verderben konnten, haben mich doch ſo ſehr zerſtreuet, daß ich an den liebſten Gedanken meiner ſchönen jugendlichen Jahre, an die Religion, gar nicht mehr oder nur mit wenig gerührter Seele dachte. Du ſprichſt nichts, Anderſon!

Anderſ. Weil ich vorher hören will.

Bamb. Nur ſeit einiger Zeit wurden mir alle Vergnügungen des Ehrgeizes und der Liebe ſchaal und abgeſtanden; eine ſchreckliche Leere quälte mein Herz, und ich ſchmachtete wieder nach dem erhabenen Gegenſtande, der allein fähig iſt, das groſe menſchliche Gefühl auszufüllen: aber Gott! welche Entdeckung machte ich nun! — Ich glaube das Daſeyn des Gottes nicht mehr, nach welchem meine ganze Seele ſich ſehnet.

Anderſ. Laß dich umarmen, lieber guter Bamberg! Auf dieſem Punkt erwartete ich dich ſchon längſt. Eine ſo gefühlvolle, edle und geſunddenkende Seele konnte zwar auf einige Zeit durch Ehrgeiz und Wolluſt hingeriſſen werden, aber ſie mußte bald wieder aus dem Rauſche erwachen, und nur mit deſto ſchmachtenderm Verlangen zur Tugend zurückkehren. Doch mein junger Freund, mußte ſie auch, für ihre Zerſtreuungen, ihre Untreue büſſen, und das edle Kleinod nicht ſogleich wieder finden, das ſie ſo lange vernachläßiget hatte.

Bamb. Und das ſie nun nie wieder finden wird.

Anderſ. Morgen, wenn du mir ein kaltes unеingenommenes Herz und ſtandhaftes Nachſinnen verſprichſt —

Bamb. O Gott, nur ein Körnchen Wahrheit, und ich bin glücklich.

Zweytes Geſpräch.

Anderſ. Die göttliche Iliade, die uns ſo oft in Entzücken geſezet, woher ward ſie, wer ſchuf ſie?

Bamb. Homer oder irgend ein anderer erhabener Geiſt, du magſt ihn nun nennen wie du willſt.

Anderſ. Aber dort die Buchſtaben, die im Kaſten des Buchdruckers unordentlich durch einander liegen, ſind ſie auch von einem Menſchen in dieſe Lage gebracht worden?

Bamb. Ich ſehe keine Urſache dieß anzunehmen, ob es gleich nicht unmöglich wäre.

Anderſ. Vermuthlich haſt du alſo einen beſondern Grund, die Entſtehung der Iliade dem Geiſt irgend eines groſen Mannes zuzuſchreiben, da du doch dieſen Urſprung den Buchſtaben im Kaſten abſprichſt?

Bamb. Ohne Zweifel. Die Iliade beſteht aus vielen Theilen —

Anderſ.

Anderſ. Auch der Buchſtaben im Kaſten ſind viele.

Bamb. Die in ungezählt vielen Lagen gegen einander ſeyn konnten.

Anderſ. Eben ſo gut meine Buchſtaben im Kaſten.

Bamb. Die Buchſtaben im Homer ſind unter allen möglichen Lagen gerade in diejenige geſezet, in der ſie eine groſe fruchtbare Wirkung, die Darſtellung der Iliade, hervorbringen. Das ſind deine Buchſtaben nicht.

Anderſ. Ich geſtehe, das iſt ein wichtiger, aber auch nur der einzige Unterſchied zwiſchen meinen Buchſtaben im Kaſten, und deinem Homer. Aber ſage, die Uhr, den Palaſt, jenen Sandhauffen, leiteſt du ſie auch von einem Geiſt, von einer Abſicht ab?

Bamb. Ganz gewiß hat die Uhr und den Palaſt ein Menſch gemacht, aber die Ordnung der Sandkörnchen, die den Sandhauffen bilden, kann gar wohl ohne Abſicht durch bloſen Zufall entſtanden ſeyn.

Anderſ. Und warum?

Bamb. Ich habe dir die Urſache geſagt: weil jene nicht nur gleich dem Sandhauffen aus vielen in mehreren Lagen möglichen Theilen beſtehen, ſondern weil auch ihre Lage eine groſe

fruchtbare Wirkung, z. B. Anzeige der Stunden, Wohnung für den Menschen, erzeugen, welches die Lage der Sandkörnchen nicht thut.

Anders. Wirst du wohl in jedem ähnlichen Falle gleiches Urtheil fällen? Würdest du z. E. den Ursprung eines Schiffes, eines Gemäldes, und dergleichen Dinge eben so einem Menschen zuschreiben?

Bamb. So lang ich meine gesunde Sinnen erhalte.

Anders. Aber vielleicht bist du es allein, der nach diesem Grundsaze denkt?

Bamb. Jeder der nicht rasend ist, das heißt, der nicht der ordentlichen menschlichen Denkart entsagt hat, sieht, wie ich, das Haus, die Uhr, das Buch als Werke des Menschen, die Lage der Sandkörnchen als Spiel des Zufalls an.

Anders. Wenn alle Menschen in allen Fällen nach einerley Grundsaz denken, scheint dir dann nicht derselbige ein allgemeiner Grundsaz des menschlichen Verstandes zu seyn?

Bamb. Ja!

Anders. Glaubst du also nicht einen allgemeinen Grundsaz gefunden zu haben?

Bamb. Ohne Zweifel. Wenn mehrere Theile, die in mehreren Lagen seyn konnten, gerade in derjenigen sind, durch die sie eine

eine groſe wichtige Wirkung erzeugen, ſo ſchreiben wir dieß einem Geiſte oder einer Abſicht zu.

Anderſ. Du ſiehſt jene Tulpe, oder jenes Thier. Meinſt du, daß ſie nur ein Theil ſeyen, oder daß ſie aus mehreren Theilchen beſtehen?

Bamb. Ein Schnitt mit dem Meſſer lehrt mich, daß ſie aus mehreren, aus ungezählt vielen Theilen beſtehen.

Anderſ. Könnte das Erdetheilchen, das mit andern zuſammen die Wurzel jenes Tulpenzwiebels, oder jenes Thierchens ausmacht, auch an einem andern Orte, z. E. an dem Stengel der Tulpe, dem Hauſe und dergleichen ſich befinden, ſo gut als der Anfangsbuchſtabe von Aeneas auch am Ende des Worts, oder der Ziegel des Daches an der Thüre des Hauſes ſeyn könnte?

Bamb. Das Erdetheilchen war einſt nicht in der Wurzel, und kann heute wieder von ihr abgeſondert werden, ſo gut als der Ziegel vom Dache nicht immer daſelbſt war, noch darauf bleiben wird. Eines iſt alſo ſo wenig als das andere nothwendig.

Anderſ. Die Lage, in der gegenwärtig die Theilchen des Thiers oder der Pflanze ſind, ſcheinet ſie dir von wichtigen Folgen?

Bamb. Eine Vergröſerung, Verminderung, Verſezung des kleinſten Theilchens oder Saftes

würde Zerrüttung durch das ganze Thier oder die Pflanze bringen. Die Folge dieser Lage ist also so wichtig, als es das Daseyn eines organisirten Körpers, oder eines lebendigen Wesens ist. — Aber wozu alle diese Fragen?

Anders. Ich hänge deine Säze zusammen, und du hast eine grose Wahrheit gefunden.

Bamb. Und welche dann?

Anders. Wenn sehr viele Theile, die in vielen möglichen andern Lagen seyn konnten, gerade in derjenigen sind, durch welche sie eine grose wichtige Wirkung hervorbringen, so müssen wir den Ursprung desselbigen Gegenstandes einem Geiste zuschreiben.

Bamb. Richtig.

Anders. Nun bestehet aber die Pflanze, das Thier, die Welt überhaupt, aus sehr vielen Theilen, die in sehr vielen Lagen seyn konnten, und die doch gerade in derjenigen sind, da sie eine grose Wirkung, das Daseyn einer Pflanze, eines Thiers ꝛc. hervorbringen, also?

Bamb. Ist die Anordnung der Pflanze, des Thiers, der Welt überhaupt durch einen Geist entstanden.

(Die Fortsezung, worinn die Zweifel gegen diesen Beweis beantwortet werden, folgt im nächsten Stücke.)

V.

V.

Miscellaneen

zur Geschichte des teutschen Frauenzimmers.

1.

Erziehung und Geziemlichkeiten.

Kaiser Karl der Grose, welcher mehr Königreiche hatte als Kinder, hielt seine Prinzessinnen zum Spinnen und zu Wollenarbeiten an *): jezt hält dieß der armseligste Sekretair für seine Tochter zu niedrig.

Die Kaiserin Judith küßte ihrem Gemahl Ludwig dem Frommen die Knie, und machte ein dankbar freundliches Gesicht, wenn er sie neben sich zu Tische sizen hieß **); jezt läßt sich längst die lumpigste Dame die Hände dafür lecken.

Die Kaiserin Kunegunde verfertigte sich mit eignen Händen ein dunkles Gewand, welches sie nach dem Tode ihres Gemahls trug ***). Jezt würde

*) Eginhard cap. 19.

**) Ermoldus Nigellus. libro 4.

Discubuit lætus lateri Judith quoque pulcra
Jussa, sed & regis basiat ore genu.

***) Nonosii vita S. Cunigundæ cap. 7.

die geringste Edelfrau den gesammten Adel des Heil. Römischen Reichs für beschimpft halten, wenn sie ein gleiches thun sollte.

Ein merkwürdiger Umstand in der ältern Geschichte des teutschen Frauenzimmers ist die Erziehung in Klöstern. Klöster waren in dem grauen Alterthum nicht nur die Zufluchts-Oerter der Kranken, die Quellen woraus wissenschaftliche Erkenntniß, verbesserter Land- und Gartenbau flos, sondern sie waren auch die einzige Schulen einer feineren Erziehung und Lebensart. Es gaben daher viele Eltern schon im 8ten Jahrhundert ihre Töchter hinein, damit sie Bildung holen, und sich für Ehemänner angenehmer und geschickter machen möchten. Allein es wurde mancher wollüstige Unfug getrieben, und darum der Genuß einer solchen Erziehung den Laien untersagt. Man dachte also auf Errichtung eigner weltlichen Frauenstifter. Bischoff Alefrid stiftete das zu Essen in Westphalen im 9ten Jahrhundert mit seinem eignen väterlichen Vermögen *). Hier genossen die Aufgenommene, welche meistens fürstlichen oder adelichen Herkommens waren, eines Unterrichts in dem Schreiben, Lesen, den Anfangsgründen der Religion, meistens auch

*) Chronicon Episcop. Hildesh. in Leibnitii scr. Brunsv. Tom. II. pag. 785.

auch im Rechnen, in Stickereien und andern weiblichen Arbeiten *). Kamen Freier, ſo durften ſie nun den klöſterlichen mit dem ehlichen Stande vertauſchen.

Reiche Bürger thaten das nämliche. So ſchickte Ludger, ein reicher Goslariſcher Bürger im 12ten Jahrhundert, ſeine Tochter in ein Weiberkloſter, weil er wahrnahm, daß ſie anſtändiger unter der Nonnen als ſeiner eigenen Aufſicht unterrichtet würde. Wäre ſie dann mannbar, ſo könne ſie nach ihrem Wohlgefallen in ein Brautbette **).

Weibliche Klöſter waren alſo zugleich der Luſtgarten, woraus junge Männer ſich Bräute holten, wie z. B. Heinrich der Finkler ſeine Mathildis ***). Der Umſtand iſt ungemein wichtig, und erläutert manches, das ſonſt ſchwer zu erklären wäre. Da-

*) Puella (Mathildis, Heinrich des Finklers nachherige Gemahlin) igitur inſignis mirum in modum proficiebat in cunctis, etate tenera, probitate grandeva, capax *in ſtudio diſcipline litteralis & operum induſtriis.* V. vita B. Mathildis ap. Erath Cod. Quedlinburg. pag. 927. vieler andern Stellen zu geſchweigen.

**) Chronicon Stedernburg. in Leibnitii ſcr. Brunsv. Tom. I. p. 857.

***) Eine umſtändliche Beſchreibung dieſer Freierei ſteht in Vita B. Mathildis l. c. p. 927. & 928.

her die Scheue so vieler teutschen Weiber vor den befruchtenden Umarmungen, wovon an einem andern Orte; daher grosentheils die Menge der milden Schenkungen, und gottesdienstlichen Stiftungen von Fürsten, Edelleuten und Bürgern; daher so viele andre merkwürdige Erscheinungen!

Die Galanterie dem Frauenzimmer an der linken Seite zu gehen, war schon im 15ten Jahrhundert in Teutschland ziemlich gemein. Als ein Prinz von Wirtemberg bey der Hochzeit des Bairischen Herzogs Georg, der Braut bey dem Tanze zur Rechten gieng, so fuhren ihn die Anwesende an, ob er dann nicht gesehen hätte, wie die andere Fürsten mit der Königin getanzet hätten?

2.

Von der Gewohnheit zu reiten.

Nach den neuern Sitten wird das Reiten, besondere Fälle ausgenommen, dem weiblichen Geschlechte von Stand für ungeziemend gehalten: in ältern Zeiten war es ganz gewöhnlich, und gehörte wahrscheinlich zu einer anständigen Erziehung. Als Kaiser Karl der Grose einmal eine prächtige Jagd

*) Müllers entdecktes Staatskabinet, 2te Eröffnung. S. 381.

Jagd hielt, ritten ſeine Gemahlin Luitgardis, und ſeine Töchter Giſela, Bertha, Rotrudis und andre, jede von einer Schaar reitender Mädchen umgeben, mit hinaus, halfen die Hirſche aufſcheuchen und erlegen. Wenn dem Dichter *) zu trauen iſt, ſo tummelten ſie ihre Roſſe eben ſo raſch und muthig als die Jünglinge. Selbſt die fromme Kaiſerin Judith entzog ſich dieſem rauſchenden Vergnügen nicht, denn bei der Jagd, welche ihr Gemahl dem Däniſchen Könige Harald zu Ehren auf der Ingelheimer Aue anſtellte, war ſie zu Pferde mit zugegen.

Jam pia ſcandit equum Judith pulcherrima conjux
Cæſaris, ornata comtaque mirifice.
Quam Proceres ſummi dominam, ſeu turba potentum
Præterit & ſequitur regis honore pii **).

Eben ſo gewöhnlich war es bei dem Adel und andern angeſehenen Perſonen, und bei feſtlichen Gelegenheiten gehörte es mit zur Pracht. Die heilige Witborad mußte als ein junges Mädchen auf das Dringen ihrer Eltern ſich köſtlich ankleiden,

*) Vermuthlich iſt es Alcuin, in deſſen Werken ex edit. Frobenii Tom. 2. p. 452. ſeq. das Gedicht ſtehet.

**) Ermoldus Nigellus Lib. 4. ap. Menken-Tom. I. pag. 948.

und in einem Zuge zu Pferd mit zur Kirche reiten. Unterwegs aber ward es ihr vor lauter Heiligkeit schwindlicht; sie stieg deswegen ab, und riß ihren Schleyer und den übrigen Puz vom Kopfe herunter. Ihre Gefährten ermahnten sie doch wieder aufzusteigen: allein sie willigte durchaus nicht ein, denn es schien ihr eine Sünde wider die geistliche Demuth *). Reiche Männer hielten daher ihren Töchtern oder Weibern eigne besondere Pferde **), worauf sie auch kleine Reisen anstellten.

Die Art der Reiterey aber war von der männlichen unterschieden. Auf den meisten Sigeln, wo Frauenzimmer reitend abgebildet sind, sizen sie quer ***), und ihre Sättel müssen gar keine oder doch nicht die gewöhnliche Steigbügel gehabt haben. Das Eheweib eines Wernhers von Geppinheim wollte einst einigen Mönchen auf der Straße entwischen. Ihr Pferd scheute aber, und warf sie herab. Unglücklicher Weise blieb sie in einem Steigbügel hangen, weil sie, wie der Chronikschreiber

*) Vita S. Wiboradæ cap. 5. in Goldasti scr. rer. Alam. T. I. p. 208.

**) Ein Beispiel sieht in Pezii Codice dipl. hist. Parte 2. p. 12.

***) Gerkens Anmerkungen über die Siegel. S. 59. u. f.

ber ſagt, nicht auf einem weiblichen, ſondern einem männlichen Sattel ſaß *).

Noch im 15ten Jahrhundert gieng dieſe weibliche Reiterei im Schwange: denn als die Kurfürſtin zu Brandenburg zu dem Hochzeitfeſte Herzogs Georg von Baiern einzog, ſo hette ſie 14 Junkfrauen nach ir reiten auf vierzehen Zelter, und eyn yde her einen Federpuſch mit einem Heftlein an dem Hut forn„ **).

3.

Von der Eitelkeit und Liebe zum Puz.

Die meiſten Ehemänner brummen täglich über die beutelverheerende Ueppigkeit, und die ewigwechſelnde Puzbegierde ihrer Frauen und Töchter; und mancher brave Geſell ſeufzet im Innern, wenn er dieſe Flitterpracht anſieht: wegen dir muß ich Hageſtolz bleiben! Unſre tauſendjährige Vorfahren mußten gleiche Klagen anſtimmen, denn Weiber ſind Weiber, und waren von jeher Weiber. Welchen Flitterpuz verlangten wohl unſre Mütter ſchon im 9ten Jahrhunderte, das doch kaum den Staub der alten Barbarei von ſich zu ſchütteln anfieng?

*) Oeffele ſcr. rer. Bav. Tom. I. p. 623. & 624.

**) Müllers entdecktes Staatskabinet, 2te Erdffnung. S. 383.

fieng? Keinen geringern als goldgeſtickte Kleider, Schleyer, Müzen, allerley Hauben, Haarnadeln, Ohrringe, mondförmige Halsgehänge, Halsbänder, Armbänder, Gürtel, Riechbüchſen, Sommer- und Winterhandſchuhe, Stirnbinden, goldne Haarbänder und eine Menge andern Zierraths *). Und dieſes waren noch keine Prinzeſſinnen, denn ſonſt müßten goldne Kronen mit köſtlichen Steinen beſezt, ſeidne und purpurne Gewänder, Gürtelſpangen von Gold, Silber und Perlen, Halsbänder von Edelgeſtein und andre Dinge in das Verzeichniß gebracht werden, wie in dem angeführten Gedichte zu leſen iſt.

Im

*) Von den vielen Stellen, woraus dieſer Luxus erhellt, will ich nur eine anführen, um zugleich den Leſer in den Stand zu ſezen, von der Ueberſezung der verſchiedenen zweydeutigen Benennungen urtheilen zu können. Aginus ein Zeitgenoß preißt die heilige Hathumod, welche als Aebtiſſin zu Gandersheim 874 ſtarb, wegen ihrer Demuth: Nam veſtes auro paratas, mytras, vittas, diſcriminalia, inaures, lunulas, monilia, armillas, dextraliola, ſtrophia & olfactoriola, ad quæ vel habenda vel portanda plurimarum fœminarum inardeſcit ambitio, & ultro ſecundum parentum facultatem & dignitatem oblata, ſuſcipere recuſavit. V. Vita S. Hathumodæ in Pezii Theſ. Anecd. Parte 3. col. 291.

Im 12ten Jahrhundert ſchenkte die Gemahlin eines Grafen Martin, in den Tyroliſchen Gegenden dem Peterskloſter das Landgut Mura, welches ihr von ihrem Manne blos zu Brautkleidern verehret worden war, fügte noch andre Grundſtücke bey, Geld, Leibeigne, zwey goldne Armbänder, um einen Kelch daraus machen zu laſſen, 4 leinene Umhänge und 3 Taperen. Ihrer älteſten Tochter gab ſie nebſt andern Dingen: Grauwerk (griſias pelles) zwey Ohrringe von Bernſtein, zwey goldne Halsketten; der jüngern Tochter: Hermelinfelle, zwey Ohrringe von Bernſtein, zwey goldne Halsketten, 7 Roſſe, ein Prachtpferd mit Rüſtung, Zaum und Sänfte, ſamt einem Umhang von feinem Altarzeuge. (octavum palafredum cum ſambuca & freno & lectica & una cortina de ſindone.) Ferner bekam noch die Schwiegertochter ein goldnes Halsband und Hermelinfelle. Dieß alles war Eigenthum der Gräfin *).

Sogar im bürgerlichen Stande war dieſe Kleiderüppigkeit ſehr groß. Nach dem Freyberger Stadtrecht **) aus dem 13ten Jahrhundert zu urtheilen,

*) Pezii Cod. dipl. hiſtor. epiſt. ſeu Theſ. Anecd. Tom. V. P. I. col. 358.

**) In Schotts Stadt- und Landrechten. 3. Th. S. 279. und Note xx.

theilen, ließ man Gentische, Ypernsche und Brüsselische Gewänder kommen. In Braunschweig stickten die Weiber ihre Kleider mit Gold, grüner, blauer und rother Seide. Das Stadtrecht, welches aus dem 13ten Jahrhundert seyn soll, verbot aber diesen Prunk bei Strafe einer Mark *).

Ein sehr artiges und sonderbares Gesez, den Weiberschmuck betreffend, gaben die alten Augsburger. Weder Mädchen, Frau noch Mann, verordneten sie, soll einen Kranz von Blumen und Kräutern auf dem Haupte tragen, wenn sie nicht selbst einen Garten haben, worinn sie denselben gezogen. Tragen sie einen andern, so soll der Vogt oder sein Bote ihn wegnehmen, und 5 Schillinge Strafe davor einziehen **).

VI. Die

*) Ap. Leibnit. scr. Brunsv. Tom. 3. p. 445.

**) Cap. 307. in Walchs Beyträgen zum teutschen Rechte. Th. 4. S. 306. „Wer ein Schapel ufträt „von Salven, von Rauten von Yssen oder von Po„ley, der selb nit Garten hat, da ers inne zie„he, es sey Wird oder Haußfrau oder Ehalten, „Wip oder Man, daß soll der Vogt oder sein Bo„ten brächten wa sie es findent und sollen fünf „Schilling ze Geldnus nemen von dem der es da „trät.„

VI.

Die Meſſiade.

Willſt du dich auf gen Himmel ſchwingen,
Und hören, wie die Engel ſingen,
Und hören was Jehova ſpricht;
So lies dies himmliſche Gedicht.

Willſt du den Mittler hangen ſehen,
Ach! auf des Schädelberges Höhen
Mit jammerbleichem Angeſicht;
So lies dies chriſtliche Gedicht.

Willſt du in Glut- und Schwefelmeeren
Das Brüllen der Satane hören,
Gedrückt von Fluch und von Gericht,
So lies dies ſchröckliche Gedicht.

Willſt du geſalbte Männer, Frauen
Und Mädchen, gleich den Engeln, ſchauen,
Getreu der Tugend, ſtrenger Pflicht;
So lies dies heilige Gedicht.

Willst du wie Harmonie der Sphären,
Die teutsche Sprache donnern hören —
Mit felsensplitterndem Gewicht,
So lies dies Vaterlands-Gedicht.

Willst du in süssen Sympathien
Von Ahndung jenes Lebens glühen,
Und wünschen, daß dein Auge bricht,
So lies dies göttliche Gedicht.

* *.

VII.

Ueber die Kenntniß in der Geschichte unserer Dichtkunst, samt Beurtheilung einiger neueren hieher gehörigen Schriftsteller.

Eine Geschichte unsrer Dichtkunst wollen Sie schreiben! Wertheſter Herr, lassen Sie diesen Gedanken fahren. Sie wollen schon izt ein Werk anfangen, dem Sie kaum nach zehen sauren staubigen Jahren gewachsen seyn können.

Aller-

Allerdings haben Sie Recht, daß es uns Teutſchen eine wahre Schande iſt, nicht einmal eine gute und ausführliche Geſchichte unſrer Dichtkunſt, geſchweige der Wiſſenſchaft überhaupt, aufweiſen zu können. Begierig iſt man gewiß, wie der Dichtergeiſt der Nation ſich entwickelt, wie er geſtiegen und gefallen; gefallen und geſtiegen; wie er ſich bey dieſer oder jener Religions-Beſchaffenheit, im jezigen und vorigen Zeitalter verändert, und wie er gewirkt, bald genuzet, und bald geſchadet habe: lauter Umſtände, die zur geiſtigen Geſchichte unſers Landes ganz eigentlich gehören. Aber warum wird dieſe löbliche Begierde nicht von einem unſerer Schriftſteller befriediget? Darum, mein Freund! weil der Geiſt des wahren Fleiſſes ganz von uns gewichen.

Um eine rechte Geſchichte unſrer ſchönen Wiſſenſchaften zu ſchreiben, dazu gehört eine ungeheure groſe Beleſenheit. Alle teutſche Geſezbücher, Chroniken, Legenden der Heiligen, und ſogar die Acten der Concilien, müſſen Sie genau durchſpüren, und merken Sie's wohl, verſtehen; ſonſt machen Sie Herleitungen zum Lachen, wie neulich ein Mitglied der königlichen Akademie, welcher das nicht unbekannte Freſum kurzweg von — Freſſen ableitete *).

Izt

*) Memoires de l' Acad. de Berlin 1779. p. 510.

Izt nehmen Sie die poetische Denkmäler selbst; und rechnen Sie alles zusammen. Wie viel Folianten, glauben Sie, werden herauskommen? Wenigstens 50, welche alle mit Sorgfalt durchgelesen seyn müssen, wenn Sie nur die älteste Geschichte unserer Dichtkunst schreiben wollen. Und hiebey ist das noch sehr reizend, daß man wohl zehen durchspüren kann, eh man nur zwey bis drey bemerkungswürdige Umstände antrifft. Die Sammler der alten Schriftsteller waren entweder geschworne Juristen, oder geschworne Pfaffen, die alles andre was nicht in die Rechte, in die Geschichte der Regenten, der Familien und Heiligen einschlug, einer Aufnahme selten werth achteten. Pez z. B. hatte viele Handschriften zur Geschichte unsrer Litteratur; allein für seinen Thesaurum hielt er dieselbe gröstentheils zu gering. Arnold von Lübeck führt in seiner Chronik vieles von der damaligen Beschaffenheit der Wissenschaften an; allein Kulpis und Schilter liessen in ihrer Ausgabe alles dieses weg, und nun muß man es in der seltenen Reineccischen suchen.

„Ja, wenden Sie mir ein, das Zeug alles durchzulesen ist gar nicht nöthig: da helfen Register, auf welche unsre Alten löblicher Weise so vieles hielten!„ — Sie betrügen sich und beweisen klärlich dadurch, daß sie in unsern Scriptoribus medii

medii ævi wenig geforſchet haben. Unſre ältere und neuere Sammler nehmen bey ihren Regiſtern auf Sitten, Gewohnheiten, Kunſtwerke und Erkenntniß ſelten Rückſicht. Wenn Gangolf einem Kloſter einen Säuſtall zu Lehen aufgetragen, ſo finden Sie dieſes weit eher doppelt verzeichnet, als wenn St. Wilhelm von Hirſchau eine Sphäre verfertigt. Scheid gab in der Vorrede zu einem Theile der Orig. Guelfic. brauchbare Nachrichten von alten Gedichten und Romanen. Aber blättern Sie den Inder, welchen Hofrath Jung gemacht, durch und durch, Sie finden doch nichts.

Glauben Sie mir, daher bekommen wir auch vor langer Zeit keine gute Geſchichte unſrer poetiſchen Litteratur. Ein litterariſches Laſtthier, oder ein in die Sache verliebter Narr müſſen vor allen Dingen viele Jahre gedruckte und ungedruckte Denkmäler zuſammen ſchleppen — und dann muß ein Mann von ſeltner Einſicht, einem feinen und reifen Geſchmack auftretten, und ein Ganzes ausarbeiten. Joh. Georg von Ekhart, welcher bereits Hiſtorie der alten deutſchen Poeten, vom Urſprung der deutſchen Poeſie bis auf Opizens Zeiten angefangen hatte, wäre der eigentliche Mann zum erſtern, und Leſſing zum letztern geweſen. Aber jeder für ſich allein hätte wenig geleiſtet. Ekhart hatte kein Gefühl des Schönen, und

Lessing viel zu wenig Kenntniß in diesem Fache: er würde sonst nimmermehr seine wenige nicht sehr beträchtliche Aufklärungen so weitschweifig vorgetragen, und Dinge, welche Gottsched zum Theil schon gesehen, nicht mit der stolzen Aufschrift: Entdekkungen, belegt haben. *)

Doch izt lassen Sie uns die herausgewühlten Schäze, und den vorhandenen Vorrath ein wenig näher besichtigen. Da Sie diese neuern Werke als Quellen, Führer und Gewährsmänner brauchen wollen, so ist es von meiner Seite Pflicht alle Fehler, auch Kleinigkeiten an denselben zu rügen, damit Sie, mein Freund, ihren ganzen Glauben nicht darein sezen und irre geführt werden.

Bey den ältern Schriftstellern mag ich mich nicht aufhalten. Morhofs Werk von teutscher Sprach und Poesie nüzet Ihnen nur in neuern Zeiten, d. h. in den Lebensumständen der neuern Dichter. Im Alterthum ist er sehr unzuverlässig, und wirft alles durcheinander. Reimanns Beyträge in der Historia litteraria der Teutschen sind noch weit unbeträchtlicher, denn dieser war in den eigentlichen Quellen noch weniger bewandert als Morhof. Die kleinern Versuche eines Ulrich von Lingen de Origine Poeseos in Germania & Septentr. Lauterbachs Diss. de Carminibus veterum German. Jenae 1696. und einige andre übergehe ich ganz.

*) Die Nachtigall z. B. war längst gedruckt. S. Murrs Journal, Th. 10.

Von den Neuern aber verdient Hr. Prof. Meister den ersten Plaz. Im Jahr 1777. schenkte er uns: Beyträge zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Litteratur. 8. 2 Theile; ein Werk welches in der allgemeinen teutschen Bibliothek vieles Lob erhalten hat. Als ich die Vorrede las, ward ich in der That bezaubert, und hoffte mit Zuversicht ein fürtreffliches Handbuch zu haben. Aber allmählich schüttelte ich den Kopf: denn auf sehr vielen Seiten laufen einem Dinge in den Weg, wobey einen die Kritik nicht zufrieden läßt, und am Ende mußt ich leider sehen, daß das Werk eigentlich blos eine Sammlung von excerpirten Stellen ist, ohne kritische Untersuchung, auf Treu und Glauben, oft ein wenig flüchtig zusammen getragen. Meiner Meynung nach ist er nur in neuern Zeiten brauchbar, und hat wenig andres Verdienst, als daß er aus etlichen seltenen Büchern Auszüge geliefert hat.

1) Der Hr. Verfasser hat die wichtigste und schwerste Untersuchungen ganz ausser Acht gelassen. Was waren eigentlich die teutsche Barden? Waren sie ein eigner Stand? Hatten sie gewisse bestimmte Verrichtungen, um auf den Geist des Volks zu wirken? S. 1. sagt er wohl: schon Tacitus und Cäsar gedenken teutscher Barden: aber dies ist falsch.

Sie ſagen blos, daß ſie Gedichte und Sänger hätten, wie alle Wilden überhaupt haben. Und dieß zu wiſſen, braucht man ihr Zeugniß gar nicht, da man Lieder bey dem ſonnegedörrten Afrikaner, wie bey dem eingeſchneiten Lappländer findet. S. 5. ſagt er wieder Dinge hievon, welche blos Muthmaſungen ſind, und im geringſten kein Licht in der Sache geben. Mich dünkt, wenn alle Stellen aus den uralten Schriftſtellern zuſammen genommen, und aus der Analogie mit andern Germaniſchen Stämmen Schlüſſe gezogen werden, ſo erhellt mehr als wahrſcheinlich daraus: daß die alte Teutſchen Sänger hielten, wie Prieſter *). Aber dieß weitläufig zu zeigen, dazu iſt wirklich Zeit und Ort nicht. — Wie giengen die Barden ein?

*) Ungerügt kann ich die Stelle in Schmidts Geſchichte der Teutſchen 1 Th. S. 28. nicht laſſen. Venantius Fortunatus, ſagt er, hätte Barden von den in Gallien eingedrungenen Burgundern und Franken gehört. Kein Wort kömmt davon in der Stelle, welche er ſelbſten anführt, ſondern blos, daß er (Venantius) auf einer Reiſe an der Moſel und dem Rhein bey einer Geſellſchaft ſingen und die Harfe gehört habe. — Wie man ſich verlaſſen darf!

ein? Welche Schickſale hatte die Dichtkunſt bei dem Anfang und dem Fortgang der chriſtlichen Religion im Stillen unter dem Volke? Welche Gattungen von Poeſie wurden bearbeitet? Hört man von Volksliedern, Kriegsgeſängen, Trink- und Liebesliedern, von dramatiſchen Vorſtellungen und dergleichen, ſchon vor dem 9ten und 10ten Jahrhundert? Allerdings, aber bey unſerm Verfaſſer kein Wort davon. Von Kaiſer Carls Hofſchule nichts, als das elendeſte, nämlich die Namen einiger Mitglieder. Was ſie unterſucht, in welcher Lehrart, wie dieſe Schule gewirkt, davon wird nichts berichtet. S. 29. Wie entſtand allmählich der allgemeine Geiſt der Minne und der Ritterſchaft? Wiederum hievon gar nichts, als die falſche Bemerkung S. 50. „Je mehr die Neigung zu „ſcholaſtiſchen Spizfündigkeiten überhand „nahm, deſto weniger konnten unterm dornigten Geſträuche die Blumen und Früchte „der Beredtſamkeit und Poeſie empor wachſen.„ Gerade zu der Zeit, da der ſcholaſtiſche Unfug am ärgſten tollte, da blühte die Dichtkunſt am ſchönſten und wirkſamſten. Uebrigens wird Hr. Meiſter ſagen, er hätte

ja nur Beyträge liefern wollen, und keine vollständige Geschichte. Allein auch seine Beyträge haben Fehler.

2) Das Werk wimmelt von Behauptungen, welche theils leere Muthmasungen, theils verdächtige, ungereimte und abgeschmackte Meynungen sind. S. 13. wird schlechtweg behauptet, Ulfila sey der Erfinder der Gothischen Buchstabenschrift, da doch Philostorg sehr verdächtig ist, und mehreres Falsche von den Gothen berichtet. S. 39 und 50: „Der veringensische Graf, Hermannus „Contractus, war der erste, welcher in „Teutschland den Aristoteles anbethete; nicht „nur übersezte er seine arabischen Ausleger „ins lateinische ꝛc. — Woher weiß der Hr. Verfasser das? Gewiß aus einem, der es dem Trithemius nachgeschrieben, welcher diese Meynung nicht viel besser als aus der Luft gegriffen. Auch war Hermann, es beyläufig zu sagen, ein Mönch in Reichenau, wiewohl gräflichen Geschlechts. Man könnte von Hrn. Meister auf den Wahn geleitet werden: unsre alte Ritter und Grafen hätten schon im 11ten Jahrhundert mit dem Aristoteles gekämpft. S. 29 den Monaten und Winden hätte Carl teutsche Benennungen

gen gegeben. Man könnte wiederum glauben: die alte teutſche Sprache müſſe ſehr arm, und unſre Verfahren ſehr roh geweſen ſeyn. Aber dem iſt nicht ſo, denn ſie hatten lange vor Carl Gr. für alle vier Winde (und die Sachſen gewiß für mehrere) Namen. Hr. Meiſter muß den Eginhard nicht einmal geleſen haben, denn er citirt das Chron. Mind. und den Wimpheling, lauter neuere Werke. Was ich geſagt, beweißt der Poeta Saxo *):

Ventorum vero proferre vocabula tantum
Norant eloquio quattuor ante ſuo.

Auch ſcheint er in dem groſen Wahne zu ſtehen: die Welt glaube, daß die teutſche Sprache unter Carls und der folgenden Kaiſer Regierung nicht die gewöhnliche Redesſprache geweſen ſey, denn aus der bekannten Eidesformel beweißt er es ernſtlich: ſagt ſogar, welches ganz falſch iſt: Emhard (ſoll heiſſen Nithard) wolle den herrſchenden Gebrauch der teutſchen Sprache daraus beweiſen, daß Ludwig bey ſeinem Hintritt: Uß, Uß: gerufen. — Doch dieſes ſind Kleinigkeiten gegen das folgende. Unſer Verfaſſer

*) V. Leibnitii Scr. rer. Brunsv. Tom. I. p. 169.

begeht Fehler, die blos dem allererſten Anfänger in der Litterargeſchichte zu verzeihen ſind. In der Unterſuchung der Buchſtabenkenntniß der uralten Teutſchen beruft er ſich auf das Zeugniß eines — Waſthalds und Hunnibalds, welche, nach Trithemius, Zeitgenoſſen Hlodowichs ſeyn ſollen, aber ſtinkende Excremente des 13ten Jahrhunderts ſind, wie beynahe in jedem litterariſchen Lehrbuche ſtehet. Hier iſt die Stelle ſelbſt S. 31 „Waſthald beſchrieb die Thaten der Franken „in teutſcher Sprache, und bediente ſich hie„bey, nach dem Berichte des Hunnibalds, „gewiſſer Lettern, die dem griechiſchen am „ähnlichſten waren.„

Noch einen wichtigen und für den Verfaſſer nicht vortheilhaften Umſtand muß ich Ihnen ebenfalls entdecken. Er ſchreibt ganze Stellen aus andern Schriftſtellern ab, füllt mehrere Seiten mit Nachrichten und Bemerkungen an, welche er nur ins Kürzere gezogen, oder durch Verſezungen ein wenig anders geſtaltet hat — und alles ohne die Originale zu nennen. Was S. 251 von Brandts Narrenſchiffe bemerkt wird, ſteht faſt verbotenus in Wielands Merkur Februar 1776. S. 168. u. f. Die weitläufige Nachrichten von den Minneſingern, die grammatiſche Betrachtungen über ſie ſind grö-

ſten-

ſtentheils aus der Vorrede zu den Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie geplündert. Die Nutzanwendung von allem dieſem iſt: laſſen Sie ſich von M. nicht führen: leſen Sie ihn gar nicht, bis Sie die Geſchichte unſrer Poeſie aus den Quellen erkannt. Dann nehmen Sie ihn zur Hand; ergözen Sie ſich an ſeiner ſchönen Schreibart, an ſeinem guten Geſchmack, und bedauren Sie mit mir, daß ein ſo trefflicher Kopf eine ſo ſchöne Materie ſo flüchtig behandelt hat.

Bald nach Hr. Meiſter lieferte Chriſtian Heinrich Schmidt vulgo Schmier, in der Olla potrida ebenfalls die ältere Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Von dieſem Manne laſſen Sie ſich ein für allemal geſagt ſeyn:

Hic niger eſt, hunc tu Romane caveto!

Aventins Fabeleien von Thuiſto und dergleichen, nimmt er für baare Wahrheit.

Ein abermaliger Beytrag erſchien 1781. unter dem Titel: **Charactere teutſcher Dichter und Proſaiſten.** Von Kaiſer Karl dem Groſen bis aufs Jahr 1780. Berlin, bey Voß. 8. 2 Th. zuſammen 560 S. Herr Prof. Küttner unternahm ein ungemein ſchweres Werk. Er will die feine Miſchungen von Phantaſie, Empfindung, Laune, Wiz, Vernunft und erworbenen Einſichten, kurz alle Eigenthümlichkeiten der vornehmſten teutſchen

Schrift-

Schriftſteller aller Zeiten treffend darſtellen; er will uns mit bloſen Worten ein zurufendes Gemälde derſelben hinzeichnen. Mich dünkt, der Hand eines wahren Meiſters kann dieß nicht gelingen. So wenig man aus einer Beſchreibung das Angeſicht eines Menſchen vollkommen faßt, ſo wenig kann man auch den Charakter eines Schriftſtellers daraus erkennen. Jenes muß ich ſelbſt, oder in einer Abbildung, dieſen in ſeinen Werken ſehen. Dabei hat Hr. K. Darſtellungsart noch dieſes Ueble, daß man gar keine anſchauliche Idee von der poetiſchen Phyſionomie jedes Zeitalters bekömmt, keine von der Beſchaffenheit der Sprache, dem Ton der Gemälde und anderer Dinge, die man ſchlechterdings kennen und fühlen muß. Luther iſt unübertrefflich in der Sprache ſeiner Zeit, Klopſtock eben ſo. Aber aus dieſen Datis kann ich mir die Art derſelben nicht träumen laſſen.

Aber dieſes bei Seite geſezet, hat Hr. K. geleiſtet was er hätte leiſten können? Hat er einen feinen Geſchmack, eine treffende Darſtellungsgabe gezeigt? Mich dünkt nicht allenthalben. Der ganze Ton ſeiner Schilderungen iſt viel zu panegyriſch, ich möchte ſagen, zu lobhudleriſch, oft zu gedehnt, voll Pleonasmen und ſchwankender Bezeichnungen. Auch in der Wahl der beurtheilten Schriftſteller bin ich nicht ganz einig. Er wollte eigentlich nur

merk-

merkwürdige aufnehmen; wenn ſie nur „in ihren „Tagen auf dem teutſchen Parnaß glänzten, und „der Ton den ſie angaben, herrſchend war:„ Allerdings durfte er alſo auch Peſtel, Neukirch und dergleichen Gezücht aufſtellen, aber nur keine ſchlechte in einem Zeitalter, das ſelbſt viele fürtreffliche beſizet. Zu was ſtehen daher Chriſtian Heinrich Schmidt, die Stephanie und noch einige andre da, worunter ich auch Eſchenburg rechnen möchte, indeſſen Lichtenberg und Fulda fehlen? Warum ſind Valentin Andreä und Scultetus vergeſſen? Jener lieferte ſchon vor Opiz fürtreffliche Gedichte; lezterer verdient nach Opiz und Logau einen der erſten Pläze in der damaligen Periode.

Jezt noch die wichtige Frage: dürfen Sie auch der Richtigkeit der K. Nachrichten trauen? Nicht in allem. Zum Beweiſe folgendes: K. ſagt S. 90 und 91 in der Note von Joh. Fiſchart: „Dieſer „Schriftſteller, der ſich ſelbſt auch Fichard ſchreibt, „war zu Frankfurt am Mayn 1511. geboren, und „ſtarb daſelbſt als Stadtſchreiber und Syndikus „1581.„ Von allem dieſem iſt nicht ein Umſtand wahr, denn zwo ganz verſchiedene Perſonen werden hier verwechſelt. Hätte K. Fiſcharts Schriften geleſen, wie er doch geſollt, ſo würde er ein andres gefunden haben. Das philoſophiſche Ehezuchtbüchlein kam nach des Dichters Fiſcharts Tode 1591.

zu Strasburg heraus. In der Vorrede, welche in eben diesem Jahre geschrieben, sagt Bernhard Jobin, der Verleger, Seite 3. „Es hat aber sol„cher von allerhand sprach Tractat etliche, vor „vier oder fünff jaren der Hochgelert, mein gün„stiger lieber H. Schwager, Doctor J. Fischart G. „(genannt) Mentzer . . . . für Lust und Ubung „zu verteutschen angefangen.„ — Woraus allein die Falschheit der K. Nachricht hinlänglich erhellt. Uebrigens sind, ich muß es bekennen, die Fischartischen Lebensumstände sehr unbekannt, und auch viele seiner Schriften selten. Daher ich es auch Hrn. Meistern nicht so hoch anrechne, wenn er in seinen Beiträgen S. 221—225, alles was er von Fischarts glückhaften Schiffe sagt, fast wörtlich aus dem Aufsaze „über die Poeten des 16ten „Jahrhunderts„ abschreibt, welcher in Bodmers Sammlung geistreicher und kritischer Schriften stehet. Doch hätte er seine Quelle nennen sollen, besonders da auch der Originalauszug schlecht gerathen ist.

Die vorige Messe brachte uns wieder einen neuen Versuch, nämlich: Chronologischer, biographischer und kritischer Entwurf einer Geschichte der teutschen Dichtkunst und Dichter, von den ältesten Zeiten bis aufs Jahr 1782. erster Theil, von J. T. Plant, Stettin 1782. 196 S.

in

in kl. 8v. Schon bei dem Titel ward ich stuzig: eine kritische Geschichte, dacht ich, kann doch wohl der Biographie und Chronologie nicht entbehren, der Verfasser scheint nicht einmal einen Begriff davon zu haben. Doch das Gesudel selbst übertraf die schwärzeste Ahndungen. Hr. Plant muß ein junger Mensch seyn, der kaum ein Exercitium Stili elaboriren kann, der von Seelenlehre und Aesthetik die Namen aber nicht Einen Begriff gefaßt, der nicht die geringste Bücherkenntniß besizt, aber einen Selbstdünkel, der sich dem Verrücktseyn nähert, und eine Unwissenheit die von dem Unternehmer eines solchen Werks kaum zu glauben ist. Hören Sie sein Versprechen und seine Bemühungen aus der Vorrede! Unsre Dichtkunst habe sich zu einer vorzüglichern, erhabenern und majestätischem Gröse empor geschwungen; die Gelehrten, welche sie bearbeitet, hätten dem Geiste mittelbar und unmittelbar wonnevolles Vergnügen verschafft. Es könne nicht jedermann aus hundert alten und neuern Werken Nachrichten r'aus klauben; man hätte nicht einmal einen Innbegriff von der Geschichte der teutschen Dichtkunst. Er hätte sich also entschlossen durch Aufmunterung zweier Gelehrten in Leipzig den Mangel zu ersezen, hätte schon fünf Jahre die Schriften zur Geschichte der teutschen Dichtkunst gesammelt, aber diese seyen

zu

zu seinem Unternehmen nicht hinlänglich gewesen. Zwei der größten Bibliotheken Sachsens und vielleicht Teutschlands — und noch Privatsammlungen hätten ihn unterstüzet. Sein Werk soll aber auch eine gründliche Geschichte der teutschen Dichtkunst, nach allen ihren Gattungen, Biographie und Charaktere der Dichter, die Abwechselungen des Geschmacks und der Denkart; die Ursachen der erstickten oder beförderten Blüthe, ihren Einfluß auf Sitten, Sprache, Wissenschaften u. s. f. enthalten. — Was er aber hier geschwazt, muß er in der That selbst nicht wissen.

1) Alles mögliche ist ganz ohne kritische Behandlung vorgetragen. Auf die Frage, ist Heinrich von Veldegg ein Ober- oder Niederteutscher, (welche längst entschieden) antwortet er S. 86: „Der „Hr. Prof. Bodmer hält ihn, aus historischer „Wahrscheinlichkeit, für einen Niederteutschen: 's „kann seyn!„ — Von dem Scherzischen Fabeldichter urtheilt er S. 100: „Einige teutsche Litte„rateren halten diesen ungenannten Fabeldichter mit „einiger Wahrscheinlichkeit, für den Burggrafen „von Rietenburg. Wie vieles aber läßt sich nicht „vor und wider diese Meinung sagen, ehe diese „schwankende Meinung in eine Wahrheit meta„morphosirt werden kann!„

2) Iſt er bis zum äuſſerſten Grade unwiſſend, und unverſchämt. Er will die Periode der Minneſänger kritiſch, biographiſch und chronologiſch beſchreiben, mit äſthetiſchen und philoſophiſchen Bemerkungen aufklären — und hat 20 Dichter dieſer Zeit, wie er ſelbſt ſagt, (Vorrede S. 12) noch nicht geleſen; nicht einmal die Winsbeckiſchen Gedichte kennt er, welche ſo oft gedruckt und zur Kenntniß des Geiſtes jenes Weltalters ganz unentbehrlich ſind! Zum Beweiſe, daß die uralte teutſchen Prieſter das Volk zu Muth und Todesverachtung angeführet, citirt er Cicero Tuſcul. quæſt. Pauſan. in Phoc. Diog. Laert!!! Die uralten Teutſchen, die Gallier, und die Skandinavier aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert ſind ihm einerlei; aus der Edda beweißt er, was tauſend Jahre vor ihr die Teutſche geſungen und gedacht. S. 38 und und 39 träumt er: die teutſche Kleriſei hätte vor Carl Gr. nur allein die lateiniſche Sprache verſtanden, da doch bekannt iſt, daß die meiſten Geiſtliche kaum die Tauſſormel und dergl. lateiniſch zu ſagen wußten. Beiläufig bekommen wir auch neue Entdeckungen mitgetheilt. Bisher glaubte man, die Buchdruckerei ſey erſt in der Mitte des 15ten Jahrhunderts erfunden; aber dieß wird hier widerlegt, denn S. 95 ſteht mit klaren Worten: „Rüdiger Maneß hat Walthers Gedichte in ſeiner oben

angeführten Sammlung mit eindrucken lassen.„ Maneß aber lebte im 14ten Jahrhundert. Auch in der Chronologie hat man abscheuliche Fehler begangen, da man sagte: Dante, Petrarch, Bokaz hätten im 14ten, und Bembo im 15ten Jahrhundert gelebt, denn Hr. Pl. sagt S. 42 ausdrücklich, daß diese Männer zu Ende des neunten, und zu Anfange des zehnten Jahrhunderts in Italien gewandelt seyen, denn anders kann die Parenthese nicht verstanden werden.

3) Unser Sudler beschreibt Dinge, welche kein andrer weder gehört noch gesehen. Gott Bragar oder andre Geister müssen zu ihm herabgestiegen, und die uralten teutschen Bardenlieder vorgesungen, und dabei musicirt haben; denn wo sollte er sonst folgende umständliche Nachricht von jenen Gedichten aus der Periode vor Karl Gr. herbekommen haben? S. 17 „Aber in diesen Versen „war keine Schönheit, Zierlichkeit, Cadenz und „Harmonie, sie waren nicht viel besser als ihre „Musik; ohngeachtet Dichtkunst und Musik noch „die einzigen Gegenstände waren, die in dicken „Hainen die kein Sonnenstrahl durchtrat, ihren „Geist mit festlicher Freude durchströmten.„ Vielleicht theilt er uns in Zukunft einige dieser Stücke mit, denn er muß dergleichen besizen, oder Kundschaft davon haben, oder — quod assumendum

— dumm-

— dummdreist in den Tag hinein schreiben, wie S. 44 folget: „So schändlich giengen die aller„ältesten Produkte und Ausflüsse des poetischen Gei„stes unsrer teutschen Urväter, bis auf einige „wenige Bruchstücke und Fragmente, ver„lohren.„

Länger mag ich Sie bei diesem Werke nicht aufhalten. Genug, es ist nicht Ein guter Biss sen daran. Brauchen Sie aber einmal Brechmittel, dann will ich Ihnen noch einige der wizigsten Stellen aus diesem Entwurfe mittheilen, und — es operirt gewiß.

Zum Beschlusse lassen Sie sich's noch einmal gesagt seyn: studiren Sie 10—15 Jahre die Quellen, und dann gehen Sie allmählich an eine Geschichte unsrer Dichtkunst. Ihr aufrichtiger Freund.

Schmidt.

VIII.

Eine großmüthige Handlung, aus der neusten Geschichte.

Schauspiele und Romanen eröffnen uns die glänzendsten Züge des menschlichen Herzens; unsre Phantasie wird entzündet; unser Herz bleibt kalt; wenigstens ist die Glut, worein es auf diese Weise versezt wird, nur augenblicklich und erfriert fürs praktische Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die schmucklose Gutherzigkeit des ehrlichen Puffs bis beinahe zu Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungestüm ab. Wer weiß, ob nicht eben diese gekünstelte Existenz in einer idealischen Welt, unsre Existenz in der wirklichen untergräbt? Wir schweben hier gleichsam um die zwei äussersten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menschen — lassen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zween Teutschen — mit stolzer Freude schreib ich das nieder — hat ein unabstreitbares Verdienst — sie ist wahr. Ich hoffe daß sie meine Leser wärmer zurücklassen werde, als alle Bände des Grandison und der Pamela.

Zwei

Zwei Brüder — Baronen von Wrmb. hatten sich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Wrthr. verliebt, ohne daß der eine um des andern Leidenschaft wußte. Beider Liebe war zärtlich und stark, weil sie die erste war. Das Fräulein war schön, und zur Empfindung geschaffen. Beide liessen ihre Neigung zur ganzen Leidenschaft aufwachsen, weil keiner die Gefahr kannte, die für sein Herz die schröcklichste war — seinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verschonten das Mädchen mit einem frühen Geständniß, und so hintergiengen sich beide, bis ein unerwartetes Begegniß ihrer Empfindungen das ganze Geheimniß entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchsten Grad gestiegen, der unglückseligste Affekt, der im Geschlechte der Menschen beinah so grausame Verwüstungen angerichtet hat, als sein abscheuliches Gegentheil hatte schon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, daß wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein voll Gefühl für die traurige Lage dieser beiden Unglücklichen, wagte es nicht, ausschliessend für einen zu entscheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urtheil der brüderlichen Liebe.

Sieger in diesem zweifelhaften Kampf der Pflicht und Empfindung, den unsre Philosophen so allzeit

fertig entscheiden, und der praktische Mensch so langsam unternimmt, sagte der ältere Bruder zum jüngern: „Ich weiß, daß du mein Mädchen „liebst, feurig wie ich. Ich will nicht fragen für „wen ein älteres Recht entscheidet. — Bleibe du „hier, ich suche die weite Welt, ich will streben, „daß ich sie vergesse. Kann ich das — Bruder! „dann ist sie dein, und der Himmel segne deine „Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, so „geh auch du hin — und thu ein gleiches.„

Er verließ gählings Teutschland, und eilte nach Holland — aber das Bild seines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelstrich seiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die seines Herzens ganze Seligkeit einschloß, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahin schwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Asien entführt, und fern von der milderen Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amsterdam, dort warf ihn ein hiziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild seiner Einzigen herrschte in seinen wahnsinnigen Träumen, seine Genesung hieng an ihrem Besize. Die Aerzte zweifelten für sein Leben, nur die Versicherung, ihn seiner Geliebten wieder zu geben, riß ihn mühsam aus den Armen des Todes. Halbverweßt, ein wandelndes Gerippe, das erschröck-

ſchröcklichſte Bild des zehrenden Kummers kam er in ſeiner Vaterſtadt an. — ſchwindelte er über die Treppe ſeiner Geliebten, ſeines Bruders. „Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem „Herzen zumuthete, weiß Der im Himmel. — „Mehr kann ich nicht.„ Ohnmächtig ſank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entſchloſſen. In wenigen Wochen ſtand er reiſefertig da: „Bruder, du trugſt deinen Schmerz bis nach „Holland. — Ich will verſuchen ihn weiter zu „tragen. Führe ſie nicht zum Altar, bis ich dir „weiter ſchreibe. Nur dieſe Bedingung erlaubt „ſich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als „du? — In Gottes Namen ſo ſey ſie dein, und „der Himmel ſegne eure Liebe. Bin ich es nicht? „— Nun dann, ſo möge der Himmel weiter über „uns richten! Lebe wohl. Behalte dieſes verſie„gelte Päkchen, erbrich es nicht, bis ich von hin„nen bin. — Ich geh nach Batavia„ — Hier ſprang er in den Wagen.

Halb entſeelt ſtarrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmuth übertroffen. Am Herzen dieſes zerrten beide Liebe, und Verluſt des edelſten Manns. Das Geräuſch des fliehenden Wagens durchdonnerte ſein Herz. Man

besorgte für sein Leben. Das Fräulein — doch nein! Davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollgültige Verschreibung aller seiner teutschen Besizungen, die der Bruder erheben sollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte.

Der Ueberwinder seiner selbst gieng mit holländischen Kauffahrern unter Seegel, und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so übersandte er dem Bruder folgende Zeilen: „Hier, „wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf „der neuen Erde denk ich deiner, und unsrer Lie„ben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die „neue Szenen und Schicksale haben meine Seele „erweitert, Gott hat mir Kraft geschenkt, der „Freundschaft das höchste Opfer zu bringen, dein „ist — Gott! hier fiel eine Thräne — die lezte — „Ich hab überwunden — Dein ist das Fräulein. „Bruder, ich habe sie nicht besizen sollen, das „heißt, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. „Wenn ihr je der Gedanke käme — sie wäre es „mit mir gewesen — Bruder! Bruder! Schwer „wälze ich sie auf deine Seele. Vergiß nicht wie „schwer sie dir erworben werden mußte. — Be„handle den Engel immer, wie es izt deine junge „Liebe dich lehrt. — Behandle sie als ein theures „Vermächtniß eines Bruders, den deine Arme

nim-

„nimmer umstricken werden. Lebe wohl. Schrei„be mir nicht, wenn du deine Brautnacht feierst. „Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir, „wie glücklich du bist. — Meine That ist mir „Bürge, daß auch mich Gott in der fremden „Welt nicht verlassen wird.„

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen. — Dann starb die Frau. Sterbend erst bekannte sie ihrer Vertrautesten das unglückseligste Geheimniß ihres Busens: sie hatte den Entflohenen stärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Teutschland, aufs neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia, und gediehe zum glücklichen glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heirathen, und hat es gehalten.

33.

IX.

Leben

Johann Valentin Andreä's [1]).

Kein Jahrhundert der neuern Zeiten iſt unſerer Aufmerkſamkeit würdiger, als das 16te; denn mit ihm fieng, ſo zu ſagen, eine Wiedergeburt

1) Die Grundlage dieſes Ehrengedächtniſſes iſt Andreä's eigne Biographie, in lateiniſcher Sprache geſchrieben. Die übrige Quellen ſind ungedruckte Briefe an ihn und von ihm; ſeine Schriften, ſeines Sohnes Nachrichten und andere Werke. Ohne Zweifel hätten mehrere gewünſchet, lieber einen Abdruck der Handſchrift als eine neue Geſchichte zu erhalten. Allein für das Repertorium wäre die Biographie viel zu weitläufig, und in der That allzuwenig intereſſant geweſen. Andreä gibt nicht die Geſchichte ſeiner Einſichten, ſeiner Neigungen und ſeines Charakters, ſondern die ſeines äuſſerlichen Lebens. Daher beſchreibt er nicht einmal die Veranlaſſung aller ſeiner Schriften, ſondern führt meiſtens blos von Jahr zu Jahr an, was er herausgegeben. Seine Univerſitäts-Bekannten, ſeine Freunde, Verbindungen und äuſſerliche Schickſale ſind die eigentlichen Gegenſtände, über welche er ſich ausbreitet. In einigen Handſchriften (denn man hat deren vier vor Augen gehabt) gehen dieſe Jahrbücher ſeines Lebens bis 1654. Das Ganze iſt in 8 Bücher getheilt.

burt des menschlichen Geistes an. Neugebohrnes Licht gerieth mit der tausendjährigen Finsterniß in einen kühnen Streit; und die Gröse und Wichtigkeit des Schauspiels lockte alles zur Theilnehmung herbei, was nicht durch innere Unwürdigkeit oder äussere Fügungen zurückgehalten wurde. Luther, dessen Namen der Vergänglichkeit spottet, Melanchthon und die andre Glaubensverbesserer thaten Riesenarbeit. Sie reinigten, truz den fürchterlichsten Schwierigkeiten, die göttliche Lehre Jesu von einem ungeheuren Schwalle Unsinns, thörichter und böser Menschensazungen, und banden dadurch der halben Welt die lang verbundenen Augen wieder auf. Aber alle diese Männer mußten, nach dem Maase ihrer grosen und doch so kleinen Kraft, weite Räume in den menschlichen Dingen aus ihrem Kreise, theils zum Verbessern, theils zum Bebauen, zurücklassen. Ihre Nachkommen erkannten es, und viele derselben rangen, bald auf gleichen, bald auf andern Wegen, nach dem nämlichen Ziele, und dieß mit einem Feuer und einer Hingebung, welche nur Erbtheil eines Zeitalters seyn konnten, wo durch Ueppigkeit und sinnliche Lebenssysteme die Stärke der Menschheit noch nicht so allgemein geschwächt war. Wenn schon die Wirkung ihrer Arbeit verborgener blieb, oder vielleicht gar nur gering ausfiel, so bleibt doch ihr Zweck, sittliche

liche Weltverbeſſerung immer groß, und ihr Gedächtniß unſrer Ehrfurcht und Betrachtung würdig.

Einer der erſten Männer in dieſer Hinſicht iſt Johann Valentin Andreä, geboren zu Herrenberg im Jahr 1586, ein Enkel des um die Wirtembergiſche Kirche ſehr verdienten Kanzlers Jakob Andreä. Valentin kam mit einem kränklichen Leibe und einem zarten Gliederbau zur Welt, ſo daß er erſt im zweiten Jahre ſeines Alters auf die Füſſe ſtehen konnte. Als Kind verrieth er ſchon den muntern und ſcharfſehenden Kopf, und war die Luſt ſeiner Verwandten und Bekannten, wie er noch im Alter mit Freuden ſich erinnerte. Sein Vater, ſeit 1591. Abt in Königsbronn, ein frommer ehrbarer Mann, verſäumte, nach ſeiner Einſicht, an der Bildung ſeines Sohnes nichts, ſchickte ihn frühzeitig in die Schule, und ließ ihm nachher von zween jungen Aerzten, die er ſelbſt ſeiner Kränklichkeit wegen angenommen, zu Hauſe Unterricht ertheilen. Aber Valentins feuriger Geiſt fand bei der kalten trägen Lehrart kein Genüge. Ungeduldig warf er ſich ſchon vor ſeinem 12ten Jahre über den Livius, Erasmus, Friſchlin und Münſters Weltbeſchreibung, welche ihn frühzeitig zu allerlei ſchriftlichen Uebungen verleiteten. Zu gleicher Zeit bildete ſich in ihm allmählich ein Hang zu mechaniſchen und mathematiſchen Dingen. Er war

näm-

nämlich in den Umgang einiger kunſterfahrnen Männer [2]) gekommen, bei welchen er dergleichen Werke öfters ſah; — und dieß war Grund genug in ſeinem wißbegierigen und noch nicht beſtimmt gerichteten Geiſte eine Liebe zu erwecken, die ſein Lebenlang dauerte. Von ungeſtümmen Leidenſchaften aber, und wildem Feuer, worein unſer voriges Jahrzehend das Genie zu ſezen beliebte, ließ er nichts blicken. Vielmehr zeigte er ſchon als angehender Jüngling ein ſanftes geſeztes Gemüth, und eine ungemeine Verſtandesreife. Seine Mutter, als ſie im Jahr 1601. Wittwe ward, vertraute ihm daher in ſeinem 15ten Jahr das Hausweſen, und achtete in allen Angelegenheiten ſeinen Rath höher, als den ſeiner übrigen weit älteren Geſchwiſter [3]). Auf der Univerſität ſogar lebte er ſo nüchtern und mäſig, daß er 6 Jahre hindurch in jenen betrunkenen Zeiten, nie einen Tropfen Weins auſſer Haus trank. Und als ihn einmals einige ſei-

2) Mit einem derſelben, Johann Krezmair, ſagt Andreä in ſeiner Geſchichte: alter Patriæ noſtræ Archimedes. Warum iſt dieſer Mann ſo unbekannt? Durch welche Werke hat er dieſen Lobſpruch verdient, den ihm ein Kenner der Sache gegeben?

3) Gottlieb Andreæ chriſtliche Trauerklag über den Abtritt Joh. Valent. Andreæ. (Lüneburg 1654.) S. 39.

ſeiner Geſellen zur Unzucht verleiteten, ſo bereute er es ſo innig, daß er zu Ausleerung ſeines ſchmerzenvollen Gemüths, und zur Warnung anderer Jünglinge Geſpräche niederſchrieb: Veneris deteſtatio und Lachrymæ genannt [4]).

Seine Art zu ſtudiren würde einen gewöhnlichen Kopf, ſtatt fortzubringen, niedergedrückt und zerrüttet haben, denn er ließ ſich bei nahem in alle Fächer der Erkenntniß ein, und las ungeheuer vieles. Die Schriftſteller, welche zuerſt ſeine ganze Liebe auf ſich zogen, ſind von den Alten Cicero, Livius, Cäſar und Salluſt; von den Neuern aber Friſchlin und Erasmus. Erſtere bildeten ſeine treffliche lateiniſche Sprache; leztere vornämlich die Art ſeine Ideen einzukleiden und darzuſtellen. Lipſius, der ihm zufällig bekannt ward, riß ihn auf die andre Seite hin, führte ihn zur tiefern Kenntniß des Alterthums, zu Tacitus, Seneka und der ernſten Weltweisheit [5]). Die Eindrücke die-

4) Exinde (ſagt er Vita Mſta. ad a. 1606.) ego vilior habitus mihi omnium maxime vilui. — Von den beeden Schriften hingegen invito me perierunt.

5) Ac tum præter Friſchlini cujus qua libera, qua ligata omnia ſedulo evolvi & Erasmi *facilitatem*, in Ciceronis *majeſtatem*, Livii *floridita-*

dieſer Schriften auf ſeine Denkart, ihr Einfluß auf den Geiſt ſeiner eignen ſind unverkennbar. Sie ſtärkten ſeinen Hang zu bitterm Spott, oder vielmehr zu ſtrafendem Ernſt, indeß jene ſeinen heiteren Muth und ſeine lachende Laune nährten. Dichtkunſt war indeß der Lieblingsgegenſtand ſeiner Seele. Was alte und neue Zeiten Sinnreiches hierin hervorgebracht hatten, verſchlang er mit einer ſolchen Leidenſchaft, daß ſelbſt ſeine Beſcheidenheit ſich wundern mußte, daß kein Dichter aus ihm geworden [6]). Er ſelbſt hatte auch ſchon in den Jahren 1602. und 1603. einige Verſuche gemacht, wovon in teutſcher Sprache das ſchöne Lied an die Liebe noch übrig iſt; die lateiniſchen Schauſpiele Eſther und Hyacinth aber ſind

ditatem, Cæſaris & Salluſtii *leporem* me immiſi, plurimum ab iis abreptus & liberali voluptate delibutus. Inde in Lipſii acrimoniam fortuito incidi, cujus quicquid unquam emicuit, magna aviditate devoravi, neſcio an non ſtili corruptela, hoc tamen uſu, ut in Antiquitatis cognitionem & ſeriam Philoſophiam tum Senecæ, Tacitique æſtimationem manuduxerit. Vita Mſt.

6) Ex Poetis poſt Plautum nimis tritum quicquid vel priſca vel recentior ætas ingenioſi protulit, eo affectu & impetu (legi) ut *Poetam factum non eſſe*, mirum ſit.

sind verlohren [7]). Zur Kenntniß des Menschen und seiner Geschichte verwandt er viele Zeit und Mühe auf Zwingers Theatrum vitæ humanæ, das unter andern die vorzüglichsten Beispiele aller menschlichen Tugenden und Laster, Kräfte und Gebrechen enthielt, eine köstliche Waide für Andreä's Geist.

Von Sprachen lernte er allmählich sechs: die Hebräische, Griechische und Lateinische, welche leztere er aus dem Grund erforschte, und hiezu die damals besten Lehrer und Kritiker las, als den Turnebus, Lambinus, Scaliger, Brissonius und andre. Zu den neuern Sprachen, der Französischen, Ita-

7) Lezteres Stück hatte er noch in seinem Alter. Vita Mst. sub a. 1603: Jam a secundo & tertio post millesimum sexcentesimum cœperam aliquid exercendi ingenii ergo pangere, cujus facile prima fuere *Esther & Hyacinthus*, *Comœdiæ ad æmulationem anglicorum histrionum* juvenili ausu factæ, e quibus posterior, quæ mihi reliqua est, pro ætate non displicuit. Der berühmte Christian von Boineburg, ein grosser Freund von Andreä's Geist, führt in dem Verzeichniß der verlohrnen Andreäischen Werke auch dieses an und unter diesem Titel: Hyacinthus Comœdia de honestis Hyacinthi & Flosculæ amoribus. V ipsius Epistolæ ad Conradum Dietericum epist. 98. Noribergæ 1703. p. 322.)

Italiänischen und Spanischen, trieb ihn hauptsächlich seine Lust zum Reisen. In der neuern Geschichte führten ihn Bembus, Guicciardini, Jovius, Sigonius und die andern berühmte; in der Erd- und Weltkunde: Ortelius, Mercator, der Schauplaz der Städte, und Theodor de Brys Indianische Reisen, lauter grose und kostbare Werke, welche er ohne Christoph Besolds und Johann Lindanus [8]) ungemeine Leutseligkeit damals schwerlich zum Gebrauch würde erhalten haben. Sogar in die Geschlechterkunde ließ er sich ein, und las dazu Hieronymus Hennings grosses Theatrum genealogicum. Seine Nebenstunden, wie er sie nennt, widmete er theils der Mathematik, wozu ihm Magirus, und Michael Möstlin, Kepplers Lehrer, Anleitung gaben, theils dem Unterrichte junger Studierender, wodurch er sich jährlich über 100 fl. verdiente, und damit seine Mutter kräftig unterstüzte. Ausser diesem Studieren übersezte er noch auf den Antrieb jenes Lindanus und seiner Reiselust viele Schriften, Sadolets Consolatio, Nicolai

8) Ein Niederländer, welcher durch Alba's viehische Grausamkeit aus seinem Vaterlande vertrieben, nach Tübingen flüchtete, und dessen baldigen Tod Andreä bitterlich betraurte.

colai Speculum æternæ lætitiæ, excidium Hierosolymitanum. Speculum, Jus belli Belgici und andre, wovon aber allein Lipsii Admiranda 1619. im Druck erschienen. Zu diesen mannichfaltigen Beschäfftigungen reichte aber auch der Tag nicht hin. Valentin studierte bis in die späte Nacht, und zwar um diese Zeit die Alten. Hiedurch beförderte er seine Anlage zur Schlaflosigkeit, schwächte seine kränkliche Leibesbeschaffenheit immer mehr und mehr, seine Augen und sein Gedächtniß, wie er selbst bemerkt.

Seine Hauptwissenschaft Gottesgelehrsamkeit hatte er unter Michael Schäfer, einem Manne von genauer Kenntniß und besonderm Beifalle, getrieben, auch bereits das Predigen auf dem Lande angefangen, und schöne Hofnungen durch einige Gönner und Freunde befördert zu werden [9]). Allein seine Begierde, Menschen und Welt näher kennen zu lernen, und wahrscheinlich das Vertrauen auf die Macht geheimer Verbindungen zogen ihn von seiner Laufbahn weg.

An-

9) In seiner Biographie redet er nur dunkel davon: Poteramque solitis gradibus ascendere, manum quibusque bonis porrigentibus, sed me sive *fors mea*, sive *Rei indignitas* expulit. Aus der Folge wird die obige Behauptung weiter erhellen.

Andreä scheint schon damals einen tiefen Blick in die Mängel der Menschheit, und ein brennendes Verlangen, sie zu verbessern, gehabt zu haben. Seine Betrachtungen giengen bereits in seinem 15ten und 16ten Jahre hierauf. Denn schon um diese Zeit hatte er Christian Rosenkreuz Chymische Hochzeit, Julius sive de Politia, Verdammniß der Astrologie, und andere dergleichen Sachen entworfen [10]), wovon aber alle bis auf das erstere Werk verlohren sind. Er sehnte sich auch nach nichts stärker, als die Welt von mehreren Seiten anzuschauen, und Freunde zu sammeln, mit denen er in einen wirksamen Bund treten könnte. Im Jahr 1607. trat er daher eine Reise an, obgleich sein Körper von den vielen Nachtwachen, von Fiebern und andern Krankheiten sehr geschwächt war, und seine arme Mutter ihm nicht mehr auf den Weg geben konnte, als eine alte Münze, etwa 12 Kreuzer werth [11]). Strasburg, Heidelberg und Frankfurt waren die ersten Oerter, welche er besuchte. Wichtige Bekanntschaften, und

10) Dieß bemerkt er ausdrücklich sub a. 1605. wo es gerade der Zusammenhang mit sich brachte.

11) Gottl. Andreä, der dieß in der christl. Trauerkl. S. 41 berichtet, sezt hinzu: 'nach einigen Jahren habe er diese Münze samt etlichen hundert Gulden seiner Mutter wieder gebracht.

neue Einsichten scheint er wenig erworben zu haben, aber seine Gesundheit gewann durch die Luftveränderung. Das nämliche Jahr noch nahm er die Informatorstelle bei den Freiherrn von Catianer in Lauingen an, und jezt eröffnete sich allmählich ein weiterer Kreis. Seine Bekanntschaften giengen immer weiter: selbst mit den Jesuiten Majus und Heiß, welche öfters von Dillingen herüber kamen und gesellschaftliche Freundschaft heuchelten, pflegte er Umgang. Seine Kunstliebe scheint hier ebenfalls durch den Maler David Brentel [12]), in dessen Haus er wohnte, ihren Anfang genommen zu haben. Von seinen hiesigen schriftstellerischen Arbeiten ist die merkwürdigste: Veritas Religionis Christianæ per compendium [13]). Obgleich seine Einkünfte groß waren, indem er ausser der Kost jährlich 100 Philippsthaler erhielt, so fand dennoch seine Seele keine Befriedigung ihres Verlangens. Die strenge Sittenzucht hatte nachgelassen, die Erziehungsart war schlecht, und selbst

12) Man hat von diesem Manne: Quadrantis Astronomici & Geometrici utilitates. Laugingen MDCXI. 4.

13) Unter die verlohrne hier verfertigte Schriften gehört auch Nobilitatis & Eruditionis Duellum. Boineburg epist. ad Dietericum I, c. nennt sie Artis & Martis Duellum.

ſelbſt einige Lehrer waren verderbte Männer. Er dachte alſo wieder an ſein Vaterland zurück, und ſchrieb eine Bittſchrift um ein geiſtliches Amt. Aber auch dieſer Wunſch ward nicht gewährt. Valentin verzweifelte alſo eine Stelle in Wirtemberg zu erhalten, und wollte deswegen in der Bitterkeit ſeines Unmuths die Gottesgelehrſamkeit gar fahren laſſen. Dennoch gieng er nach langem Irren wieder im Jahr 1608. nach Tübingen, ganz ohne Vermögen und Ausſicht. Aber ein gutes Schickſal führte ihm zween Edle von Truchſes zu, und nun konnte er ſich wieder ernähren. Die Zeit ſeines Aufenthalts war abermal ſein vornehmſtes Beſtreben ſich Freunde und Bekannte, ſelbſt unter Künſtlern und Profeſſioniſten, zu ſammeln. Allein man hatte ihn auch ſchon im Jahr 1609. im Verdacht, als unterhielt er geheime Verbindungen [14]). Was

14) Anders kann folgende Stelle in ſeiner Lebensgeſchichte ad a. 1609. nicht erkläret werden. Circa idem tempus - - - innotui Tobiæ Hoſſo, viro omnigena rerum cognitione & fervida pietate incomparabili, & exinde Abrah. Hölzelio, Equiti Auſtriaco, *quibus rara ad modum ſed vere Chriſtiana amicitia mutuum connexis*, mirum quam malevolentiæ turbines & calumniarum nimbi adverſum obſtiterint atque *me inprimis exagitarint*, quam omnem tragœdiam,

er schrieb, war wieder nur Darstellung seines Lieblingsgedankens, Verbesserung der Erziehung, Idea bonæ institutionis sub ficticia Theodosii historia. Die Schrift ist verlohren, war aber, nach seinem eignen Urtheil, sein bestes Jugendwerk.

Kaum hatte Valentin durch Unterricht sich abermal einiges Geld erspart, so verfolgte er seinen Hauptgedanken wieder. Er bereiste in den Jahren 1610. und 611. Elsas, Schweiz und Frankreich; und fand in Genf die Anstalten so schön, daß er daselbst seine Hütte aufgeschlagen haben würde, hätte ihn Religionsverschiedenheit nicht abgehalten. Die Verfassung des Freistaats schien ihm sehr gut, und die Sittenzucht fürtrefflich, indem das Betragen der Bürger wöchentlich untersucht und geprüft wurde. Andreä'n blieb diese Einrichtung auf immer unvergeßlich, und oft suchte er sie nachher auch in sein Vaterland hinüber zu pflanzen [15]). Seine lezte

diam, quoniam in justam Apologiam 1613. conjeci, non hic iterum velut ingratam camarinam moveo.

15) Dum Genevæ essem, notavi rem magni momenti & cujus non tam memoriam, quam desiderium, nisi cum vita numquam posuero. Nam præter perfectam Reipublicæ liberæ formam atque curam, peculiare ornamentum & disciplinæ instrumentum urbs habet *censuram*, qua

lezte groſe Reiſe that er im Jahr 1612. nach Oeſterreich, Kärnthen und Italien, wo er allenthalben edle Menſchen ſuchte, Künſte, Gewerbe, und jederlei nüzliche Einrichtungen erforſchte. Seinen Hauptzweck erreichte er aber nicht, und ward deswegen von Tag zu Tage weltlichen Freuden ungeneigter. Auch glaubte er nun in keinem Stande ſeine edlen Abſichten beſſer in das Werk ſezen zu können, als in dem geiſtlichen. Daher that er auch in Italien ein feierliches Gelübde, ſich der Kirche bald möglichſt zu widmen, und ließ ſich von dem Grafen Philipp von Oetingen nicht abwenden. Selbſt ſeinem Herzoge Johann Friederich ſchlug er ein ſolches Erbieten aus, und gieng lieber wieder nach Tübingen, wo er im Stifte bis auf eine Bedienſtung unterhalten werden ſollte, aber anfangs ſehr kümmerlich leben mußte. In dieſer Zeit hielt er nebſt andern auch mathematiſche Vorleſungen,

qua in omnes Civium mores & minutiſſimos exceſſus hebdomatim inquiritur primum per inſpectores vicarios, dein Seniores, denique ipſum Senatum, prout rei atrocitas, aut delinquentis vel duritia vel pertinacia exegerit. --- Me ſane niſi Religionis diſſonantia arcuiſſet, morum conſonantia æternum devinxiſſet, adeoque omni niſu exinde ſtudui, ut tale quid noſtris eccleſiis conciliarem.

und ließ im Jahr 1614. drucken: Collectaneorum Mathematicorum Decades XI. centum & decem tabulis æneis exhibitæ, welche er, gegen Gewohnheit, seinem Landesfürsten zuschrieb [16]).

Im nämlichen Jahr erhielt er endlich ein geistliches Amt, das Diakonat im Städtchen Vahingen an der Enz. Andreä war dazumal im Frühling seines Lebens, und vereinigt mit einem theu-

16) Diese Zuschrift verdienet hieher gesezt zu werden: Sereniſſime Princeps Joan. Friderice Wirtembergenſium Rector, Patriæ Pater! Hoc præſentis anni felici auſpicio, Te mea humiliter cum voto adeunt, ac ſimul judicium tuum expetunt. Tu enim ea cuncta optimè intelligis, illa vero Judicem alium nolunt niſi Principem meum, ac jam meritis in Artes, in me, in meos, conſpicuum. Itaque clementer ea accipias Te oro, Deum, ut quam diutiſſime feliciter imperes. Vale. T. Ser. ſubjectiſſ. J. V. Andreæ. Das Werk enthält Zeichnungen aus der Geometrie, Statik, Optik, Baukunſt, Mechanik, Gnomonik und Arithmetik, mit kurzen Erläuterungen. Auf dem Titelblatte vor den Kupfern ſteht J. V. A. Memoriale Mathematicum. 1614.

theuren Weibe [17]): aber die Zwietracht der Bürger, Sittenverderbniß, Verläumdungen, und eine wiederholte Feuersbrunst verbitterten seine Tage, und der sechsjährige Aufenthalt färbte schon so früh seine Haare grau [18]). Aus einer Art Verzweifelung arbeitete er deswegen nicht mit dem Eifer und der Wirkung an seiner Gemeinde, die man von seinem edlen Herzen und grosen Geiste hätte erwarten sollen. Er betrat daher beinahe mit aller seiner Anstrengung den andern Weg, die Menschheit durch Darstellung ihrer Mängel zu erleuchten, und durch Freude und Verbindungen Gutes zu verbreiten. Grose Gedanken und Entwürfe lagen schon lang in ihm. Die wenigen Mittel zu wirken, welche einem Privatmanne überlassen sind, der ohne Macht und Erhabenheit im Staate lebt, aber voll des edelsten Dranges ist; und der reizende Gedanke durch Kräfte, im Verborgnen vereinigt, der Welt eine schönere Gestalt geben, und aus einer heiligen Finsterniß ein groses Ganze zum Guten lenken zu können, scheinen seine Seele oft beschäftiget zu haben. Die Chymische Hochzeit Chri-

17) Agnes Elisabeth, eine Tochter Josua Grüningers, Pfarrers zu Poppenweiler.

18) Vita Mst. ad a. 1619. wo er einen Blick auf seinen Vahingischen Aufenthalt wirft.

ſtiani Roſenkreuz, welche Andreä in ſeinem 15ten und 16ten Jahre geſchrieben, iſt allerdings ein Roman, und zwar ein ſchöner, voll reizender Dichtungen, lieblicher Einkleidungen, und feiner Züge; und der Verfaſſer mochte damals noch nicht die Abſicht gehabt haben, ſeine Nebenmenſchen auf die Stiftung einer geheimen Geſellſchaft vorzubereiten [19]). Er ſtellt die Schulgelehrten, die Goldmacher,

19) Vita Mſt. ad a. 1605. Jam a ſecundo & tertio, poſt milleſimum & ſexcenteſimum cæperam aliquid - - - - Superfuerunt e contra *Nuptiæ chymicæ* monſtrorum fœcundo fœtu, ludibrium quod mireris a nonnullis æſtimatum & ſubtili indagine explicatum, plane futile & quod Inanitatem Curioſorum prodat. *Hr. Herder*, der in den meiſterhaften Briefen über Nikolais Verſuch über die Beſchuldigung der Tempelherrn (Merkur 1782. Merz S. 227 u. f.) auch dieſe Stelle einrückt, ſchließt unſtreitig allzuvieles daraus. Andreä ſchrieb dieſelbe wohl 40 Jahre nach der Chymiſchen Hochzeit; und weil durch die wiederholten fehlgeſchlagenen Verſuche ſeine ehmalige Neigung zu Geſellſchaften ganz in Abneigung übergieng, ſo dichtete er die Denkart ſeines düſtern Alters ſeiner Jugend an. Das ganze Ordenswesen ward ihm ſo verhaßt, daß er ſich an ſeine jugendliche Bemühungen gar nimmer erinnern wollte. Daher gedenkt er in ſeiner Lebensgeſchich-

macher, und die dünkelhaften Narren, von denen das Zeitalter wimmelte, in ein lächerliches Licht, zeigt von allerlei Seiten, was zu einem Reformator gehöre, und entwirft die Wirkungsart des Bundes nur im Allgemeinen. Gegen 12 Jahre gieng das Werk blos in der Handschrift herum. So bald aber Andreä Beifall bemerkte, und durch die erregte Aufmerksamkeit eine geheime Brüderschaft zusammen zu bringen hoffen durfte, so ward er immer nachdenkender über die Sache. Er ließ nämlich bald darauf die *Fama Fraternitatis*, nebst der General-Reformation der ganzen weiten Welt folgen [20]). Die Schicksale des Helden Christian Rosenkreuz werden weiter ausgeführt, die geheime Gesellschaft beschrieben, ihre Confession und Regeln vorgetragen, und der ganze grose Ent-

schichte mit keinem Worte, daß er die Generalreformation der Welt, und die Fama Fraternitatis &c. geschrieben, sondern sezt sie unter die unbenannten alia opuscula, welche er verfaßt habe; ein Umstand, welcher nicht unmerkwürdig ist.

20) Sie erschien, ohne Andreä's Vorwissen, nicht 1615. wie Herder S. 230 in der Note behauptet. sondern 1614. in Cassel gedruckt. S. Sendbrief Juliani de Campis S. 58 welcher der Fama Fraternitatis. 2te Ausg. Frankfurt MDCXVII. 11. 8. beigefügt ist.

Entwurf, Weltverbesserung im Politischen, Religiösen und Wissenschaftlichen, weiter entfaltet. Diese Reformation ist wieder in eine Dichtung eingehüllt, hie und da voll Spott und Scherz. Die sieben Weisen streiten mit dem Kaiser Justinian über die Weltverbesserung. Dieser wünscht in der Menschen Brust ein Fenster, der andre eine bessere Vertheilung der Länder und Güter, der dritte Verbannung alles Golds und Silbers. Jener eifert gegen den Despotismus, dieser gegen etwas anders. Zulezt vereinigen sich die Unterredner alle darinn: Jugenderziehung und Menschenbildung sey das Hauptwerk: ein öffentlicher Reformations-Versuch würde der Wirkung verfehlen: in der Stille müsse gehandelt und gewirkt werden. — Die Fama hingegen, welche in fünf Sprachen ausgesandt wurde [21]), ermuntert alle Gelehrten in Europa mit dem zusammengetrettenen Häuflein sich zu verbinden, und gemeinschaftlich an der allgemeinen Weltverbesserung zu arbeiten. Vater Rosenkreuz sey das Haupt der Brüderschaft gewesen, sey mit einem Bruder nach dem heiligen Grabe gereiset, hätte

21) Dieser wichtige Umstand, welcher doch ausdrücklich in der Fama Fraternit. oder Bruderschaft des löbl. O. des R. C. S. 32. (ang. 2te Ausg.) bemerkt ist, scheint Hrn. Nikolai unbekannt gewesen zu seyn. S. 172. *.

hätte in Damaskus Weisheit gesammelt, in Egypten die Geschöpfe und Gewächse Gottes untersucht, in Fez neue Erkenntniß erworben, in Spanien seine Schäze mittheilen wollen, aber vergebens. Fünf Jahre nach seiner Zurückkunft in Teutschland habe er drey Mitbrüder angenommen, und bald darauf abermals vier andere. Ihre Gesezе seyen diese gewesen: 1) „keiner sollte sich einer andern Profeß„sion außthun, dann Kranke zu curieren, und diß „alles umsonst. 2) keiner soll genötigt seyn, „von der bruderschaft wegen ein gewiß kleid zu „tragen, sondern sich der Landesart gebrauchen. „3) ein jeder Bruder sollt alle jar sich auf „C. Tag bei S. Spiritus einstellen, oder seines „aussenbleibens ursach schicken. 4) Ein jeder „Bruder solt sich um eine tügliche Person umbse„hen, die im auff den fall möchte succediren. „5) das Wort R. C. solt ir siegel, Losung „und Character seyn. 6) Die Bruderschaft solt „ein hundert jar verschwiegen bleiben.„

Vater Rosenkreuzes Grabstein, ein runder Altar in einem Gewölbe, wäre mit einem messingenen Blätgen überlegt gewesen, worauf diese Schrift gestanden:

A. C. R. C. Hoc universi compendium,
vivus mihi sepulchrum feci.

Um

Um den ersten Rand herum:

JESUS mihi omnia.

In der Mitten wären vier Figuren, jede in einem Kreise, mit folgenden Umschriften: 1) Nequaquam Vacuum. 2) Legis Jugum. 3) Libertas Evangelii. 4) Dei gloria intacta. Rosenkreuz selbst, dessen Leichnam unverweßt geblieben, habe ein Büchlein, mit goldnen Buchstaben auf Pergament geschrieben, und T (nach andern G) genannt, in der Hand gehalten. Dieses Büchlein sey nach der Bibel der höchste Schaz, und soll nicht leichtlich der Welt Censur unterworfen werden.

Obgleich manche Anspielungen ganz undeutbar sind, so erhellt doch die Hauptabsicht und Andreä's ewiger Lieblingsgedanke: Verbreitung des wahren Christenthums, und Zurückführung aller Dinge darauf, augenscheinlich hieraus. Von den nächsten Gegenständen der läuternden Bemühungen des Ordens ist folgende Stelle S. 18. merkwürdig: „Wir glauben auch festiglich, da unsere geliebte vätter und brüdere weren in ieziges „unser helles Liecht gerahten, sie hetten dem Bapst, „Machomet, Schriftgelehrten, Künstlern „und Sophisten besser in die Woll gegriffen, „und ir hülffreichs Gemüth nit nur mit seufzen „und wünschung der consumation erwiesen.„

In

In der Confession [22]) wird die innere Einrichtung weiter erläutert: In der Gesellschaft seyen verschiedene Grade: nicht nur Fürsten, Vornehme, Reiche und Gelehrten, sondern auch Leute von geringem Stande würden aufgenommen. Der Bund führe eine eigene Sprache und besondere Buchstaben. Wer Gold und Reichthümer suche, soll sich entfernt halten. Zulezt wird das Ganze also zusammen gefaßt: „Was meynet ir nun lieben Leute, und wie ist euch zu muthe; nach dem „ir iezt verstehet und wisset, daz wir uns zu Christo rein und lauter bekennen, den Bapst verdammen [23]), der wahren Philosophy zugethan seyn, „ein

22) Ich kenne nur die 2te Ausg. Frankfurt 1617. kl. 8v.

23) Wie erbittert sich die Rosenkreuzer gegen denselben öffentlich äusserten, zeigt folgende Stelle schön. „Nicht anderst als hiebevor viel Gottseliger Leute deß Bapsts Tyranney heimlich „und ganz verzagt angestochen, und Er hernach „aus Deutschlandt mit großem Ernst und besonderem Eifer vom Stuel abgestoßen und gnugsam mit Füßen getretten worden: dessen endlicher Untergang biß auf unsere Zeit versparet „wirdt, da er auch gleichsam mit den Nägeln „zerkrazet und seinem Eselgeschrey durch eines Lowen neue Stimme und Brüllen ein Ende gemacht „werden soll. ** Confess. Fratern. Cap. V. S. 44.

„ein Christlich Leben führen, und zu unser Gesell„schaft noch viel andere, denen eben dieses Licht „von Gott auch erschienen, täglich beruffen, la„den und bitten? Gedenket ir nicht, wie ir nicht „allein in Erwegung der Gaben so in euch seyn, „und der Erfahrung so ir inn Gottes Wort ha„bet, neben fleissiger Betrachtung aller Künste, und „vieler ungereimbter Sachen in denselben, endtlich „mit uns anfangen möget, nach der Verbesserung „zu trachten, Gott stille zu halten und euch in die „Zeit, in welcher ir lebet, recht zu schicken [24])?„

Wiewohl aus diesen Auszügen augenscheinlich erhellt, daß es Andreä und seine Mitarbeiter mit Errichtung einer geheimen Gesellschaft ernstlich meinten, so glaubt dennoch Hr. Herder, wie schon mehrere vor ihm: alle jene Schriften seyen nur ein Spiel, eine kurzweilige Fantasie, ja die ganze Rosenkreuzerei nur Spaß des Andreäischen Petschafts gewesen [25]). Allein es bedarf nur Aufmerksamkeit

24) 13 Cap. S. 54.

25) Schon Jacob Andreä hatte Kreuz und Rosen auf seinem Petschaft, auf Veranlassung der Verse Luthers, wie Zeller præfat. Mista Opusc. Andreanis præmissa, und Herder T. Merkur 1782. S. 232. richtig bemerken:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht.

Den

keit auf Valentins eigne Winke, Einsicht in seine Biographie, und den Gang seiner Denkart, um unerschütterlich von seinen Ordensverbindungen und seinem Hange dazu überzeugt zu werden. Sein schönes Gedankenbild gerieth bald unter Goldmacher, Schwärmer und mancherlei Arten von Wundernarren; der grose Zweck: Vertreibung der falschen Gelehrsamkeit: Sturz der zwiefachen Tyrannei, und Ausbreitung der wahren Gottesfurcht: ward sogleich vergessen; und darum gieng Andreä aus dem Bunde, ehe er noch eine feste Einrichtung hatte, und jene Schriften gedruckt erschienen. Aeussert er nicht in seinem Menippus [26]) mit den deutlichsten Worten, daß er sehr zu der geheimen Gesellschaft geneigt war? Bedauert er nicht, daß die Erwartung so vieler wackern Männer betrogen worden? Gesteht er nicht selbst: ohne alle Gewinnsucht hätte er in bester Meinung und der Welt überdrüssig, eintreten wollen: nun aber habe er alle Hoffnung aufgegeben, da die Mitglieder im Verdacht der Betrüger und Zauberer

Den Namen Rosenkreuz allegorisch auf den Orden zu deuten, wie einige gethan, ist leeres Gewäsch.

26) Edit. 1617. num. 12. pag. 25.

berer ſtünden? An einem andern Orte [27]) ſchildert er ſich ſelbſt unter dem Bilde der verwieſenen Wahrheit (Alethea Exul.) und ſagt deutlich: ehmals habe er einen Verſuch gemacht: izt aber habe er ſich davon geſchlichen, um ſich nicht in eine ungewiſſe und ſchlüpfrige Sache einzulaſſen: in Zukunft wolle er allein der Brüderſchaft Chriſti anhangen. Auf dieſe Geſtändniſſe darf kühnlich doppelt mehr gebaut werden, als ſie dem Worte nach zu ſagen ſcheinen.

Man nehme ferner ſeine Hauptſchriften, welche er zum Theil, welches hier wichtig iſt, ſchon vor 1614. entworfen hatte [28]), und erwäge, was der Zweck derſelben ſey. Gewiß iſt es kein anderer als Verbeſſerung, oft Umbildung der Künſte und Wiſſenſchaften, der Religion und Staatsverwaltung.

27) Mythol. Chriſtianæ. Parte 3. Alethea Exul. p. 328. 329. &c. (edit. Argent.)

28) Vita Mſt. ad a. 1614. Dein cum poſt Eccleſiæ operas plurimum vacaret, nec tutum eſſet cum hominibus, qui acerbas inter ſe lites, contentiones & ſimultates exercebant converſari, animum ad commentandum aliquid appuli & excuſſis ſcriniis meis aliqua interpolavi, aliqua auxi, plura vero adjeci & præter lucubrationes nullam diem ſine aliqua ſcriptione abire paſſus ſum.

tung [29]). In dem Menippus sive, Dialogorum Satyricorum Centuria, mustert er gleichsam beinahe alle menschliche Tugenden, Gebrechen und Mängel; findet jede leicht, diese häufig und fast allgemein. Sein Blick, mit dem er alles betrachtete, ist der Blick eines grosen, erleuchteten, scharfsinnigen Geistes. „Staaten und Reiche (sagt er „mit einer Wahrheit, die auch wir noch izt erkennen müssen) sind wie Uhren, die von selbst ablaufen: die Welt geht ohne planmäßige Menschenlenkung ihren Gang fort. Machiavell war nicht „jener Böswicht, sondern blos ein scharfsichtiger

29) Er selbst fühlte und äusserte dieses. Alethea Exul. p. 32. sagt Philalethes: Cum emendatum quædam ires, vellem dilucidius fuisse prolocutam. Novi enim permultos, non malos equidem, sed qui in sermonum tuorum perplexitate hæsitant, atque passim insidias suspicantur, quibus religioni, politiæ, artibus liberalibus & in universum rerum nostrarum ordini nocuisse volueris. Quos si audire liberet, dubium non est, mitius tecum ut plurimum actum iri. Alethea antwortet weiter nichts, als: Estne vero, quam ego, quisquam, qui patientius audiat & liberius atque candidius respondeat? Unstreitig bezieht sich dieß nicht allein auf den Menippus, sondern auch auf Ordensversuche,

„Beobachter des Weltlaufs, der die gewöhnliche „Staatenregierung nur ausspähte, und der Welt „für Augen legte. Nero ist kein Scheusal ohne „Gleichen; stieg er aus der Hölle zurück; er würde „auf vielen Thronen Brüder antreffen, welche der „grose Hauffen für schuldlos hält [30])." (Dial. 4. 17. 21. 48.)

Ein

30) Um eine Probe von der Darstellungsart zu geben, will ich eins der kürzeren Gespräche Neronis Encomium hersezen. A. Tandem vero repertum esse, qui Neronis encomium scripsit, o scelus. B. At is apud me magnam gratiam iniit. A. Tibine jucundum sit audire excusata terræ monstra, humani generis pestes? B. Ut humanum ingenium est, nihil mihi usque adeo absurdum monstrosumque videri potest, quod tantum imperii & licentiæ fastigium persuadere, imperare, denique excusare non possit, nisi se Deus interponat. A. Quid ergo de iis dicemus, qui laudabiliter & innoxie in sublimi illo loco sunt versati. B. Aliquid ultra humani præstitisse, Dei scilicet beneficio, qui sic misericordiam suam voluit mundo explicatam, cum orbis respiratione indigeret. Nam cum tanti sint hominum errores, ut propter eos semper male iis esse sit necesse, Dei benignitate aliquid bonitatis affunditur, qua rerum nostrarum pulvis conglutinatur. A. Interim quis

Ein weit ſanfterer Geiſt herrſcht in den Mythologiis Chriſtianis, einer Sammlung von Anekdoten, Geſchichten, Fabeln, und kleinen Allegorien, gröſtentheils bald voll Salz, bald voll Anmuth, Lieblichkeit und Stärke, aber alle verrathen den nämlichen Zweck. Keinem Leſer, hoff ich, wird es zuwider ſeyn, einige Beiſpiele hier zu finden. Den Saz: ohne Aufklärung kann wahre Tugend und daurendes Glück nicht in die Welt gepflanzt werden: trägt er in folgender Einkleidung vor: 31) Hercules, cum terras reviſeret, tria efferatiſſima & perniciosiſſima monſtra reperit, Tyrannidem, Sophiſticam & Hypocriſin: quæ Potentiæ, Scientiæ & Amoris loco imperium occupaverant.

quis Neronem commendabit? B. Ut rem capias: Nero numquam excuſatus eſt, ſed cum iis collatus, quos mundus innocentiſſimos credit, ut diſcamus tanto artificio, non unum Neronem fuiſſe Tyrannum, ſed & ante & poſt eum, imo hodie etiam quam plurimos, ſi quis æqua lance examinare & libera lingua dijudicare velit. Nam humanum cor omnium nequitiarum capax eſt, ſi tempus & facultas adſit, nec mite ullum ullibi eſt, niſi quod Deus inhabitat &c.

31) Apologorum Manipulus VI, num. 16. p. 292.

Ea cum debellanda ſibi omnino ſciret & animum ſponte viresque offerret, ac jam variis minutioribus beſtiis, quas illa trima mala produxerant, extinguendis laudabilem operam præſtitiſſet, non potuit tamen ea ex latibulis ſuis extrahere, ne dum in luctam & certamen provocare. Nam *ignorantiæ* vallo ita ſeſe muniverant, ut, quicquid egerit aut impugnarit, Hercules fruſtra fuerit. Ab eo tempore nunquam arce ſua egrediuntur, nunquam veram lucem aſpiciunt: ſed nec dum Hercules obſidionem ſolvit, ac Legatum Thomam Campanellum aſcivit. Nam, *ignorantia* infracta, nihil eſt, quod de monſtrorum interitu ſperemus: ea vero diruta, nihil tam infirmum erit, quam violentiæ, mendacii & ſimulationis imperium. — Vom Pabſtthum giebt er folgendes Gemälde mit der Aufſchrift Triumphus [32]). Operæ pretium eſt ſcire, quo triumpho Tyrannus poſt devictos innocentes urbem Babylonem ingreſſus ſit. Dies erat homicidio ſacra, cum obviam proceſſit Politicorum turba prætextata, prælatis Druidum & Aſſaſſinorum imaginibus. Tum primum advenere noctis Sanbartholomæanæ, concionis vaſſiacenæ, ſpectaculi Valedolienſis ſpecies contis elevatæ & Pegmata Albam prægeſta. Dein ſpolia innocentum, conſcientia, ſacramenta, verbum & vaſa innocuo cruore plena oſtentata. Mox Antichriſti dona & infernales coronæ ſublimes monſtratæ. Poſt acti obvium greges & columbarum caveæ prælatæ. Subſequebantur hiſtoriarum tubicines & munumen-

32) Apolog. Manip. V. Num. 46. p. 272.

numentorum tympana, magno ſtrepitu mendacium reſonantes. Tunc animoſi Leones, pervigiles canes, laborioſi tauri, obſequentes equi Deæ Meticuloſitati immolandi adducebantur. Exinde de tyrannide optime meriti, Cordubenſes, Lotharingi, Atrebatenſes & magno numero alii truculento vultu ſe ingerebant, minio picti: poſt quas trahebantur captivi bini & bini, Devotio cum judicio, Libertas cum honeſtate, victus cum æqualitate, Scientia cum liberalitate. Inde incedebant victoris honorati Ratio ſtatus, Intereſſe, Exlex, voluntas, conſuetudo, Vis, purpurati omnes & buxo coronati. Succedebant adulatorum, Lenonum, artificum cytharoedi, ac mox ſervitii atque conſenſus lictores. Ipſe demum immanis & multimembris Princeps humano ſanguine ebrius, toga Atheiſmi amictus, æterna infamia coronatus, ſublimi buſto inſidens a tigridibus vehebatur, circumfuſus publico odio, mandatis, proſcriptionibus, exactionibus: quem ſequebantur fraudum, inventionum, ſimulationum hypocriſeos liberti. Quo ordine cum in crudelitatis Capitolium aſcendiſſet, miſſilibus licentiæ & libidinis undique projectis, & acclamationibus hæreſeon exceptis, ſacrificio Martyrii peracto & Epulo prædarum exhibito neſandus ille Triumphus finitus eſt.

Folgende Anſpielung, Singularis [33]) benannt, dürften noch izt manche der neuern überklugen Erziehungskünſtler beherzigen:

33) Apolog. Manip. V. num. 43. p. 270.

Indulgentia, fœmina superstitiosa, puellum pepererat, quem Singularem appellari voluit. Eum cum quinta essentia ablactasset & novis machinis docuisset ingredi, voluit supra communem mortalitatis sortem & educatum & institutum. Itaque conductus coquus, qui ex meris destillatis cibos pararet, tum morum magister qui ex Microcosmo & Arcanis Rerumpublicarum puerum formaret, & Præceptor sive a literis, qui novis præceptis, nova methodo & per abbreviaturas, tum imagines erudiret; & Mysta qui per revelationes atque Prophetias ad Divinam conversationem elevaret: denique additus confabulator, qui per otium mundi ceremoniarum & humanæ fabulæ gestuum commonefaceret. Et hactenus quidem montes parturiebant. Cæterum cum jam in Reipublicæ lucem illa perfectionis Idea producenda esset, erepit animalculum corpore Sphinx, oculis noctuæ, gestibus Simiæ, lingua Psittaci, corde leporis, auriculis asini. Risit Plurale, ut vidit &, Quam, inquit, præstitisset, hunc inter meos fuisse factum hominem?

Fürtrefflich ist das angehängte Gespräch Alethea Exul, wo er die Kleinmüthigkeit und Schwäche der Menschen bejammert, und die Gebrechen der

der Wissenschaften und Lehrer mit bitterm Eifer aufdeckt. „Die wahre Weisheit wandle nicht unter ihnen, und die Lehrart sey erbärmlich. Die Sprachlehre sey gewöhnlich verworfnen und eingeschränkten Köpfen überlassen, welche man zu den Schulen als zu Steinbrüchen verdammt habe. Ihr folge die Dialektik, aber nicht die wahre Denkungskunst, sondern eine aufgeblasene Schwätzerin, die aus Mangel an Kenntniß, mit sich selbst zankt. Redekunst sey ein mageres Ding, wovon kaum noch Namen und Trümmer übrig. Musik das schönste und sinnreichste, was die Harmonie der Welt in sich fasse, läg in der Niedrigkeit; unter allen Triller- und Fingerkünstlern des Zeitalters nahe kaum der hundertste dem Heiligthum der Tonkunst. Arithmetik, Geometrie, Naturlehre, Sternkunde, die herrlichste Wissenschaften, drückeVerachtung; ja selbst die Magister und Doktor der Philosophie und der sieben freien Künste, welche doch bei einer einzigen algebraischen Gleichung die Hirnwuth bekommen würden, verlachten den Verehrer derselben: Welt- und Geschichtkunde läg im Staube begraben; Sittenlehre endlich und Philosophie würde nicht auf das menschliche Leben angewandt; und die papierne Kraft derselben vermöge nichts wider die Widerwärtigkeiten und Stürme im Weltgewühl.„

Je deutlicher, einleuchtender und einnehmender Andreä seine neuen Vorschläge und Bemerkungen dem Zeitalter vortrug, je reiner und edler seine Verbesserungsbegierde war, und als solche erkannt werden mußte; je tiefer schmerzte ihn die Nichtachtung derselben. Mit der Rosenkreuzerei ward indeß ein abscheulicher Unfug getrieben. Jeder Troß Narren, die mit einander gemeinschaftlich über Thorheiten brüteten, legten ihrer Verbindung diesen Namen bei, und brachten ihn dadurch in den lächerlichsten und gehässigsten Ruf. Im Jahr 1615. gieng ein solcher Bruder in Wezlar herum, welcher vieles Aufsehen erregte. Er that mit gemeinen Kräutern Wunderkuren, redete aller Völker Sprachen, konnte mit einer Peitsche alle Mäuse aus dem Hause jagen, durch ein Kräutgen die Donnerwetter vom Himmel ableiten, durch ein Rauchwerk alle widerwärtige Leute von sich wegtreiben, und was dergleichen possenhafte Betrügereien mehr waren. Georg Molther, der Wezlarische Stadtarzt, berichtete diese Streiche der Welt in einer Schrift [34]), und log sich, vielleicht unschuldig, zum Augen-

34) Sie ist besonders gedruckt, und auch der Fama Fraternitatis, oder Entdeckung der Bruderschaft des Ordens des Rosenkreuzes. Frankfurt 1617. angehängt unter dem Titel: „Von „einer

Augenzeugen. Ganze Schaaren Landstreicher machten sich den Rosenkreuzerischen Wunderruf bei'm grosen Haufen zu Nuz, und legten sich das gleiche Prädicat bei. Hierüber machten jene die Kennzeichen der echten Brüder öffentlich bekannt, und unter denselben kommen folgende: 4) „Sind alle „die Gnaden und Gaben, die Arzney berührend, „in einem jeglichen unter uns, welche D. Molter zu „Wezlar an einem natürlichen Creuzbruder erfahren. 5) Ist keiner unserer Fraternität, wenn er „über Land reiset, er hat sein kleines Instrument „bey sich unterm Rock verborgen, von uns genannt „Cosmolothrevta, damit, wo es nur angeschraubet wird, ein einiger Mensch allein den grösten „Thurn, das stärkste Bollwerk, die mächtigste „Pforten sprengen, und in einem Monat demoliren kann. 6) Führet ein jeder noch ein ander Instru-

„ment

„einer frembden Mansperson, welche inn jüngst „verflossenem MDCXV. Jahr durch des H. Reichs „Statt Wetzlar gereißt und sich nicht allein für „ein Bruder deß O. des Rosen C. ausgegeben, „sondern auch durch vielfältige Geschicklichkeit und „allerhand Sachen Wissenschaft, mit Worten und „Werken sich also erzeigt hat, daß man sich ab „ihme verwundern müssen. Gründtliche Relation „Georg Molthers, der Arzney D. und Statt „Physici daselbsten.„

„ſtrument ſtets mit ſich, genannt Aſtronikita, „durch welches Hülfe alle Sterne recht eigentlich, „auch bey trübem Wetter, oder mitten im Tag kön„nen geſehen werden. 7) Wiſſen wir die nächtlis„che Träume recht eigentlich zu deuten. 9) Kön„nen wir alle Künſte, deren in unſerm Fortalitio, „Clypeo, ſpeculo Conſtantiæ, libro Mun„di &c. erwähnt, ex tempore darthun, und „noch viele andere unzählbare Miracula erwei„ſen u. ſ. w. 35).

Was Wunders nun, daß Andreä's feuriger Trieb zum Guten ſich auf die Gegenſeite ſchlug, da ihn ohnehin beleidigte Gelehrten, unfältig fromme und boshaft orthodoxe Theologen heftig verfolgten

35) Das Werk führt den Titel: Frater non Frater. das iſt eine hochnöthige Warnung an die gottſelige fromme Diſcipel der hochgebenedeyten Societät des Roſenkreuzes, daß ſie ſich für den falſchen Brüdern und Propheten vorſehen — neben Andeutung gewiſſer Kennzeichen und Gemerke, dadurch ein falſcher von einem wahrhaften Roſenkreuzer zu unterſcheiden. 1619. Ich kenne es nur aus den Auszügen, welche H. W. Clemm in Anecd. de vita J. V. Andreæ. Faſcicul. 2. Amœnit. Academ. p. 116. ſeq. giebt.

ten und verläumdeten [36])? Mit voller Kraft, und bei jeder Gelegenheit ſtrebte er izt von den erſten unſeligen Ausbrüchen jener Thorheiten an, die Roſenkreuzer theils als Betrüger, theils als hirnwüthige Narren, theils als verirrte Schwärmer darzuſtellen. Seine erſte Schrift in dieſer Abſicht geſchrieben: Invitatio ad Fraternitatem Chriſti [37]), ward auch ein wahres Meiſterſtück, ein Feuerſtrom von Beredtſamkeit. Erſt ſchildert er dem Leſer das ſeligſte der irrdiſchen Gefühle, Liebe; malt dann mit treffenden Farben das Mühſame, Kleine und Nichtige der gewöhnlichen Güter und Nei-

36) Unter die öffentliche Gegenſchriften gehört beſonders: Caſpari Bucheri Tubing. Orat. Prof. Antimenippus ſive Oratio: atrociſſimorum & virulentiſſimorum maledictorum & calumniarum, quas Menippus in Literatos & Humanitatis Doctores, inique ac injuſte effundit, juſtam retorſionem continens. Tubingæ MDCXVII. 4. Andreä klagt bitterlich in ſeiner Biographie in der Vorrede zu den Mythol. Chriſt. L. 3. in Peroratione poſt Menippum. p. 282. und an andern Orten über die ſchändliche Mißkennung ſeiner Abſichten, und über ſeine vielfältigen Verläumder überhaupt.

37) Argent. MDCXVII. ward aber ſeiner Vita Mſt. zufolge früher geſchrieben. 1618 folgte Invitationis pars altera, welche ganz paränetiſch iſt.

Neigungen; und dann erſt hebt er uns, nachdem er das Herz von denſelben zurückgeriſſen, in höhere Welten. In ſeinen Menippus, in ſeinen Mythol. Chriſtian. iſt Roſenkreuzerei ebenfalls ein Gegenſtand bald ſeines bitterſten Eifers, bald ſeines Spottes, bald ſeiner Verachtung. Kurz hernach ſchrieb er ein eignes Werk wider dieſelbe: Turris Babel ſive Judiciorum de Fraternitate Roſaceæ Crucis Chaos [38]), ein von Seiten der Behandlung des Gegenſtands genievolles Stück. Durch Einführung jeder Art Unterredner zeigt er meiſterhaft, wie der und jener Karakter eine geheime Brüderſchaft betrachten muß, und wie ſich das Urtheil nach Aenderung unſers Gemüthszuſtandes ändert. Er ſelbſt, der ſich unter dem Reſipiſcens ſchildert, zieht am Ende herrliche Bemerkungen über den Menſchen daraus. Ein Jahr darauf 1620. kämpfte er abermals in ſeinem Syntagma de Curioſitatis pernicie mit Heftigkeit gegen ſie, die Weigelianer, und andere damaligen Träumer und Schwärmer [39]). Ueberhaupt verdammte er hier je-

38) Argentorati MDCXIX. 16.

39) Stutgardiæ MDCXX. 16. Sein Name iſt auf dem Titel genannt. S. 40. f. f. kömmt folgende Stelle von den Roſenkreuzern: Huic acceſſit Fraternitatis cujusdam Roſaceæ ludibrium, Curioſorum

jeden überſpannten Eifer zu wiſſen und zu wirken, und die ungewöhnliche Weiſe dieſes zu bewerkſtelligen;

forum hujus temporis ni fallor viſcus & offendiculum. Si paucos bonos excipias, quibus tot rerum corruptio doluit, emendationis ſpes animum fecit, reliqua turba ſupra quam dici poteſt Democrito riſum civit. Continebat ea fabula quicquid ſalivam poſſet movere divinatoribus, calculatoribus, decoctoribus, microcoſmicis, ecſtaticis, cabaliſtis, magis & in univerſum curioſis omnibus, atque planiſſime Aeoli utres pollicebatur. Adaugebat hiſtrioniam tam multiplex concertatio propugnantium, & impugnantium, invitantium & apparentium, tentantium & credentium, ludentium & quiritantium, expectantium & deſperantium & quis fando omnes diverſiſſimæ inanitatis varietates explicet, quibus officinæ occupabantur ac nundinales catalogi coronabantur. Jam metuebat clerus, ne qua nova hæreſis orbem inundaret: jam trepidabat vulgus ne quis ex Arabia Exercitus colonias quæreret: jam res literaria barbariem timebat. Sed hos plerosque liberavit illa ipſa quæ detinuit rei vanitas, & erexit quæ terrefecit nullitas, & dimiſit quæ convocavit Fama, & evacuavit qui replevit ventus, & pavit qui invitavit fumus, & depoſuit, quæ elevavit, curioſitas, & remiſit quæ ablegavit credulitas, & deſeruit quæ aſcivit ſpes, & fanavit quæ fatigavit mora, & recepit quæ emiſerat ignorantia &c.

gen [40]); entblößt die Quellen der damaligen Schwärmereien, und schlägt kräftige Mittel gegen dieselbe vor.

Aber zu eben dieser Zeit, da Andreä gegen die Rosenkreuzerei so ganz entbrannt war, da er also in dieser Heftigkeit, nach Art des menschlichen Geistes, seiner Abneigung auf ähnliche Gesellschaften völlig hätte übertragen sollen, dacht er dennoch selbst mit thätigem Eifer abermals an die Stiftung eines geheimen Bundes: so tief lag der Hang dazu in ihm, so stark war sein Eifer die Welt zu verbessern! Seine Seele war zu schön, sein Geist zu wirksam, als daß sich nicht Gedankenbilder von vollkommneren Anstalten darinn hätten erheben sollen, und sein Drang zum Guten wirkte zu feurig, als daß jene Ideale nicht zum Wunsche und Willen geworden wären, und dieser dann jede Kraft zu Erreichung des Verlangens nicht in Bewegung gesezet hätte. Wie sehr er sich in solchen reizenden Träumen gewieget, davon ist seine Beschreibung des

40) Dieß versteht er unter Curiositas, wenn er S. 4. sagt: Curiositas ergo, sive immodica supra quam solita hominum solertia admittit, sciendi agendique sitis, haud supina, quadrataque ingenia ambit, sed quæcunque acumen, memoria, ratiocinatio, sedulitas atque omnino vis ignea aliqua ornavit, afflat.

des Christlichen Freistaats [41]) ein schöner Zeuge. Alle Gegenstände aus dem bürgerlichen, geistlichen und gelehrten Fache werden nicht im Allgemeinen unbestimmt geschildert, sondern bis zum Einzelnen umständlich vorgetragen. Eine allgemeine Erndte der schönen und neuen Gedanken anzustellen, würde zu weitläufig seyn: ich bemerke nur einiges von den öffentlichen Erziehungsanstalten. „Zu Lehrern und Erziehern werden lauter auserlesene Männer gewählt, durch Fleiß, Weisheit, Rechtschaffenheit und Ansehen selbst im Staate ausgezeichnet. Die Hörsäle sind keine düstre Kerker, wo der Sinn ver-

41) Reipublicæ Christianopolitanæ Descriptio. Argentorati MDCXIX. 16. Johann Arndt gewidmet. Die Beschreibung besteht aus hundert Hauptstücken. Die Stadt, deren Gestalt viereckig, ist in einem Kupferstiche beigefügt. Cap. 25. kommt die nächtliche Gassenerleuchtung. Cap. 13. Bildhauer, Uhr- und Orgelmacher sind in dieser Stadt immer Leute von Wissenschaft; unter mechanischen Künstlern und Handwerkern werden nur die geschicktesten als Meister und Lehrer der Jüngern aufgestellt. — Cap. 64. und 66. alle Wochen, Feiertäge ungerechnet, hält die Jugend Concerte durch die Stadt: Niemand aber wird zu dieser Kunst zugelassen, er verstehe dann Arithmetik und Geometrie.

verdumpfet und eingeengt wird, sondern sie sind frei, geraum, anmuthig und mit Malereien geschmückt. Allenthalben glänzen der Jugend Gemälde und Bildsäulen der verdienstvollen Männer entgegen, um dieselbe durch das ewig gegenwärtige Andenken ihrer Tugend zu gleichem anzureizen. Getriebene Geistesfrüchte sind äusserst schädlich: vor dem 6ten Jahre wird kein Kind der öffentlichen Erziehung übergeben. Von Naturalien, physikalischen und mathematischen Instrumenten sind ungemein grose Sammlungen angelegt. Selbst zur Zergliederungskunde werden alle Jünglinge angeführt, denn an dem Körper sind die größten Wunder zu schauen, und viele Seelenwirkungen zu lernen [42]). — Die neue geheime Gesellschaft, deren Plan Andreä entworfen, hatte im Grunde gleichen Zweck mit den ersten reinen Rosenkreuzern, Verbesserung der Wissenschaften, und Einsezung alles Guten, denn dieß versteht er unter wahrem Christenthum. Sie entstand um 1620, begriff Männer von Bedeutung und Gewichte, und scheint in mehrere Länder verbreitet gewesen zu seyn, wie aus Andreä's ungemein grosen Bekanntschaften, und seinen vielen Reisen in den fürchterlichsten Kriegszeiten erhellet. Daß sie noch im Jahr 1629. bes

42) Cap. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. und sonst hin und wieder.

beſtand und wirkte, bezeugt der Brief an Comenius: wie ſie aber im Einzelnen zu Werke gegangen, davon ſind wenige Spuren übrig. Doch ſcheint ſie ſich mehr mit Vertreibung der falſchen Gelehrſamkeit, und Wegräumung ſchädlicher Anſtalten, als mit Einſezung neuer Dinge beſchäfftiget zu haben. Kühn und groß war, Zeit und Umſtände erwogen, ihre Anlage gewiß [43]).

43) Andreä macht ſich, je aufmerkſamer man ihn lieſt und vergleicht, in Anſehung ſeiner Ordensverbindungen, immer verdächtiger, obgleich auf die ehrwürdigſte Art. Unzählichemal eifert er wider alle dergleichen Einrichtungen, und unternimmt doch ſelbſt eine und dieß zu einer Zeit, in einer Stimmung, welche ganz entgegen zu ſeyn mehr als ſcheinen! Von eben dieſen wichtigen Verbindungen und Verrichtungen redet er in ſeiner Lebensgeſchichte mit einigen Worten, und nur um ſein Mißgeſchicke trüber darzuſtellen, indeß er mit den unbedeutendſten Dingen, und Schulbekanntſchaften ganze Blätter anfüllt! Andreä hatte gewiß zu viel Beurtheilungskraft und Gefühl des Intereſſanten, als daß er dieſe Entwürfe und Beſtrebungen nicht hundertmal eher und umſtändlicher in ſeiner Biographie hätte vortragen ſollen, als jene Kleinigkeiten, wenn ihn nicht leichterklärbare Gründe abgehalten hätten. — Die Stellen, welche das im Text behauptete, und noch weit

Auſſer dieſen Verſuchen und jenen genannten Schriften machte ſich Andreä, während ſeines Wahin-

weit mehr beweiſen, ſind folgende: Vita Mſt. ad a. 1622. Acceſſit aliud patientiæ exercitium, ex *ſocietatis cujusdam literariæ & Chriſtianæ olim conceptæ Ideæ, cum fidis pauciſſimis communicatæ*, iniquiore interpretatione, quæ & Literas monitorias ad Auſtrios proceres expreſſit, quæ apud hujus plane ignaros importunæ & ridiculæ fuerunt. Hier geſteht er eine wirkliche Geſellſchaft kaum: aber in dem Briefe an Comenius verräth er ſich ganz, und läßt dadurch vieles vermuthen. Cæterum quod in Societate Chriſtiana veſtiganda (cujus imaginem & leges communicaverat Andreæ) potiſſimum hæres, non deero deſideriis tuis honeſtiſſimis. Nec Ideam tantum ſcripſi, ſed nec plane hiſtoriam. *Fuimus aliquot & magnæ notæ Viri, qui poſt Famæ vanæ ludibrium in hoc coivimus, ante oſtennium circiter & plures in procinctu erant:* cum nos exceperunt turbæ germanicæ & propemodum disjecerunt. Plerique in meliorem patriam ſubducti nos deſeruerunt: hinc lugere alii, alii immiſceri turbis, nonnulli deſperare, ego vela contrahere. Superſumus pauci, magis anhelantes ad beatam analyſin, quam purgando Augiæ ſtabulo ſuffecturi. Itaque tabulas naufragii noſtri vobis legendas, ac ſi lubet farciendas tradimus: ſatis

Vahingiſchen Aufenthalts noch durch viele andere berühmt und verdient. Aus allen leuchtet die edelſte Abſicht, aus den meiſten ein trefflicher Geiſt hervor. Man nehme den Cosmoxenus 1612; Herculis Chriſtiani luctæ XXIV. 1615; den Chriſtianiſmus genuinus, den Peregrinus in Patria exul. 1616. Chriſtianiſmi ſolidæque Philoſophiæ libertas 1618. den Civis Chriſtianus 1619. und andre. Dieſe malen die Thorheiten und Nichtigkeiten des gewöhnlichen Lebens: jene erfüllen uns mit den erhabenſten Geſinnungen, alle aber ſind zur Erhöhung unſers Weſens

ſatis beati, ſi non omnino magnis auſis exciderimus. Hoc ſe ſolati ſunt, qui novas terras erroribus ſuis aperuerunt ſequutioris feliciore navigatione. *Scopus fuit Chriſtum loco ſuo reſtituere, pulſis paſſim Idolis, ſive Religioſis ſive literariis;* ſed ipſus ſe ſuo tempore inferet: nec magis fortaſſe a nobis operam, quam a Davide olim templum voluit. de 16. Cal. Octob. 1629. (Opp. Comenii Didact. Parte 2. Cap. 29. & Zelleri Præfatio Mſt. p. 71.) Darf Hr. Herder jezt noch behaupten: „Es iſt ganz unbewieſen, daß Valentin Andreä je eine Geſellſchaft der Roſenkreuzer habe ſtiften wollen, oder etwas der Art im Sinne gehabt? (T. Merkur. Merz S. 227.) Der genievolle Mann muß jene Stellen überſehen haben.

sens angelegt. In dieser Hinsicht allein scheint er auch die teutsche Dichtkunst getrieben zu haben. Sein Hang zum Poetischen überhaupt entfaltete sich mit der ersten Entwicklung seines Geistes. Der tiefe, scharfe Blick, mit welchem er in die Gegenstände von mehreren Seiten drang, das warme Gefühl und die lebendige Phantasie, mit denen er sie umfaßte, gaben fast allen seinen Werken warme Farben, einen poetischen Ton, aber auch sehr oft seinen Imaginationen ein gewisses fremdes, sonderbares Ansehen. Daher seine Liebe zu allegorischen Einkleidungen und zu Gegensäzen, welche wohlgebraucht allerdings in der geistigen Malerei eben das sind, was Licht und Schatten in der sinnlichen; aber bei ihm bisweilen in Spielerei ausarten. Auch seine verblümte Redensarten haben häufig etwas grelles und schiefes an sich [44]), denn Schmuck und Gestalt sah er bei all seinen Werken nur für Nebendinge an, und der Reichthum seiner Ideen

44) Der Hercules christianus ist eigentlich, wie Andreä in seiner Biographie sagt, eine allegorische Lobrede auf den Tobias Hessius, quem palam laudare non licebat. Das Christenleben ist in 24 Kämpfen vorgestellt, wovon einige Ueberschriften also lauten: Temporis cerva aeripes. Aper voluptatum. Aves cogitationum. Aquila Relabescentiæ.

Ideen ließ ihm eine sorgsame Ausfeilung nicht zu. In der That hatte er seltene Anlage zu einem grosen Dichter, und er hätte uns Opizen zwiefach ersparen können. Wirklich gab er auch frühzeitig in seiner Chymischen Hochzeit, und seinen geistlichen Gemälden (Tübingen 1612.) schöne Beweise. Aber auf die Ausbildung jener Anlage, wandt er weder anhaltende Uebung, noch grose Anstrengung, wie er es selbst im Tone Fischarts, der sein Vorbild in manchem gewesen zu seyn scheint [45]), mit aller Treuherzigkeit bekennt [46]):

An den Grübler.

Ohn kunst, ohn müh, ohn fleiß ich dicht,
Drumb nit nach deinem kopf mich richt,
Biß du wizt, schwizst, sprizst, schnizst im Sinn,
Hab ich angsezt, und fahr dahin.
Biß du gukst, bukst, schmukst, trukst im Kopff,
Ist mir schon ausgelehrt der Topff:

45) Man vergleiche ihre Sprache in dem Lehrtone. Wie hoch er ihn geschäzet, bezeugen folgende Stellen: Mythol. Christ. in einer Geschichte von Hans Sachs sagt er p. 35 Johannes Fischardus Germanicæ nationis a libellis und ibid. p. 342. noli prætermittere Erasmi Moriam - - - - *Fischardi rythmos* admiranda plane opuscula.

46) Geistliche Kurzweil. (Straßburg 1619.) S. 170.

Biß du flikst, spikst, zwikst, steikst im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt die Zwirn.
Gfelts dir nu nit, wie ich im thu
Machs besser, nimb ein Jahr dazu.

Seine Gedichte sind auch in der That so beschaffen, wie man sie nach diesem Geständniß erwarten darf, herzlich, leicht, voll einzelner herrlicher Gedanken, aber auch ohne tiefgedachten Plan, rauh und ganz ohne Feile. Wahre gottesfürchtige Lehren auszubreiten, ist der einzige und höchste Zweck, über welchem alle Kunst gröstentheils vergessen wird. Auf die Anmuth der teutschen Sprache und den Wohlklang der Verse achtete er ohnehin gar nicht, denn die Lateinische, in der er weiter zu wirken hoffen durfte [47]), hatte all seine Sorgfalt auf sich gezogen. Um übrigens zu sehen, was er in diesem Felde hätte leisten können, lese man nur den Christenspiegel [48]), ein vielverrathendes Stück. Betrachtungen über das bunte Weltgewühl versenken den Dichter in eine scheue Schwermuth:

Daß

47) In seinem Menippus Dial. 13. p. 26. klagt er aber doch darüber, daß wir unsere Sprache nicht verfeinern und bebauen.

48) Bey dem Exempel Frawen Elisabethae Wellingin † 1615. „Geistl. Kurzweil. S. 5.

Daß ich von Menſchen lieff dahin
Und ſuchte mir einen grünen Wald,
Da ich ſo manch ſcheußliche Geſtalt,
Der Menſchen werk ſchlug auß dem Gmüt,
Und ſtillt mein Hertz das in mir wüth,
Erholt die Sinn ſo gar verwirrt,
Erforſcht mein Seel die ſehr verirrt.
Fragt die Natur umb ihren Willen,
Sprachet mit Gott, der gern bey Stillen
Schawet den Dienſt der Creatur,
Und bſah mit fleiß die ganze Uhr
Der großen Welt, wie die regiert
Mit Weißheit: Lieb und Macht geziert, u. ſ. f.

Seine Sinne entſchlummern nun, und er geräth in eine Art von Bezauberung:

Ich hört und hört nicht, ſah ohn Geſicht,
Mein Leben war wie ein Gedicht.

Und es erſcheint ihm ein Traum. Nacht und Graus umziehen ihn, und alles liegt in Trauer da:

Es ſchien als wolt die Erd und Himmel
Ein Zank anheben und Getümmel.

Endlich erſchallt eine weibliche Stimme. Die Stätte bewegt ſich, und ein grauer Schein, wie vor Sonnen Aufgang, ſtrömt herauf; die ganze Natur ſcheint Muth zu faſſen, und es erklingt ein Geſang:

- - - Wol dem Menschen, o wol,
Der die Welt kann verlassen,
Und leben wie ein Christ thun soll
Geht auf des Himmels Strassen,
Der wird zulezt
Alls Leids ergezt
In Frewd gesezt,
Da ihn kein Feind nicht mehr verlezt,
Drumb kom her, kom, du Gottes Braut
Dich halt der heimb, dem du vertrawt.

Plözlich eröffnet sich am Himmel eine Pforte: Glanz strömt über das Erdreich, und Nacht und Elend fliehen.

Wer ist die, so mein Gsicht nicht kennt?
Wer ist diß Bild, das sein Gesicht
So stracks nach diesem Glanze richt?
Wer ist die Weiblich Creatur,
Die ich dort sieh so klar und pur?
Wer ist so gresser Gnaden wehrt,
Daß sich frewt Himmel und die Erd?
O Liebhaber der Menschen Gschlecht,
Was ist der Mensch doch für ein Gmächt:
Daß du, o König groß sein denkst,
Und ihm so viel der Gnaden schenkst:
Daß all dein Gschöpff von Wunder reich
Ihm willigklich dienen zugleich?

Eine

Eine Wolke, wie Morgenröthe, ließ ſich allmählich nieder, und eine Muſik, lieblich wie auf Erden keine, ertönte mit Geſang zum Lobe Gottes. Die Wolke trennt ſich, und zwölf Jungfrauen [49]), die Hoffnung, Andacht, Liebe, Keuſchheit, Gehorſam, Freigebigkeit, Duldung, Einfalt, Demuth, Mäſigkeit und Arbeitſamkeit kommen paarweis hervor, und berichten der abgeſchiednen Seele Eliſabeths den Willen Gottes, und die Seligkeit der Tugenden in zwölf unterſchiedenen Geſängen an ſie. Dankbare Empfindung des Dichters über des Schöpfers herablaſſende Gnade, und endlich ein voller Chor vom Glücke eines ſelig vollbrachten Lebens.

Zerſtreuungen und Vertiefung in andere Geſchäffte hinderten unſern Dichter am Anbau ſeiner vielverſprechenden Gaben. Sein adelicher Zucht- und

49) Weil die teutſchen Worte auf das weibliche Geſchlecht grammatikaliſch nicht paſſen, ſo nennt er ſie lateiniſch Fides, Spes &c. Auch in dieſem ſchönen Gedichte kann er ſeine Spielereien nicht laſſen. Die Anfangsbuchſtaben von den zwölf verſchiednen Geſängen der Jungfrauen ſind groß gedruckt und bilden den Geburtsnamen der Verſtorbenen: Eliſabeth Rotin.

und [50]) Ehrenspiegel (1623.) hat sehr wahre, starkgesagte Ideen, und viel von jener herzlichen Einnehmlichkeit, aber der Ton ist ganz Lehrton, und glänzt nimmer von der Poesie in der geistlichen Kurzweil. Und als endlich Opiz erschien, empfand er dessen Ueberlegenheit so sehr, daß er sich in die teutsche Dichtkunst gar nicht mehr schriftstellerisch einlassen wollte [51]. Doch gab er noch die schon vormals angefangene Uebersezung des Glaubenstriumphs von Wilhelm Bartas im Jahr 1627. heraus. Die Verse, meistens Alexandriner, sind mechanisch betrachtet, durch Opizens Vorbild ungleich wohlklingender und regelmäßiger, als alle vorhergehenden; aber im Ganzen erkaltete An-

50) Steht hinter Henrici Hohenfelderi Flos virtutum, von S. 48—160. eigentlich ein Lobgedicht auf den allzufrüh verstorbenen Sohn seines Gönners und Freundes von Hohenfelder.

51) Epistola ad Math. Berneggerum præfixa, Wilhelm's von Bartas Glaubenstriumph: Ea est Opitianæ venæ apud me æstimatio & communicationis Tuæ V. C. gratia, ut invito Apolline ausus fuerim Germaniæ nostræ hoc Bartasii poemate - - - gratulari. — Epist Msta ad Saubertum Theol. Norib de 21 Jun. 1627. Ego ausus sum novam Poesin Opitianam ingredi invito Apolline &c.

Andreä's teutſches Dichterfeuer ganz. Sein Kinderſpiel [52]) auf das Jahr 1630. iſt unter der Erwartung, und ſelbſt der groſe Gegenſtand, Calws ſchröcklicher Untergang, konnte ihm kein poetiſches, nur ein frommes, predigtmäſiges Klaglied [53]) erpreſſen. Noch weit weniger vermochte die fruchtbringende Geſellſchaft, in die er, auf Herzog Auguſts Betrieb, 1646. unter dem Namen des Mürben aufgenommen ward [54]), die entſchlafene Funken wieder zu erwecken. Er haßte und verachtete vielmehr ihre Sprachverbeſſerei [55]).

Und

52) Nürnberg, bei Caſpar Fulden, 12 Blätter in kl. 8v. Geſpräche zwiſchen der Jungfrau Maria und ihren Chriſtkindern. Im Prolog tretten die Wahrheit, der Glaube u. ſ. w. auf.

53) S. Threni Calvenſes. (Argent. 1635.) von S. 104—119.

54) Vita Mſt. ad a. 1646. nomenque accepi Fracidi ſenio meo & rudi conveniens, cum emblemate: Muſci effœtæ arbori adhærentis & ſymbolo: *Etiamnum viret.* S. auch Neumarks neuſproſſenden Palmbaum.

55) Epiſt. Mſta ad Balth. Schmidium (Theol. Argent.) de 17 Sept. 1648. monſtra verborum rebus ſacris, odis & numeris germanis, vernaculæque linguæ ſub illa fructifera, verum mortifera ſocietate inſerunt.

Und so widmete Andreä in der ersten Lebenshälfte bis zum Jahr 1620. seine meiste Stunden und Kräfte schriftstellerischen Arbeiten. Unser kameralistisches Zeitalter (wo Zedlize den elendesten Puzfabrikanten für nüzlicher und schäzbarer halten als den herrlichsten Dichter) wird unstreitig gröstentheils von diesen seinen Bemühungen sehr geringe denken, vielleicht sie gar für Früchte eines gemeinen Ruhmkizels ansehen. Allein bei Andreä war es nur Eifer, nach bestem Wissen der Menschen Glück zu erhöhen, und daß er dieß grose Ziel am besten durch Schriften in seiner damaligen Lage zu erreichen glaubte, war gewiß kein eitler Wahn. Seine Werke drangen ein und erregten zum Theil grose Aufsehen und ungemeine Bewegungen: sie erwarben ihm nicht nur in allen Ecken Teutschlands, sondern auch in fremden Ländern, eine Menge Bewunderer, und wahre Freunde unter den angesehensten und ehrwürdigsten Männern. Wie manche, aus jenen und folgenden Zeiten, holten nicht Grundsäze daraus, nach denen sie ihr Leben einrichteten [56])? Wie manche erhielten nicht daher eine neue

56) Balthasar Scharf, Senior in Schweidniz, besaß einen Band Andreäischer Schriften, worinn der Menippus, Civis Christianus und die Mythol. Christianæ enthalten waren. Vornehin hatte der ehma-

neue bleibende Stimmung ihres Gemüths? Comenius welcher sich um keine geringe Sache — um Unterrichtungsart und Erziehung — wesentliche Verdienste erwarb, schöpfte seine Ideen meistens aus ihm; viele der wärmsten, edelsten Gottesgelehrten haben ihre innere Bildung ihm verdanket; ja man kann sagen, das ganze vorige Jahrhundert empfand mittelbar grose wiewohl geheime Einflüsse des Andreäischen Geistes.

Allein in welch höherem Glanze muß Andreä erscheinen, wenn sein thätiges Leben eben den Mann zurückspiegelt, den seine litterarischen Werke uns gezeigt haben! Der Schriftsteller und der handelnde Mensch muß in der gleichen Person immer im zweifelhaften Falle unterschieden, oft als entgegen gesezt betrachtet werden. Eine volle Eintracht, besonders bei Sittenlehrern und Tugendsängern, ist leider auf unserm Erdball eine eben so seltne Erscheinung als eine doppelte Sonne am Himmel. In todten Worten sind ihre Seelen stark und edel, in

ehmalige Besizer, Philipp von Münchhausen, folgendes geschrieben: „Dieses Buch recommendiret „(Parens) seinen Söhnen hiemit auf seinem Todtenbette vor allen andern täglich und fleissig zu le„sen, umt Humanæ Sapientiæ defectus und di„vinæ effectus recht einsehen zu lernen.„ V. Zelleri Præf. Mst. opusc. Andr. edend. præm.

in Thaten klein und niedrig. Das Gefühl, oft auch der Wahn: Weisheit und Wohlthätigkeit angepriesen zu haben: scheint ihnen ihrer Seits genug, oder gar ein Ablaß für die unterlassene Ausübung. Findet sich auch dieß bisweilen in geringerem Grade, so sind doch ihre Kräfte und Eigenschaften, bald aus Eingeschränktheit, bald aus dünkelhafter Trägheit, zum werktägigen untüchtig und ungeschickt [57]); und ihre Einsichten bleiben — in Buchstaben aufbehalten. Aber so nicht Andreä. Blos wegen den äussern Hindernissen, und dem Mangel eines wahren Wirkungskreises, war ihm seine Lage zu Vahingen so ganz gehässig. Die erste grösere Gelegenheit, welche ihm entgegen kam, ergriff er mit dem Eifer eines nach Thätigkeit dürstenden Mannes. Es war eine Reise, welche er im Jahr 1619. auf Befehl seines Fürsten und des geistlichen Rathes nach Oesterreich unternahm, um dem einreissenden Calvinismus [58]) zu steuren, und das

57) Auch dieses warf er den Gelehrten seiner Zeit vor. Menippus Dial. 27. Was müßte er erst heut zu Tage sagen?

58) Durch den wachsenden Einfluß des pfälzischen Hauses fraß er immer weiter um sich, und schien besonders Böhmen ꝛc. damals zu ergreiffen. Wie Wir-

das Lutherthum in Böhmen, Mähren, Kärnthen, Krain und den umliegenden Ländern zu verbreiten. Er that was der weiseste Unterhändler nur konnte; er gewann zuvorderst die Herzen der wichtigsten Männer bei der Sache, und dieß hauptsächlich durch seine persönliche Eigenschaften. Uebrigens zerstörte der Einbruch der schrecklichsten Zeiten alle Früchte schon im Keim [59]). So bald sich aber endlich mit dem Jahr 1620. seine Lage änderte [60]), und er Superintendent zu Calw wurde,

Wirtemberg entgegen arbeitete, sehe man in Sattlers Gesch. der Herzoge, 6. Th. 125—127.

59) Andreä hat diese Reise gleichfalls in lateinischer Sprache beschrieben, und sie seiner Lebensbeschreibung angehängt. Gedruckt ist sie meines Wissens nicht.

60) Seine Betrachtungen über den Vaihingischen Aufenthalt verdienen einen Plaz hier: ad a. 1619. „Hic terminus esto Vaihingensis Sexennii: quod si loci amœnitatem & fertilitatem, tum ætatis meæ vigorem spectes, veris & æstatis interstitium dici debuisset, sed hinc civium discordia, inde morum corruptione, tum frequenti mea vexatione, denique diris illis iteratis incendiis adeo mihi plenum amaritudinis fuit, ut præcox & senium accelerarit & intem-

de, da entfaltete sich sogleich der warme Gottesgelehrte, der erleuchtete Mann, der wahre Menschenfreund, der gute Bürger, der treue Sohn, der herzlichste Freund.

Das erste, was er bei seiner neuen Heerde zu bewerkstelligen suchte, war Verbesserung der allgemeinen Erziehung. Die gewöhnliche Prüfungen der Kinder wurden sehr geschärft, und dazu neue gedruckte katechetische Fragen eingeführet. Christoph Vischers jugendliche Erklärung der Evangelien und Episteln ließ er auflegen, und verbreitete sie um einen geringen Preis in der Gemeinde. Um dieselben recht nutzbar zu machen, erklärte er sie gegen zwey Jahre in Predigten, damit hauptsächlich die Unerwachsne den Grund der Religion recht fassen, und durch die Wiederhelung zu Hause tief in ihr Gedächtniß einprägen möchten. Sein Herz hieng überhaupt ganz an der Jugend, und er suchte sie selbst

tempestivos canos produxerit, dumque animo reputo, quam mirus mihi facilis ac aliis vita fluxerit, quam variis vicissitudinibus secus quam plerisque intercisa, delere possem duriorem in patria mea sortem, nisi me plerumque exterorum humanitas sublevasset, ut peregrinus domi, foris patriam & penates invenisse mihi videar & Deo qui mirabiliter suos ducit, ingentes debere gratias merito libens profitear,

selbst durch Geschenke und andre erwecklichen Dinge zu gewinnen und zu leiten. Die Kinder sprangen ihm auch daher auf den Strasen entgegen, und boten ihm freundlich die Hände [61]). Alles dieß kräftig zu bewirken, zugleich seine Bürger in das wahre Christenthum einzuleiten, und den Wohlstand seiner Stadt zu erhöhen, brachte er im Jahr 1621. eine fürtreffliche Anstalt zu Stande, das sogenannte Färbergestift [62]) zu Calw. Er selbst nämlich, so unvermöglich er auch war, und verschiedene Bürger trugen ein beträchtliches Hauptgut an baarem Gelde zusammen. Die Zinsen desselben wurden nicht allein zu einer bessern Kindererziehung, zu Unterstüzung armer Studierender und Errichtung einer auserlesenen Bibliothek, sondern auch zur Ermunterung der Handwerker, und zur Pflege der Armen, Kranken, Blödsinnigen und Krüppelhaften gewissenhaft verwendet. Andreä, der diese Stiftung verwaltete, und von Jahr zu Jahr vergröserte, sah das Bedürfniß der an-

61) Gottlieb Andreä, sein Sohn bemerkt dieß in der christlichen Trauerklage.

62) Steht in extenso in Mosers Sammlung allerley Wirtembergischer Stipendiorum. 1 Th. S. 1—77. und ist der Mühe werth ganz gelesen zu werden. Mit Recht nennt sie der verdienstreiche Herausgeber ein Meisterstück.

nahenden jammervollen Zeiten, und wirkte unendlich viel Gutes damit [62]). Auch das Aeuſſere des

Got-

63) Dieſes ſogenannte Färbergeſtift iſt die Societas chriſtiana, wovon Andreä in ſeinem Leben ad a. 1621. aber undeutlich redet. Hr. Herder, der ihre Stiftung (l. c. S. 234.) fälſchlich in das vorhergehende Jahr ſezt, kannte ſie, wie es ſcheint, nur aus der Biographie, und konnte alſo den rechten Begriff davon nicht haben. Andreä's Worte hievon ſind: Cæterum majoris momenti fuit, quod ſub id tempus *adverſis caſibus opponendum putavi*, nempe Collectam ex civibus meis *Chriſtianam Societatem* ſuperiore anno delineatam, quæ depoſita argenti aliqua notabili ſumma in præſens pauperum indigentiæ ſuccurreret, in futurum vero, ſi res ita ferret vel occurrentibus neceſſitatibus obveniret, vel poſteris rectius proſpiceret & una amicitiæ conſtantiam ſervaret, moribusque deviis occurreret, cujus fundamentis in pago Scherzich prope Argentoratum ſub prandio jactis & in ſuburbano meo recollectis ac diductis, poſtquam Chriſtoferus Demmelerus vir magni animi laudabile initium mecum feciſſet, ſecuti ſunt alii atque alii, adeo ut hodie hoc ſacrum depoſitum ad 1800 florenorum ſummam excreverit, cujus rationes mihi concreditas ſemper religioſe habui, auctioresque in annos reddidi, haud dubio eadem fide & alacritate poſthac

Gottesdienſts ſuchte er der gehörigen Majeſtät immer näher zu bringen. Zwo Kirchen wurden durch die milden Beiträge der Bürger, beſonders Chriſtof Demlers, neu erbaut, und mit Gemälden und Bildhauerarbeiten prächtig ausgeſchmückt. Allein er lebte auch mit ſeinen Bürgern theils als wahrer Freund, theils als der ſorgſamſte Vater; und daher beſaß er der edleren ganzes Vertrauen. Da die unſelige Münzverwirrungen anfiengen, und ſelbſt der Calwiſche Obervogt, Jacob Beſtlin, aus Neid und Habſucht einige Handelsleute der Verfälſchung beſchuldigte, nahm er ſich ungerufen und allein mit gröſter Freimüthigkeit ihrer Unſchuld an, und verfocht ſie bei dem Herzog und ſeinen Räthen. Seine andern Bürger ſtrebte er zugleich von jedem ähnlichen damals ſo gemeinen Betruge zurückzuhalten, und verſuchte ihnen durch ein öffentliches Schauſpiel die Abſcheulichkeit deſſelben anſchaulich zu machen, ein Mittel, welches er in mehreren Gelegenheiten, beſonders für die Jugend gebrauchte. Aus dieſem Münzgewirr, aus häufigem Mißwachs,

hac continuetur magno poſteritatis commodo *rei ſacræ & literariæ* profuturum. Andreä hatte ſchon das vorige Jahr ſeine auf die Strasburger Meſſe ziehenden Kaufleute begleitet, und ihnen einſt unter dem Eſſen den erſten Gedanken von einer ſolchen Stiftung vorgelegt. Die beträchtliche Calwiſche Handelsgeſellſchaft hat ihm überhaupt vieles zu verdanken.

und dem einbrechenden 30jährigen Kriege entstand allmählich eine grose Zerrüttung, Seuchen und allgemeine Theurung. Die Menge der Armen, und die Schaaren flüchtigen Gesindels mehrten sich täglich; und um das Jahr 1626. kam es so weit, daß nicht nur ungemein viele Bettler umher zogen, sondern ganze Familien haufenweise von dem Hunger aus ihren Häusern getrieben wurden. Niemand, weder Landesregierung noch Obrigkeit, nahm sich der Unglücklichen an, niemand suchte die Landstreicher in Ordnung zu erhalten oder zur Arbeit anzustellen, niemand, die ehrlichen Bürger, welche ihr Brod mit dem Schweiß ihres Angesichts erwarben, von dem überlästigen Bettlervolk zu befreien. Andreä dachte sogleich weisen Einrichtungen nach. Mit vieler Mühe sammelte er Geldbeiträge von den Bürgern, ließ den Verkrankten zu Hause davon Allmosen reichen, die armen Kinder aber täglich zweimal in dem Krankenhause speisen, und einige zur Schule, andre zu Handwerkern thun. Und als dieses nicht genügen konnte, unterzog er sich unter den abschröckendsten Schwierigkeiten, abermals der gleichen Besorgung, und erhielt auf diese Weise bis zum Jahr 1631. eine Anstalt, welche in einem Zeitraum von 5 Jahren über eine Million dürftiger Menschen Unterhalt, Erquickung, oder einen Zehrpfen-

pfenning verschaft hat [64]). Aber es war auch seine Fürsorge allein, welche Calw von der Hungersnoth, die andere Oerter so schröcklich verfolgte, frei hielt. Auf seine Anschläge nämlich und seine Besorgung bei Freunden, und, wie es mehr als wahrscheinlich ist, dem geheimen Bunde, wurden Fässer und Verschläge voll Mehl aus fernen Gegenden herbeigeführt [65]).

Ein solches Elend, wie das im 30jährigen Kriege, hat wenigstens die Zeit seiner Dauer über, auf das sittliche Verhalten der meisten einen giftigen Einfluß. Ehrbare Sitten müssen zerfallen, und Recht und Billigkeit der Noth weichen, indessen der gemeine menschliche Hang zum Uebeln tausend begünstigende Vorwände und Reizungen findet. Andreä zeigte sich bei diesem Jammer wieder in seiner Gröse. Er gab eine Ermunterung [66]) an

64) Vita Mst. ad a. 1626. & 1627.

65) Gottlieb Andreä's Trauerklage. S. 55.

66) Veræ Unionis in Christo Jesu Specimen selectiss. & probatiss. amicis a Rever. & clariss. Viro Joh. Val. Andreæ obumbratum &c. MDCXXVIII. kl. 12. Sie erschien in Nürnberg wo sie auch aus den Unterredungen mit Johann Saubert, und dem Patrizier Conrad Baier entstand. Wegen der Seltenheit ließ Clemm l. c. p. 120—142. dieselbe wieder abdrucken.

an die Edleren der Menschen, sich in einen heiligen Bund zu begeben, um sich durch Mittheilung mehr Feuer und Kraft zur Ausübung des wahren Christenthume zu sammeln, als jede einzeln für sich gehabt hätten. Luthers Lehre wollten sie rein erhalten, Kezereien zerreissen, den Pabst vertreiben, Teutschlands Freiheit zu erhalten suchen; die Sitten reinigen und alle innere Wunden ihres Landes oder ihres Ortes heilen helfen. Einerseits gewährte er hiedurch die tröstendste und erhabenste aller menschlichen Gefühle und Neigungen, Vertrauen auf Gott, vielen Tausenden in neuer Stärke; andernseits durfte er mit Grunde hoffen, mindestens hier und da Männer zu erwecken, oder anzuflammen, welche durch Weisheit und Wohlthätigkeit in jenen fürchterlichen Zeiten unnennbares Gute in ihrem Kreise stiften könnten. Auch erreichte er vielleicht im Stillen seine göttliche Absichten; aber nur in Nürnberg und in Wirtemberg war der Bund in seiner wahren Gestalt ausgebreitet [67]). Er selbst that

67) Ich habe ein Apographum von dem Original der Union vor mir; wobei folgende Unterschriften kommen: Joh. Saubertus, Ecclesiæ Nor. ad Div. Sebaldi Pastor. — Christoph Leibnitz, Ecclesiæ Chr. ap. Norib. Diac. — Conradus Bajer, Norib. — Justus Jacobus Leibnitz, Christ. filius.

that was er lehrte. Als seine Mutter, die vom Hofe ein Leibgeding erhalten hatte, in Calw starb, so nahm er, seines Bedürfnisses ungeachtet, nicht einen Heller von ihrer Verlassenschaft, sondern überließ seinen Antheil theils seinen dürftigern Geschwistern, theils verwand er ihn auf milde Stiftungen. Der vielen Wirtembergischen Geistlichen und Schuldiener, welche in dem Jahr 1630. durch die Kaiserlichen von ihren Aemtern vertrieben wurden, nahm er sich mit feuriger Werkthätigkeit an, sammelte Geld und Erbarmen für sie; überhaupt zeigte er sich bei jedem Anlasse als ein unsrer Bewunderung und Ehrfurcht würdiger Mann der sich unter den niederschlagendsten Hindernissen weder von Zeit noch Umständen, zurück treiben ließ,

filius. — Joh. Val. Andreæ — Christoph Wölflin (Stutgart.) — Joachim Christian Neu, J. U. D. & Consil. Würtemb. — Joh. Jac. Mörleth, Abbas Adelberg. (post 26 annorum intervalla Val. Andreæ successor) — Joh. Ulricus Pregizer D. pietatis, famæ & memoriæ Andreanæ cultor devotiss. studiosissimus. — Gottlieb Andreæ, Joh. V. filius, (Pastor Wangheimensis) Vor den meisten Unterschriften gehen umständliche feierliche Gelübde voraus. Daß der Bund noch lange nach Andreä's Tode fortdauerte, braucht keines weitern Beweises.

mit ewiger Wachsamkeit und väterlichster Sorgfalt zum Wohl seiner Nebenmenschen zu arbeiten.

Dennoch wurden seine Lehren, Vorschläge, Einrichtungen und Anstalten mit einem entsprechenden Erfolge nicht gesegnet; sein groser Wunsch: an Calw beweisen zu können, was Weisheit und Menschenliebe eines wahren Seelsorgers zum Glücke seiner Gemeinde vermögen, ward nicht erfüllt. Dieses Städtchen, welches schon damals viele Zeugmanufakturen hatte, und einen beträchtlichen Handel trieb, wurde von den schröcklichen Begleitern des Kriegs schen lange gegeiselt, und von Feinden bedrängt. Andreä, der sich auch der äussern Vertheidigung annahm, soll (der Familiensage nach) oft mit dem Schwert unter dem Mantel die Kanzel bestiegen haben, um im Falle des Angriffs seine Bürger zu begeistern. Endlich aber ward es im Jahr 1634 von einer Kaiserlichen Parthei überfallen und verheert. Von diesem Zeitpunkte an neigte sich sein Gemüth immer tiefer zur Schwermuth, und seine Gesundheit verfiel sichtbar. Sein Haus gieng in Flammen auf, und damit all sein zeitliches Gut. Lange mußte er in der Wildniß der Vorstadt leben in Mangel und Kummer, während man den nichtswürdigsten Personen, die ihn anfeindeten, für Wohnung und Unterhalt sorgte. Seine gröste Erquickung, Briefwechsel mit seinen

Freun-

Freunden in Pohlen, in Paris, Rostock, Stralsund, Wien, Genf, und an hundert andre Oerter, hörte auf; seine Lieblingsbelustigungen, Malereien und Kunstwerke [68]), waren zu Grunde gegangen; und mit ihnen sein schöner seltner Vorrath an Handschriften und allerlei Denkmälern. Ein ganzes Jahr über ritt er nie spazieren, und kam nicht einmal vor die Thore der Stadt, immer in der Stille und Einsamkeit. Doch alles dieß war, in Vergleichung mit dem Elende seiner Stadt, für ihn ein unbedeutendes Mißgeschick. Hier war alles in der kläglichsten Zerrüttung. Der Rath und die Obern hatten ihre Pflichten grosentheils vergessen — alles wimmelte von Armen und Verlaßnen; eine ungemeine Menge kranker und angesteckter Leute lagen da, ohne Arznei, ohne Bett, Unterhalt und Trost; mehr als hundert Waisen giengen nackt umher ohne Nahrung und Wohnung, und niemand war, der ihrer achtete. Andreä'n lag alles dieses Weh auf dem Herzen. Mit unbegreiflicher Arbeit und Selbstüberwindung sorgte er nach allen Kräften

68) Unter andern besaß er eine Maria von Albert Dürer, und die Bekehrung Pauli von Holbein. Erstere hatte er von dem Nürnbergischen Senior Johann Imhof zum Geschenk erhalten. Donum sagt er (Vita Mst. ad a. 1629.) davon, nullo auro contra æstimandum.

ten für sie. Er sammelte abermals Geldbeiträge bei Einheimischen und Auswärtigen, und ließ die verunglückten Kinder in das Waisenhaus schaffen. Als sie aber, wie es anderst nicht seyn konnte, an Reinlichkeit, Unterricht und Obsorge äusserst hier versäumt wurden, so drang er wiederum in seine Gemeinde, und brachte es im Jahr 1637. dahin, daß von 80 Waisenkindern einige zu vermöglichen Bürgern in Dienst, andere zu Handwerkern, die kleinern zur Erziehung in Häuser vertheilt wurden, alle aber zur Schule geschickt werden mußten. Auch errang er durch Bittschriften und Verwendungen bei verschiedenen feindlichen Officiers mancherlei Vortheile für seine Stadt: denn sein Name war bei den edelsten der Nation schon lang in groser Achtung. Alle geistlichen Geschäfte lagen lange ganz allein auf ihm: und einsmals hielt er neben seinen andern unendlich vielen Sorgen, 85 Leichenreden in einem einzigen Vierteljahre [69]).

Zu

69) Alles ein getreuer Auszug aus seiner Vita Mst. Wie viel verschwieg noch seine Bescheidenheit! Eine Stelle führe ich an: ad a. 1635. „Labores vero majores, quam unquam ante accrevere, cum ecclesiastici, tum civiles ac illi quidem ob luis popularis sævitiem, ex superioris anni decursu ad hujus Martium continuatam, postea remissiorem, sed statim in Julio recrudescentem

Zu gleicher Zeit glänzte seine Seele auch von andern Seiten schön. Freundschaft nämlich war im-

tem & ut nuper plebi, ita jam opimioribus formidabiliorem, quæ jam ad Septembris medietatem 500 capita defecuit, cum pridem in numeroso civium cœtu annus centenis circiter funeribus expiaretur. Hi vero restituendæ Politiæ plane dissolutæ, cicurandis moribus licentia efferatis & alendis curandisque inopibus debiti. Nam cum rebus nostris uno excidio perditis, tanta miserorum turba fami, lui & dissolutioni absque omni humana ope & medela exposita superfuerit, ut pridem lanienæ, ita nunc lentæ & lamentabili morti depascenda: a postremo exorsus ordinem aliquemcunque & Politiæ umbram restitui; Magistratum officium recapessere non sine fastidio & invidia hortatus, civibus obsequium vel per jurgium ingerens, æquitatem in publica furandi licentia; bacchandi consuetudine abstinentiam; libidinis confusione pudorem sæpe cum ludibrio propinans, quod tandem supra meam etiam expectationem frustra non fuisse voti reus sum. Inde ad solandos fovendosque ægros & sepeliendos defunctos, quorum septingentorum mors brevi intervallo fecit, conversus, subsidio vel unius oboli ab omni etiam tum salva vicinia, nunc justo fortasse supplicio affecta, nobis improbe denegato, a reliquiis

immer für ihn wahres Bedürfniß, und selbst in den schröcklichsten Zeiten vergaß er ihrer Rechte nie. Von früher Jugend an bis in das Alter beschäfftigte er sich damit, das Gedächtniß der verstorbenen Freunde zu erhalten, um auch dadurch seinen Nebenmenschen zur Tugend zu erwecken, und jenen die süsseste Belohnung ihres Wohlthuns, Verehrung der Nachwelt, zu verschaffen. Dieß bezeugen, um nur einige zu nennen, seine Memorialia 1619. seine Gratitudo in bene meritos 1633. und der Genius Dav. Magiri domesticus, welchen er im Jahr 1636. schrieb. Dankbarkeit, Liebe und Hochachtung waren seinem Herzen so süsse und gewohnte Gefühle, daß kein Unfall, keine Zerstreuung, keine Schwermuth sie je verjagen oder nur schwächen konnte. Daher machte er auch mitten unter den Kriegszeiten fast alle Jahre Reisen, vornämlich nach Nürnberg, Augsburg und Stras-

quiis noſtris haud ſane ubique promptis exigere, & cum emulgendo tum diſtribuendo plurimum ſiniſtri judicii & diſſonæ vocis perferre oportuit. Denique alendis tot famelicis, maxime vero orphanis plus quam centenis, veſtiendis plane nudis, tegendis ab omni hoſpitio exutis, id opus laborque fuit, ſed & quem animo invicto ſuperavi atque in hunc usque diem divino munere produxi.

Strasburg, um an dem Herzen ſeiner Geliebten liegen, und mit ihnen neue Dinge zum Wohl ſeiner Nebenmenſchen ausſinnen und unternehmen zu können — zugleich auch ſein himmliſches Verlangen nach neuen Gegenſtänden der Liebe und Verehrung zu befriedigen. Als Chriſtoph Beſold die Religion änderte, und das Vaterland verrieth, ward ſeine Seele von Schmerz zerriſſen, denn nun konnte er einen Mann, den er ehmals über alles ſchätzte, nimmer lieben [70]).

Calw

70) Da Beſold mit ſeiner verrätheriſchen Feder ſo vieles Unglück über Wirtemberg verhängt hat, ſo verdient Andreä's Nachricht von ihm hier eine Stelle: Omnium luctuoſiſſima mihi eſſe debet mors Beſoldi ſpiritualis, ſive a nobis in Religione ad Pontificios diſceſſus, viri ſupra omnes mortales de me præclare meriti, cætera, ne quid diſſimulem, nunquam ſibi in Religione conſtantis, ſed ex multiplici variarum ſententiarum lectione ſeſe volutantis, qui aut valde fallor, nec in his caſtris habebit, ubi acquieſcat, ubi verborum accepiſſe plurimum, rei vix umbram poſſidere animadverterit. Ejecit autem jam fluctuantem, ſi divinare licet, D. Thummii importunitas & ſuccollantium ei togatorum mancipiorum vecordia, ut, dum noſtros vitat & odit, in aliorum inſidias & caſſes homo minime cautus inciderit. - - Theodor Thumm,

Calw richtete sich indessen, vorzüglich durch Andreä's Rathschläge und Verbindungen, allmählich wieder auf, und gelangte, trotz der gräßlichsten Zufälle, weit schneller als andere Städte zu seiner vorigen Blüthe. Die rechtschaffenste der Bürger erkannten auch seine Verdienste; denn über seinen gesezten Gehalt gaben sie ihm, von 1634—1638. tausend Gulden, wozu noch 500 von auswärtigen Freunden hinzuflossen [71]). Andreä fühlte sich also durch

Thumm, der als Professor in Tübingen 1630. gestorben, scheint mithin durch seinen tollen Ketzereifer Besolds Seele durch Erbitterung zum Religionswechsel hauptsächlich veranlaßt zu haben, sonst würde der gewissenhafte Andreä nicht einmal einen Argwohn geäussert haben. Uebrigens nennt Andreä diesen Thumm, der ein rechter theologischer Raufdegen war, und manche wunderbare Abentheuer vor dem Katheder und im Feldzuge gegen die Ketzer heldenmüthiglich ausgefochten haben soll, samt dem Tübing. Kanzler Lukas Osiander politico-theologos, corruptores indignos. Vita Mst. ad a. 1629. Thumms Elogium giebt der Lobhudler Fischlin memor. Theol. Wirtemb. p. 139. P. II.

71) Vita Mst. ad a. 1638. Nec reticenda est civium quorundam meorum liberalitas, quod hoc communis calamitatis quadriennio mille plus minus florenorum supra justum salarium contulerint,

durch Dankbarkeit und seine groſe Hoffnung: Calw unterscheidend glücklich zu machen: doppelt an dieſe Stadt gebunden; und daher verließ er ſie nicht, ungeachtet die Nürnberger, und beſonders ſeine innigſten Freunde, Johann Saubert und Conrad Baier, gegen 9 Jahre mit aller Macht ihn zu ſich zu ziehen ſtrebten. Auch als Herzog Eberhard III. im Jahr 1638. von ſeiner Flucht zurückgekommen, ihn weiter befördern wollte, indem er ihm die Wahl zwiſchen einer theologiſchen Profeſſur, der Stifts- oder Hofpredigerſtelle in Stutgart ließ: ſo

ſchlug

lerint, quibus *quingenti circiter foris* acceſſerunt & rem familiarem acciſam haud mediocriter refecerunt. Cujus gratiam nulla ætas apud me delebit & omnis mea familia habebit obnoxium. **Dieſe 500 fl. von auswärts erhielt er mehr als wahrſcheinlich von dem geheimen Bunde (societ. litter. & chriſt.) denn ſonſt würde er die Quellen ohne allen Zweifel namentlich angeführt haben. Führt er doch allemal die Perſonen an, von denen er nur ein Hündgen, ein Buch u. dergl. zum Geſchenke erhalten. — Sonſt ſagt er** noch ad a. 1635. ſocietas noſtra binos addidit florenos hebdomatim. **Entweder iſt dieß das Färbergeſtift, wiewol es damals ſchwerlich von den Zinſen wöchentlich 2 fl. ihm nur allein geben konnte, oder es iſt die Union.**

ſchlug er anfangs alles aus, denn er ſah welche Laſten ſeiner immer mehr ermatteten Schultern warteten. Endlich riſſen ihn das Dringen ſeiner Freunde, und die Betrachtung, hier nützlicher werden zu können, fort, und er erwählte die Hofpredigerſtelle. Aber dieß that er nur mit dem Beding einer halbjährigen Probierzeit, indeſſen Chr. Zeller nach Calw kommen ſollte, damit ſeine mit ſo vielem Schweiß gepflanzte Gemeinde unter den Händen eines andern nicht verſchlimmert werden möchte.

Und ſo kam er im Jahr 1639. nach Stutgart und an den Hof [72]), zwo Lagen die er jede Zeit ſei-

72) Was hier geſagt, und fernerhin vorkommen wird, iſt nicht unſer Urtheil über die damalige Beſchaffenheit des Hofes und der Regierung, ſondern blos eine Schilderung von der Denkart und dem Karakter Andreä's, der dieſe Dinge gerade von dieſer Seite anſah, oder mit dieſen Farben malte. Daß man nichts übertrieben, lehren Andreä's eigne Worte: ad a. 1639. - - jam in limine deprehendi, qui rebus reſtituendis admoti eſſent, nihil minus quam reſtitutas velle, adeoque corruptionis maximam partem eſſe, utpote quibus ex hac tempeſtate ſereretur metereturque, & ſi quid ab exilio damni accidiſſet ex reliquiis noſtris ſarciendum videretur. Sed & quibus Religionis Summa concredita erat, ita *ſupina religionis* & *laxæ vitæ* reperi, ut a ſe-

rio

seines Lebens scheuete. Alle Anstalten, kirchliche und weltliche, fand er in traurigster Zerrüttung. Die Männer, denen die Wiederherstellung des Kirchenwesens und des gemeinen Wohlstandes oblag, fröhnten, statt hieran zu arbeiten, ihrer Habsucht und ihren Begierden. Jeder Lüstling lebte nach seinem Hang ohne Scheue, denn er hatte die Obern zu Vorgängern, welchen damals ernste Gottesverehrung und strenge Sittenzucht pedantische Thorheit oder Aberglauben dünkte. Andreä'n erfüllten diese Umstände mit finsterm Unmuth; er malt sie in diesen sonderbaren, aber bedeutungsvollen und gedankenschweren Versen:

Imperium crudum, —— Regnum nudum,
Consilium mutum, —— Satellitium brutum,
Curiæ viscus, —— Aulæ discus,
Cleri tabes, —— Fori labes,
Ordo confusus, —— Sudor profusus,
Fundi luxus, —— Aridi fluxus,
Religio pulla, —— Conscientia nulla,
Tristes lusus, —— Noxii usus,

rio Dei cultu morumque censura tanquam hæresi & flagellis abhorrerent, quo factum est, ut ægre obtineretur blasphemiarum, promiscuæ libidinis, prophanationis dierum feriatarum, variæque dissolutionis ex belli contagio contracta. *Interdictum &c.*

Columbæ cenſura, —— Corvi uſura,
Boni ſupplicium, —— Mali pretium
Sunt noſtrum Exitium.

Seinen eignen Zuſtand hingegen ſchildert er alſo:

Aſſiduus clamor, —— Irritus labor,
Religionis luctus, —— Aulæ ructus
Onus impar, —— Jugum diſpar,
Stomachus debilis, —— Memoria labilis,
Panis defectus, —— Frequens deſpectus,
Præcox ſenium, —— Nauſea rerum
Contagii periculum —— Cœli deſiderium
Urgent meum Abitum.

Doch verzehrte er ſich nicht in thatenloſer Schwermuth. Von dem erſten Antritt ſeines Amtes an war er auf die wichtigſte Angelegenheit, die Wiederherſtellung des theologiſchen Stiftes einer fürtrefflichen und faſt einzigen Anſtalt, aus allen Kräften beſorgt. Mit dem Jahr 1630. entvölkerte ſich dieſe Pflanzſchule allmählich, und nach der Nördlinger Schlacht ſtand ſie 4 Jahre über völlig ausgeſtorben [73]). Mit Eberhards Zurückkunft ſammelten ſich zwar wiederum einige Zöglinge; allein ihre Anzahl kam zu dieſer erſchöpften Zeit gar nicht in Betracht, indem von 1046. theils angeſtellten, theils anwachſenden Geiſtlichen nur noch

338

73) Zellers Merkwürdigkeiten von Tübingen S. 202.

338 übrig waren [74]). Andreä arbeitete, trutz dem Zaudern der Oberfürſorger, trutz der unbeweglichen Läſſigkeit derſelben, und vielen andern Hinderniſſen, unermüdet und faſt ganz allein an der Wiederaufrichtung; brachte es auch dahin, daß bereits im Jahr 1641. wiederum 50 Zöglinge, anſtändig unterhalten und erzogen, im Stifte aufblühten [75]). Zwei Jahre hernach änderte er manches in der Einrichtung, indem er die frühe Austheilung der gelehrten Grade nimmer zuließ, und zween neue Lehrer aufſtellte, einen in der Mathematik, den andern in der hebräiſchen Sprache.

74) Vita Mſta. ad a. 1639.

75) Ibid. ad a. eund. Ne vero nihil agerem, in alumnorum ſtudii theologici reſtitutionem & ſubſidium, cunctantibus ipſis muſagetis, totus incubui, quibus in exemplum & ſpem patriæ 5 Jun. Gottlieb filium inſerui. — Epiſt. d. 17 Aug. 1641. Theologiæ alumni numero 50. ſub liberaliori cultura & victu in novam ſpem eccleſiæ reſloreſcunt & Academiæ (Tubing.) jam maximam partem faciunt, in quo uno *ego*, abſit jactantia, ambitioſe triumpho, qui importunis precibus prope unus & cum invidia hos palmites Principi extorſi, qui præ ſe quidem facilis - - - (man verſteht die ausgelaſſenen Worte) tenebatur. V. Clemmii Amœnit. l. c. p. 114.

Was aber hiebei den meiſten Schimmer auf Andreä'n zurückwirft, iſt daß er allein für die Beſoldung dieſer beeden ſorgte, denn er ſammelte dieſelbe ſogar bei Ausländern, unter andern bei ſeinem würdigen Gönner [76]) Herzog Auguſt von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Bald darauf erwarb er ſich abermal, und immer unter groſem Widerſtande, neue Verdienſte um das Stift zu Tübingen: denn es ward vergröſert, der Unterhalt verbeſſert, und die Aufſicht weiſer eingerichtet. Auch das Gymnaſium zu Stutgart richtete er wieder auf, erſezte die Lehrer und erhöhte ihren Gehalt [77]). Zu

76) Vita Mſt. ad a. 1624. Ex muneris mei partibus præcipua fuit *illuſtris Stipendii inſpectio*, quod cum præcoci effuſaque graduum literariorum collatione, tum informationis etiam mathematicæ & hebrææ penuria videretur, utrique recte conſuetum, ſumtibus egenorum cautum eſt, 13. Junii didactro etiam in duos Profeſſores annuo per me collecto, cui Auguſtus meus 30 florenos Produx Geizigkofler 10; alii alios pro fortunis ſuis & humanitate contulere. In dem Menippus eiferte er ſchon ſehr wider die verſchwendete und unzeitige Ertheilung der gelehrten Graden. Sehr paſſend nennt er die austheilende Herrn Aſino-creatores.

77) Vita Mſt. ad a. 1645. Poſtea Gymnaſii Stuttgardiani res confuſas & acciſas, ſuppletis pædago-

Zu gleicher Zeit arbeitete er mit aller Macht an dem ſittlichen und zeitlichen Wohlſtande der Kirchendiener. Die meiſten derſelben glaubten, nach der ſchwachen Menſchenweiſe, ihre Unthaten und Gebrechen durch die Dürftigkeit entſchuldigt. Andreä gab ihnen ſogleich eine Richtſchnur ihres Verhaltens in der Cynoſura Oeconomiæ eccleſiaſticæ [78]), und wachte mit äuſſerſter Strenge über Zucht und Wohlverhalten. In- und auſſer Landes ſammelte er milde Beiträge für ſie, brachte

dagogis auctisque ſtipendiis reſtitui 19. Aug. ac 31. Octob. *barbaris obnitente* in ordinem redegi. Demum *Alumnis theologici Collegii* denario numero auctis & victum liberaliorem & inſpectionem rectiorem, qui contra ſentiebant, impetravi, quæ tria quicquid mea ſuggeſtione procurata, tamen Producis noſtri *auctoritati*, quæ improbos contra ausus perfregit, unice debentur.

78) Vita Mſt. ad a. 1639. Dehinc ut ſupereſſet poſt tantam vaſtitatem, quod Eccleſiaſtarum mores vel formaret vel coerceret, regulam ex reſcriptis majorum, quam *Cynoſuram Oeconomiæ eccleſiaſticæ* appellare viſum eſt, concinnatam publici juris feci, haud dubio in futurum uſu, cum nos Symmetriæ Wirtembergicæ gnari deficerent.

es dahin, daß die Bauren an vielen Oertern ihnen eine gewiſſe Strecke ödeliegender Güter bearbeiteten [79]), und verwand ſich mit Macht bei dem Herzoge für die Erhaltung ihres ganzen Gehalts, als man unter dem Titel Novalien das Kirchengut antaſtete [80]). Aber Eberhard war nur gutmüthig und

79) Ad a. 1640. Interea cum in ſublevando illuſtri ſtipendio, tum alendo fatiſcente Miniſterio plurimum eſt atque ſtrenue laboratum eo eventu, ut collecta per omnem Ducatum ſtipe 3000 floren. Alumnorum convictui, 2500 egeſtati Miniſtrorum, qui numero circiter 600 fuere, ceſſerint, alii 3000 flor. *alio ut ſolet*, abierint. Imperatum tamen agricolis eſt, ut fundos jam ſylveſcentes ubique & publicos, ſuo quoque loco, Paſtori certo numero & ratione colerent &c.

80) Die Stelle iſt merkwürdig: ad a. 1640. Paulo ante cum Princeps male conſultus manum bonis Eccleſiaſticis ſub *novalium* nomine injiceret, interceſſit Conſiſtorium & petito ad 6. Jul. Principis colloquio, quo cum conſcientiæ periculo & Dei anathemate hæc res conjuncta, ac quam a Principum Anteceſſorum ſancitis, teſtamentis ac publicis proteſtationibus aliena eſſet, prolixe oſtendit, ad quæ perbenigne Princeps reſpondit, teſtatus nequaquam hoc fraudi Eccleſiæ fore, quod idem Conſiliarii ſecretiores, lin-

und es gelang nicht. Andreä, als eine ſtarke edle Seele, ward durch mehreres Mißlingen nicht kleinmüthig, nicht abgeſchröckt. Er that immer neue Verſuche, und erpreßte endlich eine gemeinſchaftliche Berathſchlagung des Fürſten und der Stände. Zwölf Artikel zur Aufrichtung des geiſtlichen Standes und des Stiftes in Tübingen waren bereits angenommen, aber es kamen noch im nämlichen Jahre 1640. feindliche Winterläger, und vernichteten alles wieder [81]). Den Synodus, welcher 6 Jahre aufgehört hatte, brachte er wieder in Gang, und ſtrebte mit äuſſerſter Anſtrengung, weiſe und wohlthätige Anſtalten, ſcharfe Aufwandsgeſeze, und eine ſtrenge Sittenzucht einzuführen.

lingua ſtudioſi, inertes opera, ſubleſta fide confirmarunt, artibus tamen Curiæ & harpyarum ingluvie effectum eſt, ut vix dimidia pars prædæ quaſi dono & gratia ad Eccleſiam redierit, unde ea ſecuta eſt redituum ſacrorum anguſtia, ut per univerſum Würtembergiæ ægrum non præter ſesqui-menſtruum ſtipendium ſuppetierit, niſi quibus vel ſtipe aliena agricolatione ſua paulo liberalius vivere licuit, cum interim *equiſonibus, ludionibus, gulonibus, venatoribus & id genus aliis unde luxuriarenter, abunde eſſet.*

81) Welche Mühe er anwenden, und welchen Verdruß er leiden mußte, leſe man bei ihm ſelbſt.

Von der Würde des geiſtlichen Standes hegte er hohe Begriffe; jeden Eingriff der weltlichen in ſeine mit Weisheit beſtimmte Gewalt ſchalt er mit Recht Tyrannei: aller Unterſchied der Perſon höre bei kirchlichen Uebertrettungen auf [82]).

Wie

82) Eine Stelle ad a. 1643. welche vieles erläutert, und Andreä's Denkart ganz verräth, kann ich nicht vorbeigehen: Unica mihi, ſagt er, alicujus momenti lucta fuit, quam memorare non absre fuerit. Philippus K - - n proſtituti pudoris homo, cum iterum duas ancillas atque ſponſus uno propemodum tempore, gravidas feciſſet, qui ab Eccleſia corriperetur atque eidem reconciliaretur dignus nobis viſus eſt, ne quæ magno niſu in uſum nuper reducta eſſet *Eccleſiæ cenſura in vilia tantum capita & columbas valere, indemnibus corvis videretur.* Sed interceſſit familia occupavitque in tantum Virum cetera integerrimum Richardum Mockelium meum, ut & civili pœnæ & Eccleſiaſticæ cenſuræ *præpotenti vi eximeretur*, eoque impudentiæ progreſſa eſt *politica fraus & violentia*, ut Principem Epiſcopum novo exemplo conſtitueret, cujus in manu eſſet invito miniſterio reum abſolvere, quin imo abſolutionem rei flagitioſiſſimi ſine pœnitentiæ ſpecimine jure ſuo imperare. Quid non audet Dominatus turbato Reipublicæ & oppreſſo Eccleſiæ

Wie trefflich übrigens die Gedanken und Vorschläge waren, welche er schon damals, wiewohl allmählich, auszuführen suchte, die aber erst nachhin durch die Wirtembergische Kirchenordnung [83]) zum Theil in das Werk gesezt wurden, das bezeugen seine im Jahr 1642. gedruckten Subsidia rei Christianæ & litterariæ.

Der Muth und die Freimüthigkeit, mit welchen er die Laster verfolgte, und die Mängel und Fehler auch in hohen Oertern angriff, hatten damals nicht ihres gleichen: denn sie konnten nur aus einer Seele quillen, die von eigner Hohheit gedrungen,

cleſiæ ſtatu occupatus, dum ſceleribus ſuis immunitatem quærit, Deum ipſum judicem excludit? - - - Hoc nempe in negotio magnæ meæ partes & cum invidia fuerunt, exiguo ſucceſſu, ſcilicet ubi reus judicis & executoris perſonam ſibi ſumit. *Stabit tamen Eccleſiæ jus ſuum, cum tyrannidis inſolentia ſub Principis larva ceciderit.* Imo & Princeps tandem ſibi impoſitum ſenſit & indignatus, ſe ſceleris alieni operculum fieri, rectius conſultus, veniam adulterii dandi, conſilium juxta & improbam petitionem repudiavit 16. & 19. Nov.

83) Von 1649, 58. und andern Jahren. Besonders sind die Ideen aus der Arca Noæ, einem Theile der Subsid. benuzt worden.

gen, über Selbstsucht und Eigennuz erhaben war, keine Belohnung vom Fürsten, keinen Beifall der gewöhnlichen Menschen erwartete. Fast bei all seinen Unternehmungen stand er allein, von einem Heere Hasser und Verläumder umringt, von dem schwachen kleinmüthigen Häuflein seiner Anhänger nicht unterstüzt. Leider mußte er aber auch meistens mit dem grosen Seufzer zurück: O virtus germana, o heroes confessores, tuque Christophore Princeps quondam noster, quantum a nobis recessistis! Gleich im ersten Jahre seines Amtes hatte er bei seiner kühnen Verwendung für sein theures Calw im geheimen Rathe die Unqunst vieler Mächtigen sich zugezogen, und erfahren müssen, daß wenigstens damals alle Gnade auf Gehorsam beruhe, er sey nun recht oder unrecht [84]). Doch wie hätten diese und die vielen an-

84) Vita Mst. ad a. 1639. Ecquod operæ pretium hoc toto anno fecerim, sane non memini, nisi quod Calvæ meæ omni studio & fide qua potui interfedendo & communicando adfui, quod cum liberius in secreto Principis consilio 20. Febr. facerem, animos plurimum a me alienos reddidi, quod nescio quam Prædam spe conceptam intervertere & fidem datam poscere confidentius viderer. Adeo gratia omnis in obsequio, jure an injuria non refert, sita est, cui obligare conscientiam, aut excidere necessium.

andern Abſchröckungen ſeinen Muth nur hemmen können? Vielmehr begann er immer kühnere Angriffe. Ferdinand Zacharias Geizigkofler ward im Jahr 1641. in einer feierlichen Einweihung von Eberhard III. zum Unterherzog ernannt, und ſein Beginnen galt, wie Andreä ſagt, für geiſtliche und weltliche Geſeze, Rechte, Freiheiten, Gewohnheiten und Verträge [85]). Unter anderm ließ er auch die Simonie wüthen, ein Uebel, welches ſelbſt die Noth nimmermehr entſchuldigen kann. Andreä hatte ſogleich den Muth, perſönlich mit Heftigkeit zu widerſtreben; und da ſie dennoch nicht aufhör-

85) Ad a. 1641. Crevit interea Proprincipis dominatus, qui legum, jurium, immunitatum, conſuetudinum pactorumque in ſacra pariter & profana cuncta inſtar factus eſt, ringentibus, quorum facilitate eſſet admiſſus, mordentibus frænum, quos pridem ſummi natales aut amplæ fortunæ aut paulo ante pares prope dignitates a ſervitute exemerant. Beiläufig bemerke ich hier aus Andreä's Biographie, daß bis zu Geizigkoflers Regierung die Räthe, Prediger, und andere alten treue Diener an der Fürſtlichen Tafel geſpeiſet. Gewiß iſt es, daß von dieſer Zeit an Schwelgerei und üppige Gaſtgelage überhand nahmen, ob wegen der Abweſenheit jener Perſonen, oder aus andern Urſachen, will ich nicht entſcheiden.

hörte, ſo gab er nach vielen der kühnſten Gegenverſuche im Jahr 1644. eine feierliche Proteſtation ein, welche aber ebenmäſig erſt ſpäterhin Wirkung that [86]).

Bei

86) Der bittere Streit, den er im Jahr 1642. deswegen führte, veranlaßte die Vox libera, welche bei Herzog Auguſt von Wolfenbüttel hinterlegt ward, und erſt nach Andreä's Tode gedruckt erſchien. Man hat auch eine teutſche Ueberſezung davon unter dem Titel: Freie Feder vom Uebelſtand der Kirche Gottes. 1672. 12. Die Kürze des Raums erlaubt nicht alle Stellen anzuführen, welche Andreä von der Simonie hat. Eine davon ad a. 1644. genügt: Domi contra pro Loci genio & lentore omnia impedita & ſuſpenſa hærere, ſacro conſilio Simoniæ vitiis (contra quæ 2. Jan. ſolenni proteſtatione inſurexi) & politico typho (quem & ipſum 15. Mart. impetii) laborante, quibus hæc lemmata 8. oppoſui.

1) Simonia domeſtica exeſto.
2) Currentes & ambitores abiguntor.
3) Suffragiorum libertas relinquitor.
4) Plura ſententiam ferunto.
5) Diſſentire citra injuriam permittitor.
6) Uni ſolvere latam ſententiam fas non eſto.
7) Diverſarum pari numero ſententiarum optio Principi defertor.
8) Frivola colloquia, ſcommata & jurgia intermittuntor.

Præ-

Bei all dieſen Verrichtungen und unendlichen kleineren Nebengeſchäften übernahm er noch die Predigten ſeines meiſtentheils kranken Mitgenoſſen, und hielt in einem Zeitraum von 5 Jahren 205 geiſtliche Reden [87]). Und was erhielt er für all ſeine unzählige Arbeiten? Nur ungefähr 140 fl. in einem Zeitraum von 3 Jahren, während Jäger, Stallmeiſter und Gaukler vollauf hatten [88]). Dennoch war ſeine Wohnung gleichſam eine öffentliche Her-

Præterea ubi eſt { Dominatus, Nulla vocatio, Temulentia } ibi nullum eſt { Collegium, Conſiſtorium, Conſilium.

Ergo, ubi nullum Collegium, Conſiſtorium, Conſilium, ibi ego intereſſe non poſſum. Man wird bemerkt haben, daß Dominatus in einem ſehr fühlbaren Verſtande gebraucht ſey. — Uebrigens graſſirte die Simonie bereits im Jahr 1640. und es iſt ſehr leſenswürdig was Andreä von ſeinen Zweikämpfen, wie er ſie nennt, in ſeinem Leben erzählt.

87) Vita Mſt.

88) Nec enim a ſalario toto triennio quicquam opis ſufficientis erat quod centenos florenos & quadragenos vix excéſſerat, non unius oboli accidentaria liberalitate ſuffultum, id quod vix alibi fidem inveniet, tantillo pretio tantos ac prope innumeros laborea fuiſſe locatos. Conf. nota 80.

Herberge für Künstler und Reisende, ein Gasthaus für bedrängte und hülfsuchende Pfarrer, Schuldiener und andere Personen [89]). Ja, er nahm noch Kinder verstorbener armer Freunde zu sich, für die er väterlich an Leib und Seele sorgte *).

Ein anderer, auch nicht gemeiner Karakter, hätte sich in Andreä's Lage durch Ueberdruß und Schwermuth nicht von der Freudigkeit des Lebens reissen lassen. Er hätte vielleicht seine Pflichten gethan, unbesorgt welche Wirkung erfolge; er hätte seine Eitelkeit und zum Theil seine Nahrungssorge an Augusts von Wolfenbüttel besonderer Huld und Freigebigkeit befriediget, an der Gnade Eberhards III. [90]), seiner Gemahlin und der drei sel-

89) Vita Mst. ad a. 1640. und Zellers Leichenrede S. 46. Seine Schwiegersöhne unterstützten ihn bei diesem Aufwande.

*) Wie klein sein Vermögen oft gewesen, sagt er ad a. 1640. Res familiaris suspenso diu tandemque accisо stipendio, ad incitas prope acta est &c.

90) Andreä rühmt ihn in diesem Betrachte öfters. Unten sagt er ad a. 1646.: „Itaque Patriæ Principem semper *benignissimum & æquissimum mihi* adii &c. Aber er war, wie es im angeführten Briefe heißt: præ se quidem facilis sed

ſeltenen Prinzeſſinnen ſeine Ehrbegierde geweidet, und ſeine Hoffnungen geſäuget [91]); er hätte den leicht

ſed - - - und darum fruchteten die Bemühungen unſers edeln Mannes ſo wenig.

91) Sie machten ihm zum Zeichen ihrer Gewogenheit öfters Geſchenke, und die Prinzeſſinnen, beſonders Antonia, beehrten ihn zu wiederholtenmalen mit einem Beſuche, ſogar noch in Bebenhauſen. Seine Nachricht von ihrer Fürtrefflichkeit verdient eine Anführung. Vita Mſt. ad a. 1639. „Cujus (condimenti inter ſtrepitus vitæ) facile primarium converſatio cum Illuſtribus Virginibus noſtris Antonia, Anna Johanna & Sybilla, Wirtembergica Gratiarum Triade, pietatis, innocentiæ & concordiæ rariſſimo ſpeculo & ſpecimine omnem fidem ſuperante, qualeque vidiſſe omni vita mea non memini. Hæ, cum muſicis inſtrumentis & probatiſſimis libris, temporis & *ſuæ ſortis tædium* fallerent, animi tranquillitati, adverſorum patientia & voluptatum conſenſu, præter morum amabilitatem & facilitatem ſæpe in ægritudine mea ſolatio vel potius exprobationi fuerunt, ut ad me poſt animi deliquia & fræni morſus citius redierim. cujus indicem 10 Octobr. trigeminum annulum honorarium accepi, jucundiſſimæ converſationis & familiaritatis monumento futurum.

leicht zu erhaltenden Beifall der Mächtigen gesucht, die Dinge ihren Gang gehen lassen, bei andern Gegenständen Unterhaltung und Ergözung gefunden. Aber Andreä, der nach einer Lebenszeit, die Tausende ihre thatenreichste nennen würden, wie Titus ausrief: Freunde! ich habe ein Jahr verlohren [92])! konnte das nicht. Er versank allmählich in einen verzehrenden Gram, und zog sich fast ganz in sich selbst zurück. Seine alten Freunde, das Bedürfniß und die Lust seines Herzens, hatte er meistens durch den Tod verlohren, und an die neuere Menschen, unter die er in Stutgart gerieth, konnte er sich nicht mit Innigkeit anschliessen. Es ist ein schöner und lehrreicher Zug, daß seine Liebe zu unschuldigen Hausthieren gerade in dem Maase wuchs, als sein Umgang mit den Menschen abnahm. Daher unterhält er uns in seiner Lebensgeschichte öfters mit ihnen, und rechnet unter die traurigen Zufälle des Jahrs 1644: daß sein trauliches Schooshündgen von Augsburg zu Grunde gegangen sey, und sein alter im Calwischen Brande geretteter Täuber, ein Thiergen von wunderbarer Mun-

92) Vita Mſt. ad a. 1639. wo er doch, wie angeführt worden, so vieles gethan, und besonders Uebel zurückgehalten.

Munterkeit und Kühnheit, so daß es mit Hunden und Kazen angebunden habe [93]).

In diesem menschenfliehenden Unmuth stärkte ihn täglich die Verfolgung einiger Kezermacher, (besonders von Tübingen) falscher Theologen und mißgünstiger Feinde, welche ihren persönlichen Haß hinter dem Vorwande der Irrgläubigkeit spielen liessen. Andreä'n hatte diese Wuth von Jugend an umhergetrieben: bald ward er für einen Rosenkreuzerischen, bald einen Arndtischen, bald für einen eignen schwärmerischen, und zulezt gar für einen Calixtinischen Kezer gehalten und verschrien. Ihm lag an diesen ausgesprengten Gerüchten ungemein viel; denn er war sich in reinster Ueberzeugung seiner lutherischen Rechtgläubigkeit bewußt, und übte in seinem Leben die grose Vorschrift des Gesandten Jesu gewiß aus, eine Gottes, unsrer Natur würdige und ihm gefällige Verehrung ist diese: Nothleidenden und Hülfsbedürftigen beistehen, und sich von den Thorheiten und Lastern seines Zeitalters rein erhalten. (Jacobi I, 27.)

93) Ad a. 1643. redet er zum erstenmal davon, und sagt: quibus annum, quo - - - muneris 30mum attigi, & *festivum feci*, finiam. Bei der Erzählung des Verlustes seiner obgenannten Thiere sezt er hinzu: tolerabili totius domus & familiæ infelicitatis, si fas est dicere, *piaculo*.

Andreä vielmehr gieng in blinder Befolgung der Glaubenslehre allzuweit: er schätzte Erläuterungen der heil. Schrift durch Sprachen, Geschichte, Alterthümer und Vernunftlehre allzuwenig, und gab sich selbst gar nicht damit ab. Doch war ihm thatenlose Andächtelei noch weit fremder. Allein hierauf achteten die polemischen Klopffechter nicht. Ihnen war das genug, daß Andreä an den Verkezerungen und Verfluchungen Joh. Arndts nicht den kleinsten Antheil nahm, von den Lehren dieses frommen Mannes gelinder dachte, und im Ausüben den sogar ihn als ein nachahmungswürdiges Muster anpries. Sie schalten ihn daher gleichfalls einen Irrlehrer und Schwärmer, wogegen Andreä seinen Theophilus im Jahr 1622. schrieb, um seine Unschuld, zugleich auch seine andere Meinungen in Absicht auf Kirchenzucht, der Welt vor Augen zu legen [94]). Sein ganzes Leben hindurch empfand er von Zeit zu Zeit geheimen Bisse und Stiche jener theologischen Schlangen; man schwärzte seinen Glauben bei dem Fürste und den Räthen an; man wälzte ihm alle mögliche Widerwärtigkeiten und Hindernisse in den Weg. Nichts erweckte auch seinen Grimm heftiger, als eben diese Peiniger. Er belegt

94) Vita Mſt. ad a. 1622. wo er von diesen Verfolgungen redet. Theophilus ward aber damals nicht gedruckt.

belegt ſie, wenn er in ſeiner Geſchichte von ihnen redet, zwar nicht mit Verwünſchungen, aber mit Thiernamen und den ſchwärzeſten und gräßlichſten Benennungen in langen Ergieſſungen [95]). Gegen ſie ſeine Rechtgläubigkeit und ſeinen unſträflichen Lebenswandel zu beweiſen, war auch der erſte Antrieb zur Verfertigung ſeiner Lebensgeſchichte [96]), und der einzige Beweggrund, daß er noch im Jahr 1642. die theologiſche Doctorwürde zu Tübingen ſich ertheilen ließ [97]). Fanaticiſmus war das Hauptgebrechen, welches ſeine Feinde ihm zur Laſt legten, er war das Uebel, welches ſie durch ihre Verfolgung, dem Scheine nach, tilgen wollten. Es iſt auch gewiß daß Andreä in einigen Stücken ſchwärmeriſche Meinungen hegte, die einem Aberglauben nahe kommen, welchen man bei einem ſo ſcharfſehenden, und von den meiſten Wiſſenſchaften erleuchteten Geiſte, nicht anzutreffen glaubt. Er erzählt

95) Seine Biographie iſt voll hievon.

96) Vita Mſt. procemium Libri VIti.

97) Ibid. ad a. 1642. Viele Aufklärung in der Verfolgungsgeſchichte geben die Briefe, die in dieſem Jahrgang eingeſchaltet ſind. Andreä ließ die Feierlichkeit, Reden u. dergl. unter dem Titel Actus doctoreus. Tubing. 1642. 12. drucken, und die Schrift iſt gar nicht unmerkwürdig.

z. B. in seiner Biographie: der Zufall: daß eine Schweinheerde den Zug der Hochzeitgäste bei der Trauung seines Freundes Magirus in Verwirrung gebracht, sey vermuthlich eine Vorbedeutung der unglücklichen Ehe desselben gewesen [98]). An einem andern Orte sagt er: es habe Blut geregnet, und die Erde gebebt zum Zeichen kommender Veränderungen. Allein dieser fromme Wahn flos bei ihm aus der warmen Ueberzeugung von der besondern Vorsehung Gottes, und hatte noch eine eigne Entstehungsart. Als ein vierjähriger Knabe schlief er einsmals in der Scheune eines Bürgers ein, ward ungesehen mit Heu überworfen, und in dieser Lage von einem vierspännigen Wagen überfahren, aber nicht beschädiget. Den Eindruck dieser Begebenheit schärften seine fromme Eltern und ein abermaliger Zufall, da ihm ein Wagenrad die Beine zerquetscht haben würde, wenn nicht von ungefähr ein Stein dasselbe aufgehalten hätte. In seinem Alter mochte er also freilich bisweilen mit Wundern gedrohet, oder sonst manchmal als Schwärmer gehandelt [99]), auch in der fürchterlichen Lage des ver-

98) Ibid. ad a. 1610.

99) Doch dehne man dieses ja nicht zu weit aus. Als Hans Keyl Engelserscheinungen vorgab, und viele

verheerten Herzogthums, und der verwirrten Hauptstadt allzuviele Milde, und andre Tugendübungen verlangt haben. Ueberhaupt war er in seinen Geboten und Forderungen sehr strenge; selbst seine Kinder, so liebevoll er sie auch behandelte, nahe ten sich ihm mit Furcht und Zittern [100]).

Doch dieser übergewöhnliche Eifer, und vielleicht einige schwache Seiten, waren lange nicht der einzige Grund der bittern Anfeindung. Andreä arbeitete mit Anspannung aller seiner Kräfte an der Verbesserung des damaligen Zustandes, und deckte die vielen Mängel mit kühner Freimüthigkeit und einem edeln Stolze auf. Ja, er schweifte manchmal in seiner edeln Hize über die Gränzen seines geistlichen Wirkungskreises. Auf diese Weise hezte er Leute aus allerlei Ständen gegen sich auf, die aber gleichwohl ihren Groll nicht auf der Stirne führten, sondern nur im Geheim das Gift des Neides und der Erbitterung auf ihn ausspien. Unser Mann durfte allerdings gröſere Achtung seiner Rath-

viele Menschen zu Anhängern bethörte, so suchte Andreä sogleich mit Heftigkeit den Betrug zu strafen. Diese Fabula Keiliana, wie er sagt, ist übrigens berüchtiget. Man s. Schelhornii Amœnit. litter. Tom. 3. p. 275. und 70.

100) Gottl. Andreä's Christliche Trauerklage. S. 76.

ſchläge von ſeinen Amtsgenoſſen, und der damali-gen Regierung begehren. Nie rechnete er ſich das Verdienſt eines andern, auch bei verführenden Gelegenheiten zu: er war ſelbſt gegen ſeine Feinde mehr als gerecht, und verlangte nicht den Ruhm einer That, ſondern nur die Empfindung, daß etwas Gutes weiter geſtiftet ſey. Er hatte ſelbſt in bürgerlichen Dingen, und in manchen Regierungsgeſchäften groſe Einſicht und ſeltene Weisheit gezeiget; er hatte ſich Bewunderung und Hochachtung der fürtrefflichſten Männer erworben. Hierunter war Herzog Auguſt von Braunſchweig, Wolfenbüttel, welcher ſchon im Jahr 1630. einen Briefwechſel und Umgang anfieng [101]). Dieſer höchſtehrwürdige Fürſt gewann für Andreä immer mehr Liebe und Achtung; er ſchrieb ihm nur vom Jahr 1640—49. eigenhändig 315 Briefe, arbeitete mit ihm gemeinſchaftlich an der Verbeſſerung des Chriſtenthums, ernährte und erfreute ihn in ſeinem Elende, machte ihn zu ſeinem Rath, und begehrte ihn durchaus zu ſich in ſeine Dienſte. Wiewohl aber Andreä dieſelben nicht annahm, ſo ſezte er dennoch ſeine freundſchaftliche Huld und ſeine Freigebigkeit ununun-

101) Wilhelm von der Wenſe, Andreä's unvergeßlicher und von ihm öffentlich parentirter Freund ſtiftete dieſen Umgang zuerſt. Vita Mſt. ad a. 1630.

ununterbrochen fort, ein ſehr ſeltener Fall bei Fürſten [102]).

Faſt gleiche Gnade und Ehrfurcht hegte [103]) Herzog Ernſt der Fromme, ein Mann den ſelbſt Kromwel unter die drei klügſten Prinzen Europens

102) Auguſt ſchenkte ihm 200 Reichsthaler, von der Wenſe 100. Vita ad 1640. Zwei Jahre darauf machte er ihn zu ſeinem Rathe von Haus aus (in ſanctiorem Conſilii ſui partem adſcivit) mit 400 Reichsthaler (Imperiales) Gehalt; der vielen einzelnen Geſchenke nicht zu gedenken. Warum Andreä die 1644. angetragene Abtei und Hofpredigerſtelle nicht angenommen, auch ſeinen Sohn das dortige Diakonat nicht antretten ließ, ſondern einen andern, den Theodor Flemmich, hinſendete, weiß ich nicht recht zu erklären. Er ſelbſt giebt gar keinen Aufſchluß in ſeiner Biographie. In Anſehung ſeines eignen Entſchluſſes verweißt er auf das Jahr 1645. (wo aber kein Wort) und in Betreff ſeines Sohnes ſagt er: nec id res noſtræ ferrent. Uebrigens war er ein Hauptmitarbeiter an der Harmonia Evangel. Auguſt. die 1646. erſchien, einem berühmten Werke, und herrlichen Denkmal von dem Chriſtlichen Eifer Auguſts.

103) Der erſte Anfang war, daß Ernſt, noch als Prinz, Andreä's Gutachten über Mathias Maiſards, Sigmund Evenii und Johann Duraei, eines Engländers, Vorſchläge und Neuerungen erlangte. Vita Mſt. ad a. 36.

ſezte, deſſen Weisheit und Regierungskunſt (ganz ein Abbild der Andreäiſchen Ideen) alle andere damalige teutſche Fürſten zu Schanden machte, ja nach den Zeitumſtänden ein Wunder iſt. Durften alſo ein Eberhard, ein Geizigkoſter, und die andern Räthe, einen Mann wie Andreä gering achten, ſeine Rathſchläge für eitle Vermeſſenheit anſehen? Aber eben ſeine hervorragende Ueberlegenheit und ihre eigne Schwäche waren die eigentliche Urſache der Verſchmähung, und der Anfeindung. Chriſtoph Forſter, Conrad Widerhold, und die andere Edlen waren ſeine Freunde, und lezterer von langer Zeit her. Aber von den Mächtigen wurde der groſe Mann von ſich geſtoſen; und ſeine Hoffnungen, ſegenreiche Verbeſſerungen zu machen, wurden nacheinander zerriſſen.

Zu dieſem verzehrenden Schmerze, und dem Verluſte ſeiner meiſten Freunde geſellten ſich noch neue Leiden. Seines Leibes Beſchaffenheit war von jeher ſchwach und zärtlich. Wiewohl er ſie durch Mäſigkeit, viele Leibesübungen und die weiſeſte Lebensordnung noch einigermaſen unterſtüzte, ſo ward ſie dennoch durch verwundende Unglücksfälle, durch die heftige, anhaltende Geiſtesanſtrengung, den endloſen Verdruß, und das ſchneidende Gefühl des elenden Zuſtandes ſeines Vaterlandes allmählich

ganz

ganz zerrüttet [104]). Magenschwäche und Kacherie quälten ihn so heftig, daß er in den Jahren 45 und 46 von der menschlichen Gesellschaft fast ganz abgesondert seufzen mußte.

Diese zusammenstürmenden Uebel veränderten Andreä'n bald. Mit Wehmuth vergleicht man sein Bildniß, wie es in Calw, und wie es in Stutgart entworfen werden mußte [105]). Dort ist

104) Andreä war der erste, welcher das Voltigiren in Tübingen einführte. Er hatte es in Italien gelernt, und machte nach seiner Zurückkunft viele Liebhaber dieser Leibesübung. Vita Mst. ad a. 1614. Die meiste Zeit seines Lebens hielt er sich ein Pferd, worauf er viele Reisen machte. Bei der Calwer Verheerung war ihm eine Rippe zerstosen. Ganz gegen die Gewohnheit seines Zeitalters ließ er nie zu Ader als im hizigen Fieber, nahm nur alle zehen Jahre abführende Mittel, und überhaupt nicht viel Arznei, schlief aber wenig. Vita Mst. ad a. 1642.

105) Ersteres ist von Wolfgang Kilian 1639. in Kupfer gestochen; das andere steht vor den Selenian. Auguſt. aber nur bei sehr wenigen Exemplarien. Sonst hat man sein Bildniß auch auf Schaumünzen und in Gemälden. Alle stimmen in den Hauptzügen fast ganz überein, denn seine Gesichtsbildung hat etwas sehr ausgezeichnetes.

ist noch ein sanftes Feuer, eine seelenvolle Freundlichkeit, ein lieblicher Adel über seine Gesichtszüge ausgegossen; hier hat der Schmerz bedeutende Runzeln in das Gesicht gegraben, seine Augbraunen verzogen, und seinen Blick in eine schröckende Düsterkeit eingehüllt. Sonst spielte er bey der Versammlung seiner Kinder, welche Morgens und Abends in der heil. Schrift lasen und geistliche Lieder sangen, die Harfe; nun unterließ er diese Ergözlichkeit meistentheils. Seine Seele brütete allein über Gram. Alle Dinge um ihn her eckelten ihn an; und die irrdische Nichtigkeiten fühlte er in ihrer ganzen Blöse. Seine Hoffnungen wurden unaufhörlich zerrissen, seine Rathschläge hintertrieben, und darum gerieth er in eine Art von Verzweiflung, die aber nicht der Zustand erschöpfter Kräfte war, als hätte sich sein Muth an dem harten Widerstande endlich zerrieben, sondern helle Einsicht der Vergeblichkeit neuer Versuche. Doch stritten Begierde und Pflicht zu wirken auf der einen, Unmuth und eine edle Entrüstung auf der andern Seite lang in seiner Seele. Er selbst schildert diesen Kampf und sagt: Wer will das Abscheiden da für unrecht achten, wo der Neid alle Tugenden unterdrückt? Wer will einem ruheverdienenden Greise ewiges Arbeiten an einem Gebäude zumuthen, das über alle Hülfe zerrüttet ist? Wer ist nicht ein Unsinnis

sinniger, der an einem Orte das Gute zu befördern, und das Uebel zu vertreiben arbeitet, wo das Laster in Achtung steht, Tugend zum Spotte gereicht [106])? Freilich ward das Gefühl seiner Verdienste lebendig in ihm, und er glaubte mit Gottes Hülfe in seiner Abgeschiedenheit mehr nützen zu können [107]), als andre durch Reden und Schweiß. Und so entschloß er sich im Jahr 1646. seine Entlassung zu nehmen, um nach dem Fürbilde so vieler Edlen Gott und sich allein leben zu können. Herzog Eberhard gab ihm dieselbe nicht: doch sollte er seine Hofprediger Geschäffte nur nach Lust und Kräften versehen, den Sizungen des geistlichen Rathes nur nach Gesundheitsumständen beiwohnen, aber seine frommen und heilsamen Rathschläge nie entziehen.

Andreä, ob er gleich sogar hiedurch Erleichterung fühlte, blieb indeß in seine Trauer versenkt, und alle Dinge umher erhielten eine immer trübere Farbe in seinen Augen. Seine Lage war ihm dornicht,

und

106) Vit. Mst. ad a. 1646. wo er vier volle Quartseiten mit Schilderung seiner innern Gährung anfüllt.

107) Ibid. Invenlam cum Deo quemadmodum plus mea quies prosit quam aliorum discursus & sudor.

und die Beſchaffenheit Stutgarts ein nagender Wurm. Seine Beſchreibung davon, ſie ſey nun treffend oder nicht, iſt ein merkwürdiges Zeugniß ſeiner Ergrimmung des Geiſtes. Novennium jam una mihi Stutgardiæ ſerviliter exactum, quo, quam unquam alias in tota vita mea nec usquam alibi directionem minus directam, conſilium minus conſultum, ſocietatem minus ſocialem, religionem minus religantem, regulam minus regularem, pretium minus pretioſum, amicitiam minus amicam & operam meam minus operantem fuerim expertus & perpeſſus, quo etiam toto tempore nec quemquam bene meritum ſuffragio meo Eccleſiæ admovere, nec facinoroſum ullum criminis ſui indicio meo arcere mihi fuerit conceſſum. Noch mehr ſind es ſeine vertrauten Briefe, die er im erſten Drang ſeiner Empfindungen hinwarf [108]). In dieſem Zuſtande verlohr er abermals einige ſeiner Freunde, und zwar ſeinen allertheuerſten, den Liebling ſeines Herzens, Johann Saubert, Prediger in Nürnberg [109]).

Sein

108) Ein Beiſpiel. Epiſt. Mſta. ad Joh. Schmidium (Theol. Argent.) d. 8. Jun. 1644. De Aula noſtra nolo quicquam ſcribere, quod citra infamiam vix queam.

109) Mihi ſane, ſagt er bei Erzählung dieſes Verluſtes, ſupervivere moleſtum eſt, in ea maxime cavea, ubi cum beſtiis commiſſus invidia quod per ſe ſive non poteſt, ſive non audet, illis

Sein Sehnen, den Trübsalen der Welt entnommen, und in einen neuen überirrdischen Stand versezet zu werden, ward täglich innbrünstiger. Er betrachtete sich wie Elias in der Wüste, als dieser den HErrn bat, daß seine Seele stürbe, und erwählte daher den Seufzer desselben: *Sufficit*: zu seinem Denkspruche. Seine Briefe sind voll von Zeugnissen, wie stark und ununterbrochen dieses Gefühl mit ihm umhergezogen [110]). Einige Sinngedichte darauf lassen tief in diesen Gemüthszustand blicken.

Quid mihi *livor* iners? quid *inanis* gratia mundi?
Sufficit in Domino spes posuisse meas.

* * *

Andreäna mihi crux *sufficit* euge redemptor
Intextamque tuis *sufficit* euge *rosis*.

Sat illis tamen vel armandis, vel irritandis vel subordinandis, vel saginandis, vel fovendis, vel excusandis vel tegendis ludos suos perpetuos facit, nec indignationem. nisi cum vita positura videtur, quam Deo tandem coercendum relinquo. ad a. 1646.

110) Den teutschen Brief Andreä's, worinn diese Disticha kommen, hat Schelhorn Amœnit. litter. Tom. 3. p. 275. seq. Mehrere solche Sinngedichte stehen in den Selenianis Augustalibus p. 301. seq. & 383.

Sat Patriæ, fatisque datum, quid demoror ultra?
Sufficit hinc placida porro quiete fruar.

Gewiß hätte sein Leiden die wenigen Lebenskräfte gänzlich aufgerieben, wenn nicht Herzog Augusts Freundschaft eine Quelle unsäglichen Vergnügens für ihn gewesen wäre. Durch diesen sah Andreä, daß doch nicht alle seine Arbeiten fruchtlos, nicht aller ausgestreute Saamen auf ein undankbares Feld fiel. Die Gemahlin, die Prinzen und Prinzessinnen dieses Fürsten hiengen mit Innigkeit an ihm, und suchten ihn mit wahrer Zärtlichkeit und Verehrung in seinem trüben Alter auf alle mögliche Weise zu erfreuen. Leztere sahen ihn als Vater und Freund, an, und oft schrieben die Prinzen [111]): Eure Briefe sind uns theurer als

111) Dieser erste Briefwechsel mit Herzog August, und seinen drei Prinzen, Rudolf August, Anton Ulrich, und Ferdinand Albrecht, erschien 1649. unter dem Titel: Seleniana Augustalia Johannis Valentini Andreæ S. T. D. una cum opusculis aliis. Ulmæ Suevorum. typ. & impens. Balth. Kühnen. 12. pp. 585. von S. 543. folgen Epistolæ aliquot Wirtembergicæ, an und von Prinzen Johann Friederich, Julius Peregrinus, und Sylvius Nimrod, welchen Andreä ganz vorzüglich schäzte, und ihn für ein Nachbild vom Herzog Ernst dem Frommen hielt. — Wie gerne möcht'

als Gold: — wiewohl wir uns in der Abwesenheit mit Mund, Hand und Reden nicht an einander schlieſſen können, so sind wir doch innigst verbunden, und werden es bleiben. Andreä sammelte sich auch durch diesen Briefwechsel, oder vielmehr diese Lehrstunden, ein gesegnetes Verdienst auf sein graues Haupt. Er unterhielt sie nicht nur mit Geschichte, Sprachlehre und schönen Künsten, sondern vorzüglich mit den wichtigsten Gegenständen der Sittenlehre und Religion auf die angenehmste und lehrreichste Weise. Selten verstrich eine Woche, selbst unter dem Kriegsgetümmel, die nicht ein Schreiben von Wolfenbüttel brachte. Dieser schickte ihm von seinen Zeichnungen, der andere Arbeiten; jener fragte ihn um Rath und Aufklärung — und so ward er immer ergözt. August gab ihm, auſſer dem gewöhnlichen Gehalte von 400 Reichsthalern, unaufhörlich neue Geschenke, wodurch Andreä seinen kränklichen Leib pflegen, und seine Gastfreigebigkeit äuſſern konnte [112]).

Auf-

möcht' ich einige dieser Briefe vorlegen, allein der Raum gebricht! Sie sind in der That unschäzbare Denkmäler.

112) Er kaufte sich unter andern hievon ein Haus in Stutgart, welches er August zu Ehren Selenianum nann-

Auſſer der Beſchäftigung mit dieſer edlen Familie that er wenig mehr mit herzlichem Antheil. Sein andrer Briefwechſel ward ihm allmählich zur Laſt, und er wünſchte die Anzahl ſeiner Bekannten eher vermindert als vergröſert [113]). Seine ſchriftſtelleriſche Arbeiten waren hauptſächlich wiederum Ermunterungen zum wahren Chriſtenthum, und Darſtellung edler Männer. Zu jener Klaſſe gehören Summa Religionis Chriſtianæ trigemina, und der Theophilus, ein herrliches Stück; zu dieſer Vita Gœbelii und Umbra theologica Joh. Sauberti, wodurch er das Gedächtniß ſeiner Freun-

nannte, und einen Garten zur Erheiterung und Erquickung.

113) Unter die merkwürdigen Correſpondenten gehören Georg Philipp Harsdörfer, der ſeine Kopf Joh. Michael Moſcherosch, Verfaſſer der Geſichte Philanders von Sittenwald, und Joh Joachim Franz, die er aber nie perſönlich kannte. Vita Mſt. ad a. 1649. Sane quod vegetioribus luſus & temporis fallimentum dici poſſet, fracido mihi & elumbi oneri eſt & temporis maximæ fruſtillationi, ut de amicitiis potius diſſuendis quam colligendis & fovendis, negotiisque ſeponendis quam conglomerandis rationes mihi ineundas putem.

Freunde verherrlichte [114]). Sein fleiſſiges Predigen ungerechnet, (indem dieß meiſtens wöchentlich zweimal geſchah) that er in öffentlichen Amtsangelegenheiten wenig mehr. Doch brachte er nach dem weſtphäliſchen Frieden abermals eine Vermehrung der theologiſchen Zöglinge zuwege, und half zur Erſezung der nöthigen Conſiſtorial-Räthe, und der Wiederaufrichtung der Kloſterſchulen.

Indeſſen ſollte endlich ſein Wunſch gewährt werden. Er ward im Jahr 1650. von Stutgart entlaſſen [115]) und an die Abtei Bebenhauſen verſezet.

114) Da Andreä's Werke gröſtentheils ſelten ſind, ſo ſoll in dem nächſten Stücke des Repertoriums ein Verzeichniß mit Erläuterungen folgen.

115) Seine Betrachtungen bei dem Abſchied von Stutgart ſind merkwürdig. Eine Stelle daraus, welche von der Staatsverwaltung handelt und Andreä's Denkart von einer ſchönen Seite zeiget, will ich hieher ſezen: At Curia ejusque ſanctior pars, quam ſpem omnem meam, fidem amoremque deſtituit, quam innocentiæ meæ conſcia contra contumelias & obtrectationes defuit, quod ab uno malorum Architecto infernali face profectum, in ſinu Dei vindicis repoſitum, æquiore animo tuliſſem, niſi id cum rei chriſtianæ & eccleſiaſticæ detrimento ſubinde fuiſſet conjunctum, hoc unum Satana ſatagente, ne cum tan-

ſezet. Allein ſeine Freudigkeit, ſeine Luſt und ſein Muth zu öffentlichen Arbeiten konnten nimmer hergeſtellt werden, ungeachtet er zugleich Mitglied des weitern Landſchaftlichen Ausſchuſſes ward. Ihre lezte Funken löſchte die Entdeckung der fortherrſchenden Simonie aus [116]); und ſein Verlangen nach

tanto ſtudio ut diſciplina Chriſtiana religioni combinaretur, incumbebat, obtineretur, ſed virulentis ſycophantiis ſupprimeretur, Simonia vero, hypocriſis, luxus, diſſolutio, lucrum triumpharet, adeo ut in divinis quidem nihil humanius ſive inhumanius, verius in humanis vero nihil propius ferino, in alenda & curanda etiam Eccleſia nihil ſacrilegio ſimiliius ſubinde apparuerit, quæ conjunctis bonorum calidis lacrymis, malorum usque ad Chriſti judicium tripudia hic depoſita volo. Vita Mſt. ad a. 1650.

116) Ad a. 1651. Proximus annus viſus eſt mihi faventioribus Zephyris adblandiri, remiſſione laborum & ſolitudinis amœnitate, cum ad animi tranquillitatem tum corporis valetudinem plurimum conducente, ſed brevius quam pro opinione gaudium hoc fuit minusque ſolidum. Nam quicquid etiam tuta timerem, non tamen cavi Simonias artes ſub anni demum finem retectas, verumque ſum expertus: *in campeſtribus armenta & pecudes, in deſertis feras beſtiasque inveniri.*

nach der gänzlichen Auflösung ward durch die verkezernde Verfolgungen seiner Feinde, durch Lästerungen, und die unwürdige Behandlung seiner Verdienste immer dringender [117]). Alles kleidete sich vor ihm in widriges Dunkel. Selbst an dem Schicksale der nahen Universität Tübingen, die ihm doch von Jugend auf so interessant gewesen, nahm er keinen Antheil mehr [118]). Seine eigne Lage, und die damalige Verfassung betrachtete er in einem fürchterlichen Lichte. Ac mihi quidem (ruft er aus) hæc claustra & arida tesqua, ubi cœlum iratum omnes injurias exonerat, Averno persimilia videntur, ubi sub truci immobilique Rhadamanto & latrante Cerbero flagellent Furiæ, Sysiphus rotet saxum, Prome-

 theus

117) Seine Biographie ist voll der glühendsten Ergiessungen hierüber.

118) Epist. Msta ad Joh. Schmidium, Bebenhusæ 13. Sept. 1651. Academia nostra quam revalescat, malim ex aliis audias. *Ego in tanta vicinia peregrinus ibi sum, qui olim peregre inquilinus fui, felix si e contagio sim liber.* Merkwürdig ist, was Andreä Vita Mst. ad 1652. sagt: Daß er in ganz Tübingen, dem Sitze Apolls, weder einen Arzt noch Arznei gefunden habe, als er seiner Gesundheit wegen dahin gegangen.

theus paſcat vulturem, Tantalus vero epuletur, nemini niſi tortoribus bene ſit & impune agere liceat, ſed de rebus ſuis turpiter interverſis & familiæ ſuæ calamitate Jeſus Chriſtus Vindex ipſe viderit [119]). An Wolfenbüttel allein hieng noch ſein Herz. Die Freundſchaft und Liebe Auguſts, ſeiner Gemahlin und Kinder dauerte in wachſender Wärme fort [120]). Sie überſandten ihm im Jahr 1651. ihre Bildniſſe, und erhielten durch ihre Freigebigkeit Andreä's häuslichen Wohlſtand: denn von ſeinem Vaterlande erhielt er nur einen kärglichen, übelbezahlten Sold. Der Herzog ſchenkte ihm nicht nur zur Stärkung ſeiner Geſundheit ein Reitpferd, ſondern trug ſogar durch den eignen Leibarzt für ſeine Wie-

der-

119) Vita Mſt. ad a. 1652.

120) Andreä erhielt 900 eigenhändige Briefe von Auguſt. Ein Theil derſelben, wie auch die Briefe ſeiner Gemahlin und Prinzeſſinnen an ihn, wovon ich mit Schmerzen keinen hieher ſezen kann, ſind geſammelt in: Seleniana Auguſtalia. Sereniſſimi Domus Auguſtæ Selenianæ Principis juventutis utriusque ſexus, Pietatis Eruditionis Comitatisque Exemplum ſine pari. In perfectæ educationis & Inſtitutionis normam expoſitum a Johanne Val. Andreæ. Ulmæ 1654. 12. pp. 585.

derherstellung Sorge. Sein altes inniges Verlangen den theuren Mann doch nur einmal bei sich und seinen Kindern in Wolfenbüttel zu sehen, blieb immer rege. So bald Andreä's Versezung eine Abkunft stärker hoffen ließ, so sandt er eine eigne Sänfte nach Bebenhausen, um seinen Freund abzuholen, und ihm die Reise weniger beschwerlich zu machen.

Aber diese Wonne, die höchsten Gegenstände seiner Liebe, Dankbarkeit und Verehrung von Angesicht zu schauen, ward unserm jammerbeladenen Greise nimmer gewährt. Als er sich eben freudevoll zur Reise rüstete, kamen schröckliche Anfälle und warfen ihn auf das Krankenlager nieder. Die mindeste Speise erweckte reissende Bewegungen in seinem Leibe; kein Schlaf erquickte ihn, so daß er schon zwei Jahre vor seinem Tode zu einem Gerippe ward. Auch sein Gemüth kam durch den elenden Zustand der Kirche überhaupt [121]), und seines Vaterlandes, durch Verläumdungen, Bosheiten, und andere Widerwärtigkeiten in die traurigste Stimmung. Sein Gefühl hatte für nichts mehr Empfänglichkeit, als schwarze, kreuzigende Eindrücke. „Meine Leiden, schrieb er im Jahr 1653.

121) Ohne Erschütterung und Rührung kann man seine Klagen hierüber nicht lesen. Vita Mst. ad a. 1652.

„kann niemand verstehen oder bedauren, als wer „in ein wüstes Eiland verbannet, in Bergwerke „oder zum Rudern verdammt, oder in einem Käfig „zum Kampfe mit wilden Thieren geworfen worden. „Ich habe die Vermessenheit empor gekommener „neuer Leute erfahren müssen, die Rache der Eiferer, „Abtrünnigkeit der Freunde, Treulosigkeit der Ge„nossen, den Undank der Clienten, Betrug der Die„ner, und was mehr als alles ist, ich habe die „Herrschaft des schändlichsten Menschen erduldet.„ — Ein Labsal zu finden gieng er dieses Jahr in Augusts Sänfte noch einmal in sein geliebtes Calw, dessen zeitlichen und geistlichen Wohlstand er noch immer nach Kräften zu erhöhen suchte. Aber er traf alles anders an, als seine Hoffnung sich geschmeichelt hatte. Nimmer die alte Eintracht, Demuth und Arbeitsamkeit; nimmer die Gottesfurcht und Sorge für Jugenderziehung! Voll Traurens gab er ihm daher bald das lezte Lebewohl [122]).

Und so war nirgends mehr Freude und Erquickung für den Lebenssatten. Ihn quälte unabläßig fort, was nur grose, unsterbliche Seelen quält, Verderbniß der Kirche und Menschheit — und Gefühl des Unvermögens zu helfen. Im Jahr 1654. ward er noch Abt zu Adelberg und inneres Mit-

122) Vita Mst. ad a. 1653.

Mitglied der Landstände. Aber sein Leben war bereits nichts mehr als Kampf mit dem Tode, welcher endlich den 27ten Junius entschieden ward. Es besuchten ihn noch Eberhards Schwester Anna Johanna, und sieben Geistliche, mit denen vereinigt er seinen Geist in die Hände Gottes empfahl. Eine Hälfte desselben hieng schon am Himmel, als die andre noch bei Herzog August verweilte. Mittags dictirte er einen Brief an diesen Edlen, und ergriff die Feder seinen Namen zum leztenmal zu unterschreiben. Zwei Buchstaben brachte er noch heraus, am dritten hemmte ihn der Tod.

So lebte und starb derjenige, von welchem Jakob Spener, der theure Mann Gottes, zu sagen pflegte: Könnt' ich jemand zum Besten der Kirche von den Todten erwecken, es wäre Valentin Andreä.

Bg.

X.

Sächsische Marktschreierei, und Wirtembergisches stilles Verdienst.

Eine Anekdote.

Ein gewisser Mechanikus, Hr. Schürmann, hat voriges Jahr von Wesel aus mit grosem Pomp, und mit unverschämter Herabsezung der Hahnischen Verdienste, eine neue Rechenmaschine angekündigt, dieselbe auch nach langem Warten geliefert, und — 9 Gulden Vorausbezahlung dafür angenommen. Ehe noch diese vermeinte Wundererfindung, ja ehe nur eine Nachricht davon nach Wirtemberg kam, hatte der Sohn des Hrn. Pfarrers Hahn in Echterdingen *), ein Knabe von ungefähr 12 Jahren, die nämliche Maschine ganz allein verfertiget, und sie ohne das mindeste Geräusch für — 9 Bazen einem Vikarius gegeben. So gering schäzte das junge Genie ein Kunstwerk, welches der Sachse mit Posaunen in ganz Teutschland ausschreien ließ.

Zugleich können wir die zuverläßige Nachricht ertheilen, daß Hr. Pfarrer Hahn, eine solche und noch weit vollkommnere Additionsmaschine, wie Schürmann wo nicht für unmöglich, doch gewiß für äusserst weitläufig und unbehülflich im Tone eines stolzen Entscheiders ausgegeben, bereits vollendet habe, und daß der Umfang derselben bewunderungswürdig klein sey. Das nächste Stück unsrer Schrift wird, wie wir Hoffnung haben, mit des Erfinders eigner Beschreibung davon geziert werden. Tb.

*) Ein Dorf, zwei Stunden von Stutgart, an dem Wege nach Tübingen.

XI.

Der Jüngling und der Greis.

Versuch eines Nichtstudierten.

Selim. Wie der Strom in der Ferne braust, während der Sturm sich sammelt! Ein begeisterndes Getöse, eine Thatenahndung, Almar, die Seele schwillt mir.

Almar. Jüngling, warum weilt dein Auge nicht lieber an jener noch heiteren Strecke des Himmels, dein Ohr nicht am sanften Gemurmel dieser Quelle?

Selim. Oft war Ruhe meine Sehnsucht, ich nannte mich thöricht, nach Fantomen zu jagen, die gleich den Hydra-Köpfen bei ihrem Untergang wiederum gefährlicher hervorschiessen. Aber o Almar! was sind wir für zweideutige Geschöpfe! Ruhe ist nicht die Bestimmung unserer Natur, unaufhaltsam lispelt und ruft eine geheime Stimme nach unbekannten dunklen Scenen. Unter grauen Haaren würd ich mich feige schelten, hätt' ich, gleitend ins unbekannte Land, nur die Hälfte meines Wegs zurück gelegt, indessen vorwärts, und um und um Regionen blüheten, die ich öde gelassen.

Almar. Ich bedaure dich, mein Lieber! dein Kopf ist noch von Romanen erhizt, deine Ideen von Bestimmung und Thätigkeit sind Irrwische. Sieh! die Natur läßt überall Rosengebüsche wachsen, und lehrt die Unschuld ihren frohen Gesang; werden glän-

glänzende Trophäen oder das Triumphgetön der Trompete unser Leben besser verherrlichen als jenes? Deine eitle Wünsche, glaub es einem Greisen, sind nicht in dir entsprossen, und ein Traum wird dich verzehren.

Selim. Eine Moral die ich oft gehört habe, die aber allein für dich passet, in deiner sich neigenden Natur entspringt, verzeihe mir dieses Wort mein Vater! Bist du glücklich Almar, wünschest du nichts mehr?

Almar. Ich bin glücklicher, weil ich genügsamer worden bin.

Selim. Armer! dieß ist dein Glück, daß du nicht siehst was du am Tausche verlorst. Du bückst dich nicht mehr nach der Blume, weil deine Nerven starr worden sind. Du wähnst dich glücklich, weil du es nicht mehr in einem hohen Grade seyn kannst. Laß mich warm davon reden, ich zittre vor dem Augenblick, wo ich ohne Wunsch und Hoffnung entschlummern und erwachen müßte. Unaufhaltsames Streben ist das Element der Seele. Beim Worte Genügsamkeit zersplittern die Stufen in der unendlichen Leiter der Wesen. Dieser Durst, diese Unruhe, mein Schmerz über meine Schwachheit entschleyert meine Hoheit. Ich weine nur ein Mensch zu seyn, ich jauchze ein Gott seyn zu können.

Almar. Und du bist nur ein Sklav. Sieh die Fläche des Flusses, er ist jedem Säuseln preiß gegeben, und der Wind jagt ihn über die Ufer.

Selim. Aber ohne Säuseln und ohne Sturm würden seine Wasser verderben. Es gibt Minuten, wo mein Geist stillen Gewässern gleichet; kein

kein wohlthätiger Wind vermag das drückende Gleichgewicht aus einander zu schaukeln; der Puls der Natur macht eine Pause, gekrümmt über mich selbst winde ich mich rastlos wie einer der im Grab erwacht; ein Insekt erbittert mich; ich suche dann mit Gewalt mein Leben wieder; ich vegetire in einem hohen Grade, ich schwelge.

Almar. Du sprichst so viel von Wünschen und Streben, wo bleibt dann dein Genuß? Nach deinen Paradoxen wird dessen Fülle wohl ein Unglück seyn.

Selim. Allerdings, wenn sie anhaltend wäre. Wenn du's überlegst, ist nur die Ahndung, die Hoffnung des Genusses die Würze des Vergnügens; der Genuß selbst ist sein Tod. Im Arme des schönsten Mädchens bin ich am meisten zu bedauren, wenn ich am nächsten der höchsten Wonne bin. Dieses scheint mir das schönste Vorrecht des Menschen zu seyn, und ein wesentlicher Unterschied vom Thiere. Ich wünsche und ahnde den Genuß, und bin glücklich. Dem Thiere behagt es blos, wann es genießt.

Almar. Izt ertappe ich dich auf einem Widerspruch. Du jagst einem Ziele nach, das du zu erreichen fürchtest.

Selim. Ich fürchte es nicht, aber die Seele hört auf zu glühen, die Schwingen der Imagination sinken am Ziele; der Zauber verschwindet; der Tumult von Associationen macht der dringenden lauten Wirklichkeit Platz; die Seele ist dann am meisten leidend, und am wenigsten glücklich. Ich fürchte es nicht, Almar, weil neue erhabnere Ziele mir wie

wieder entgegen winken, meine Laufbahn ist die Ewigkeit. Durch die Hoheit und Zahl meiner Wünsche werd ich mich in der Geister Gewühl stehlen, die nach der Gottheit hinzücken.

Almar. Halt ein, Schwärmer, nun hab ich dich wo ich wünschte; du sagtest, der Zauber verschwinde am Ziele deines Wunsches, du hast also ein leeres Fantom verfolgt.

Selim. Aber der Weg war nicht verloren, und laß es auch Fantomen seyn, wenn nur mein Schöpfer mir eine glühende Seele nach ihnen gab. Wehe dem Frechen, der mit frevelnder Hand den Schleyer wegzieht von diesem magischen Tumult. Er kommt dem Alter in diesem traurigen Vorrecht zuvor. Elysium sinkt ihm zu einem Küchengarten herab.

Almar. Lebe wohl, Träumer! das nächstemal werd ich reden, und du wirst mir antworten, wann du unterdessen auf deinem Fluge in keinen Sumpf stürzest. Ich gehe in meinen Garten, um mich am wiederkehrenden milden Sonnenschein zu waiden.

Selim. Ich weine Elysium zu ahnden, und nicht zu finden. Du lächelst noch aus Lust, aber für Lust weinest du nicht mehr.

Schstn.

Corrigenda.

Das Gedicht S. 247. ist bereits gedruckt, und nur durch ein Versehen hier eingerückt worden.

S. 334. l. Tausend statt Million.

Wirtembergiſches

Repertorium

der

Litteratur.

Drittes Stück.

Auf Koſten der Herausgeber.

1783.

Univ. Bibl.
München

Innhalt des dritten Stücks.

I. Schreiben eines edeln Fürsten an einen treuen Diener. S. 391—393.

II. Ideal eines teutschen Gartens. S. 394—404.

III. Ueber den echten Character der teutschen Aussprache, von C. Fr. Fulda. S. 404—441.

IV. Musikalische Geschichte Karl Ludwig Junkers, Hofdiakonus in Hohenloh-Kirchberg, von ihm selbst beschrieben. S. 442—462.

V. Beschreibung des Militärwaisenhauses in Ludwigsburg. S. 463—481.

VI. Ueber die Vorstellung Milo's von Krotona, von Hrn. Galeriedirector Guibal. S. 481—490.

VII. Ueber die Folgen des Lotto, besonders auf Moralität. S. 490—498.

VIII. Anfragen die Geschichte der Sitten, Künste und Wissenschaften in Teutschland, von J. W. Petersen. S. 498—511.

IX. Neue Erläuterungen die Geschichte der Rosenkreuzer und Goldmacher betreffend. S. 512—562.

An

Anzeige der Herausgeber.

Die gegenwärtigen Herausgeber dieser periodischen Schrift haben für gut befunden, einem ganz andern Plane zu folgen, als der ist, welchen die erstere Besorger im 1ten Stücke gezeichnet haben. Man gedenkt jezt vorzüglich die ökonomische, statistische und litterarische Verfassung der verschiedenen Länder und Städte von Oberteutschland zu bearbeiten, dabei aber keineswegs andere historische und philosophische Gegenstände ganz zu vernachläßigen. Bei diesem 3ten Stücke konnte es wegen der bereits gesammelten Aufsäze noch nicht ganz nach dem Vorhaben geschehen; das 4te soll aber eine desto reichere Aerndte von jenen Nachrichten liefern. Recensionen erscheinen keine mehr, und die Schrift überhaupt ist nimmer allein auf Wirtemberg eingeschränkt.

Dem Frankfurter Recensenten dienet zur Nachricht, daß die Kritik über die Räuber, die ihn mit solch einem Unwillen über das ganze Werk erfüllet hat, von dem Verfasser dieses trefflichen Schauspiels Hrn. D. Schiller selbst ist. Weiter wollen wir zu seiner Beschämung nichts anführen.

I. Schrei-

I.

Schreiben eines edeln Prinzen an einen treuen Diener *).

à - - ce 14. Juillet 176.

Mon cher G— je n' oublierai jamais les bons ſervices que Vous m' avés rendus. Vous ſavés que je ne Vous ai jamais regardé comme un Domeſtique, mais comme un bon & fidel ami. Je Vous conſerve toujours les mêmes ſentimens, parceque je ſuis bien perſuadé que Vous ſervés * * * avec la même fidelité & la même affection, que Vous m' avés temoignées autrefois. Continués & ne ceſſés jamais, mon cher G—, de Vous conduire d' une façon & d' une manière ſi honnêtes. Toutes les bonnes gens, tous ceux, qui ont de l' honneur, Vous eſtiment & j' en partage ſincerement la joie avec Vous.

Le

*) Der noch lebende Fürſt, der durch dieſes Schreiben ſeinem Herzen ein ſchönes Denkmal geſezt, iſt ein Teutſcher, und aus Sulzers und Hirzels Schriften der Welt von einer edeln Seite längſt bekannt.

Le porteur de celle-ci eſt le pauvre Capitaine R—, c'eſt un vieil Serviteur de la maiſon. Il eſt . . . & je le regarde comme un Vieillard & comme un Compatriote dans l'infortune.

Ce ſpectacle me touche & m'arrache des larmes. Ma chere petite femme & moi nous ne pouvons pas voir ſouffrir. Les malheureux nous penetrent d'une douleur profonde, & nous tachons à les ſoulager autant que la faibleſſe de nos moyens nous le permet. Nous ne ſommes pas riches; nous ſommes oeconomes; mais nous n'amaſſons cependant point d'autres tréſors, que les benedictions des affligés & des pauvres. Ce ſont là les richeſſes, que nous amaſſons ſur la tête de nos chers enfans: puiſſe le Ciel leur en accorder aſſés, pour les mettre à même de faire du bien.

La Compaſſion que nous inſpirent les longs ſervices, la vieilleſſe & la pauvreté du Capitaine R— nous engagent à lui faire une penſion annuelle de 100 florins, je dis cent florins, que je Vous prie de lui payer par quartier. Cette penſion commence au mois de Juillet de cette année, & Vous Vous addreſ-

dreſſerés à tel Banquier qu'il vous plaira pour le rembourſement de cette ſomme. C'eſt Vous, qui voudrés bien vous charger de la payer cette penſion, & j'exige de Vous par tout ce qu'il y a de plus ſacré de n'en parler à perſonne & de garder ſur cette article un ſecret impenetrable.

Ma chere femme me charge de Vous dire, que Vous pouvés compter ſur ſon affection pour Vous. Elle vous chérit pour l'attachement, qu'elle ſait que vous avés pour ma perſonne, & pour les bons ſervices, que vous m'avés rendus.

Nous ſerions tous deux enchantés de trouver une occaſion de vous être utile, & alors vous ſauriés ſeulement à quel point vous aime

*L***.*

II.

Ideal eines teutschen Gartens.

In der Skizze.

Die Gartenkunst, die doch ursprünglich ganz von der Natur abstammt, die so wirksame Mittel hat zu der Seele zu reden, so wirksame Mittel, die Geisteskräfte zu erhöhen und reinere Freuden, erhabnere Empfindungen zu erzeugen als bloße Kurzweil — diese Kunst ist schon Jahrhunderte größtentheils nichts als gedankenloser Pracht, abgezirkelte Tändeley, ein Gemisch von Unsinn und Ueppigkeit, kurz ein Beweiß der traurigsten Ausartung des Menschengefühls, oder vielmehr der Schwäche desselben, indem wir die Wahrheit und ihre Schwester Schönheit meistens nicht eher finden und lieben, bis wir aller Irrthümer und Täuschungen durch lange Bekanntschaften überdrüßig geworden sind.

Unsere l. Nachbarn, die Franzosen, gaben den Ton an, verstümmelten die Natur Gottes und belegten sie mit sclavischen Fesseln. Zwar zerbrach dieselbigen zum Theil das Genie ihres le Notre, indem

indem er die thörichte Symmetrie des Ganzen nur auf einzelne, übersehbare Theile einschränkte: allein dem ungeachtet lag doch die Natur unter der Kunst begraben; die Teutschen ahmten es den Franzosen nach und erniederten sich zum elendesten Geschmack, so daß man mit allem Recht von ihnen sagt:

— Die Einfalt kann nicht sehen,
Ihr lachen nicht die Thäler, nicht die Höhen;
Sie hört auch grob und in der Melodie
Der Nachtigall, erschallt kein Ton für sie.

Architekten wurden theuer bezahlt, die Natur zu verderben. Sie warfen Berge mit den sanftesten Hügeln in friedliche Thäler, als wären die Teutsche zum Steigen zu entnervt, — sie trockneten Seen aus, in denen sich die schönsten Gestade und die prachtvollste Himmel spiegelten, — sie schonten nicht der feyerlichen Bäume, die schon Jahrhunderte dem müden Wanderer bald sanfte Kühlung, bald heiligen Schauer zugeweht hatten. Der Erde rissen sie ihr schönes Kleid ab, um kindische Schnörkel comme il faut, des beaux treillages bien sculptés comme il faut, und zierliche Häuschen comme il faut, — anzulegen. Das Wasser zwangen sie in regelmäsige Ufer und liessen es aus Löwengurgeln, Nasenlöchern, Häfen, — und Böotien

weiß aus was weiter! — hervorspringen. Die Aeste der Hecken und Bäume verstümmelten sie und erschöpften, pour varier dans les belles formes, beynah die ganze Welt der Gestalten vom Damenfächer an bis zum stolzen Triumphbogen *).

Solche Ungereimtheiten äfften die Teutsche, — gewiß noch von unsern spätern Enkeln deswegen bedauert! — den Franzosen nach **).

Die Engländer, von dem Gefühl der Freyheit beseelt, trugen ihren weiten Geist auch in ihre Gärten hinüber; widersezten sich zuerst der allgemeinen Mode Europens, lernten den Chinesern ab, das verlohrne Elysium wieder zu schaffen, und werden jezt unsere Muster. Meistens geschieht aber auch dieses mehr aus Nachäfferei oder Anglomanismus, als aus wahrem Gefühl für das Schöne. —

Rent

*) Rousseau gibt in der Nouvelle Heloise T. II. P. IV. Lett XI. mit der ihm eigenen Stärke ein Beyspiel vom Contrast der Natur mit der Kunst.

**) Daß aber auch dieser schlechte Geschmack zum Theil schon bey den Römern Mode war, sieht man besonders aus der Beschreibung, welche Plinius von seinen Gärten gibt. Er redet von Namen und wilden Thieren, die durch Bärenklau und Buchsbäume vorgestellt waren.

Kent, der Erwecker dieſes Geſchmacks, ſtudirte die Zauberkraft der Natur, vereinigte die einzelne Schönheiten derſelben in ein Ganzes, und gefiel durch dieſe Kunſt, die eben deswegen mehr Kunſt iſt, weil ſie es am wenigſten zu ſeyn ſcheint. Sein Geſchmack verhält ſich zu jenem gerade, wie Wahrheit zu unſinnigen Lügen. Es iſt hier wie mit dem Ey des Kolumbus. Kent that durch die einfachſte Mittel, was auch andere glaubten fähig zu ſeyn und doch nicht gethan haben. Sehet, fühlt die Natur, und ihr ſeyd Gartenkünſtler! — Ein Wirtembergiſcher Reiſender *) ſagt in einem Briefe von dem Rheinfall bey Schafhauſen, daß er allein dieſen Weg belohne. „Majeſtätiſcherer, ſchreibt er, gieng nichts aus der Hand der „ſchöpferiſchen Natur. Wie ein ſtarker Gewapneter „ſchläft der Rhein in ſeinem Bette. Er rafft ſich „auf und ſpottet der Felſen. Demüthig beugen „die Rieſen ihm den Rücken, ſtolz wandelt er über „ſie hin und ſtürzt ſich hinab in die Tiefe, unbe„ſorgt, ob ihm die Natur dieſe Bahn bezeichnet. „Sein Rauſchen iſt hoher Geſang, und erhebt die „Seele zur höchſten Stufe von Wolluſt. — O „Bruder! alles iſt matt gegen das was der Rhein„

*) Hr. Armbruſter, gegenwärtig Sekretair bey Hrn. Lavater, durch Gedichte im ſchwäbiſchen Muſenalmanach von 1782. und 1783. bekannt.

„fall iſt, — ſehen, fühlen muſt du ihn, ich „ſchweige.„ — Mit einem ſolchen Gefühl will die Natur geſehen ſeyn, und wer ſie nicht ſo ſieht, iſt für all ihre Schönheiten blind. —

Die herrliche Scenen unſers Teutſchlands könnten gewiß an manchen Oertern zu Wundern der Welt umgeſchaffen werden, und wie würd ichs dem Manne verdenken, der ſich noch nicht in den reizenden Ausſichten unſers Wirtembergs verlohren hätte! —

In dieſem Geſichtspunkt und von ſolchen Gefühlen durchdrungen, wage ich es, das Ideal eines teutſchen Gartens in den erſten Zügen zu entwerfen. Hinter dem Wohnhauſe führen zween Wege einer zum Laſter, der andere zur Tugend: der erſte iſt glänzend und lockend, leitet aber am Ende in einen fürchterlichen Abgrund ohne Ausſicht. Hier finden ſich die Denkmäler der Schande der Menſchheit. Tyrannen werden vom Tode in der fürchterlichſten Geſtalt vom Throne geſtoſen. Dem Laſter wird die Larve abgeriſſen, und es zum Schrecken in ſeiner wahren abſcheulichen Natur dargeſtellt. In dieſer Wüſte ſind noch Ruinen der vorigen Pracht, hohe, dürre Eichen vom Sturm

und

und Donner zerſchmettert, alles, um dem Laſter Tod und Verderben zu predigen. Der andere Weg unſcheinbar und mühſam, zeigt auf die reizendſte Höhe, wo man eine majeſtätiſche Ehrenpforte erblickt. Wer hinauf ſteigt und nicht hinfliegt zu dem hohen Amphitheater, auf dem der Altar ſteht, —

Wer an dem reinen kryſtallenen Strom, der unter des Lebens
Bäumen dahin fleußt, nicht weilet mit heiliger Ehrfurcht.
Meſſias XI. Geſ.

Wem das Herz nicht freudig zittert beym Anblick der himmliſchen Lauben auf Blumenhügeln, und in den immer grünenden Hainen, — wen der Zauber ſanfter Melodien, die durch künſtliche Triebwerke am Strom hinab tönen, — wen dieſes alles nicht anwurzelt, — wem es nicht zuruft:

Paradies! —

Hinweg mit ihm! für den iſt das Paradies nicht geſchaffen. —

Um dieſe ſeligen Gefilde liegen folgende Scenen vor Augen:

In einem dicken Walde ſieht man hin und wieder Hütten aus Teutſchlands erſtem Jahrhundert, und bald darauf in dämmernder Ferne das Para-

dies. An den höchſten Eichbäumen hängen Waffen und Kränze. Auf Hermanns Grab liegt unter ſeiner Rüſtung das Kriegsgeſchmeide des überwundenen Varus. Hier iſt zugleich der Eingang zu einer unterirrdiſchen Höhle, in welcher die Beute bezwungener Römer aufgethürmt ſteht. Thusnelda ruhet in dem nahen beblümten Hügel, von dem man in einen geheiligten Hain tritt, deſſen düſtere, ſchauerliche Mitte den Namen einer ihrer Gottheiten führt: denn die Teutſche hielten es noch damals, wie Tacitus ſchreibt, der Gröſe himmliſcher Weſen nicht würdig, ſie in irrdiſchen Klumpen darzuſtellen oder in Mauren einzuſchlieſſen. — Von hier aus kommt man an Grüfte von Helden, Barden und Liebenden, und dann in die Stätte der Berathſchlagungen beym Mondenſchein. Rings herum prangen Zeugniſſe von dem Siege der Teutſchen über die Römer. Die Hütten verſchönern ſich; es zeigen ſich Spuren von römiſcher Bauart, endlich findet man auch heidniſche Gottheiten und Tempel. Nehalennia *) ſteht auf einem Eyland, Wodan **) am Uſer, Hertha und andere hin und wieder

*) Montf. Ant. expl. T. II. P. II. p. 443.

**) Ibid. p. 412. wird Wodan Crodo geheiſſen. Crodo kommt aber in keinem alten Schriftſteller vor. Es iſt eine verderbte Benennung aus Groc odin entſtan-

der im Walde herum. In einer weitern Entfernung erscheinen Trümmer einer christlichen Einsiedeley. Sprüche aus Kirchenvätern sind mit vieler Mühe in Steine gegraben. Der Wald wird allmählig heller, die Gegenden fruchtbarer, — Weinberge, *) Gärten und Felder blühen uns entgegen. Der Weg von der Einsiedeley führt an das grose Kreuz, welches Columbanus, ein Lehrer der christlichen Religion unter den Sveven, auf einem Hügel errichtete, und hier wird zugleich der Blick ins Paradies wiederum weiter. — Zerstörte Götzenbilder leiten an die prächtige marmorne Kapelle, die auf den Ruinen der Irmensäule erbaut ist, und Carls des Grosen Grabmal enthält. — Der Tod zerbricht ihm Zepter und Krone. Europa weint. — Von des Paradieses fernem Strom her, werden schon melodische Töne gehört, man geht ihnen näher und kommt durch einen schönen Hain in das gothische Mausoleum, wo die Erwecker der Kün-

stander, an die selbst der teutsche Encyclopädist 5 Th h. v. nicht gedachte. Ueberhaupt ist noch in der teutschen Fabellehre ein roher Wirrwar, dem vermuthlich Hr. Prof. Sorber in seinem versprochenen Werke de Idolis veter. German. zum Theil abhelfen wird.

*) Man fieng sie damals schon zu bauen an, wie ex Legg. Bajoar. erhellt.

Künſte und Wiſſenſchaften älterer Zeiten verewigt ſind. Hinter dem Gebüſch zeigt ſich in der Mitte vom Thal die Scene des reizendſten Landlebens. Heerden waiden in den lieblichen Triften umher. Die kleine Majerei ſteht im Schatten hoher Bäume, gegen welche ein Bach vom offenen Paradies aus weiter Ferne herfließt und in einem klaren See vor der Majerey wieder wartet. — Das Thal krümmt ſich, plözlich überraſcht uns ein Triumphbogen, an dem die Kreuzzüge vorgeſtellt ſind. Eine neue Scene eröfnet ſich hier unſern Augen. Wir eilen zuerſt dem Waſſerfall, der vom Felſen herabrauſcht, entgegen, gehen in die Grotte, finden hier Kaiſer Friederich Rothbarts Grabmal und in verſchiedenen Wendungen der Grotte die Grabmäler anderer Helden. Der düſtere Schein des Lichts, — dumpfes Getös. — klirrende Waffen, von einer verſteckten Maſchine bewegt — Gräber, geſunkene Gröſe, Todesbilder, alles hingeworfen um Männerherzen mit heiligem Schauer zu füllen! — Der Minneſinger Tannenhain lockt uns jezt, wir kommen ihm auf Blumenwegen entgegen. Kaiſer Heinrich der Sechste, König Wenceslaus von Böhmen, Winsbecke, Walther von der Vogelweide, Eſchilbach, der edle Herzog Heinrich von Breslau und andere haben hier Urnen, in deren Mitte die traurende Dichtkunſt ſteht. Um ſie herum flieſſen Bäche

vom

vom Waſſerfall und aus dem Harmonie tönenden Paradies. Der Wald beginnt nach und nach dichter zu werden; im abgelegenſten Theile deſſelben trift man eine ſchwärmeriſche Einſiedeley an, die beſonders dadurch intereſſant wird, daß der Bewohner Zeichnungen und merkwürdige Innſchriften hinterließ, die ſein Schickſal und den Geiſt der damaligen Zeit charakteriſiren. Wir lieben den Mann, der ſo unzufrieden mit dem Menſchengeſchlecht war, und weinen ihm eine mitleidige Thräne auf ſeinen Grabhügel, wo man ohngeachtet der Nacht des Waldes die Ausſicht ins Paradies hat. — Wir gehen weiter fort und finden in einer melancholiſchen Gegend das Andenken der Märtyrer, die durch die Tyranney des Aberglaubens gelitten haben. Für dieſe muß der Blick ins Paradies reden! — Der Wald wird nach und nach wieder heller. Auf einem erhabenen Plaz iſt ein groſes Grabmal, an dem Luthers und Melanchthons Sarg neben einander ſtehen; ihre Bildniſſe ſind zwiſchen denſelben in einem einzigen Medaillon vorgeſtellt. Ueber ihnen iſt hinter der aufgeſchlagenen Bibel der Sonnen Aufgang in muſiviſcher Arbeit gemalt. Auf Luthers Sarg ruhet die Standhaftigkeit; auf Melanchthons die Sanftmuth. Um dieſen Hügel herum ſieht man in verſchiedenen Scenen nahe am Paradies, das

Au-

Andenken verdienstvoller Teutschen neuerer Zeiten gestiftet *). Der Weg führt von Luthers und Melanchthons Grabmal an das Monument, wo ein Adler den Schleyer zerreißt der den Aberglauben bedeckte.

Bey der Ehrenpforte des Paradieses, in der reizendsten Aussicht steht der Fürst, der diesen Garten anzulegen befiehlt. —

J. A**l.

III.

Ueber den echten Charakter der teutschen Aussprache,

an den Ungenannten

im Göttinger Magazin 1782. VI. St. II. S. 342. 348.

Nichts ist lächerlicher, als von andern fordern, daß sie unsere Mundart reden, und aussprechen sollen so wie wir. Thun es einzele Personen gegen ganze Länder, so ist es Unsinn; thun es Provinzen

*) Die Skizzen derselben werden künftig folgen.

vinzen gegen Provinzen, so fragt man nach der Unterwerffungsbull. Man sieht sich veranlasst, die Rechte des Vergewaltigers zu untersuchen, und seine Aussprache in Verhör zu nemen. Der erste Gedanke ist, wie sprichst du denn, und sprichst du auch recht?

Die führet natürlicher Weise auf den Charakter der echten Aussprache an sich selbst. So unbefangen man aber auch immer davon reden mag, so scheint man doch zulezt selber auf das nemliche lächerliche hinauszulaufen: so soll man sprechen! Hierzu kommt noch, dass der Streit um die beste hochteutsche Aussprache zu unsern Zeiten mit einer Fieberhize geführet wird, welcher der vernünftigere Teil blos mit Satyre begegnen zu müsen fürs heilsamste erachtet. Besser wäre freilich schweigen, da man onedas keinem andern, als schlechten oder gar widrigen Erfolg entgegen siht.

Die Aussprache ist die Charakteristik eines Volks, und steigt mit ihm durch die gewönlichen Stufen der Volkmenschheit von Armut und Räuhe, bis zur Vollständigkeit und Feinheit. Auch hier geht alles seinen natürlichen Gang, one Sprung und Gewalt. Und wenn es am Ende mit der Cultur in einer Sprache nicht so leicht vorwärts gehen will,

will, als in andern: so wird man den Grund davon zuverläßig finden, wofern man nur der Geschichte der Sprache und Aussprache selbst, one Leidenschaft und Parteilichkeit, nachgehen mag. Diß ist onezweifel auch der einzige Weg, Animositäten bestmöglichst auszuweichen, und hoffentlich mit der gelindesten Strafe davon zu kommen. Denn ganz one Stöse gehts nicht ab. Es sei!

Wie sanft und wallend, wie leicht und fein ist die natürliche Sprache der ursprünglichen Teutschen! An Vollständigkeit gibt sie keiner Sprache nach; das siht man täglich mehr und mehr an ihren Idiotiken, und vornemlich an dem häufigen Gebrauche, den die hochdeutschen Sprachen von dieser liebenswürdigen Mutter machen. An jungfräulicher Zartheit, Lieblichkeit und Leichtigkeit übertrifft sie alle. In der Vereinfachung der Vokale und Consonanten; in haushälterischer Sparsamkeit überflüssiger Vor- und Nachklänge an Silben und Wörtern; in dem sehr mäsigen und blos notwendigen Gebrauche des Raffellautes; in fast gänzlicher Vermeidung alles Gezisches, welches in den feinsten auswärtigen Sprachen noch so vielfältig aufsällt; und in sehr feiner, ja wol lieblicher Milderung der Gutturale, wenn sie sie aussprechen mus, und die sie nordisch nicht umgehen kan; und in vielen

len Fällen, die heut zu Tag von den gebildetſten Sprachen und Ausſprachen erfordert werden, und erwartet werden können, geht ſie, wo nicht allen andern vor, doch wenigſtens mit denſelbigen in gleichem Grade. Und ſogar hat ſie dieſes ſeine alles von Natur, das iſt, nach den urſprünglichen Regeln, und dem ordentlichen Gange ihrer inneren Entſtehung, oder ihres Weſens. Was ſich andere durch vielen Fleis und Bearbeitung, und mit Verleugnung und Tilgung alles ihres urſprünglichen, allem Etymologiſchen, allen Sprachgrundprincipien entgegen, erſt erworben haben, das thut und iſt ſie one Kunſt und Cultur. Schade, (ſollte man wol Schade ſagen!) daſſ ihr dieſe noch niemal eine Hand geboten hat. Schande, daſſ man noch kein Werk daraus gemacht hat, ihre wörtliche, wortfügende und ſchönheitliche Verfaſſung eigentlich und ernſtlich zu ſtudiren. Kein Mangel an irgend einer innerlichen oder äuſerlichen Vollkommenheit hat ſie faſt gänzlich im Privatſtand erhalten, vernachläſſiget und zurükgeſezt. Nichts als die allgemein menſchliche ſchele Sucht der Nachahmung hat ihr dieſes Unrecht zugefügt.

Der Polterer der Germaniſchen Nation auf dem teutſchen Boden verſtärkte ſeine Sprachwerkzeuge, erhob ſeine Worte zu Donnern, und über-

füllte seine Schälle; er brauste, zischte, schnarrte, rasselte, und setzte sich damit in renomistische Ehefurcht. Die Lage bildete sich daraus ein eigenes teutsches Volk. Gebürgige Lebensart, und ewige Kriege an der Donau mit unteutschen Nachbarn, gaben dem Oberteutschen einen höheren Schwung, und bald einen wesentlichen Unterschied vom inneren Bruder, der nun der niedere hies. Die ursprüngliche Abgesondertheit der teutschen Völker behandelte sie als feindselige Nachbarn. Der Main, die Salen und ein Stük der Elb waren ihre natürliche Grenzen, auser dem, dass sich beide von den Nördlichen, und den Ostseevölkern, den Vandalen, auszeichneten.

Diesen umschriebenen Oberteutschen Plaz füllte eine Hermanei, eine vereinte Kriegsverfassung, oder kriegerische Einung; Ein Volk, in blosen Namen nach Lagen und Verrichtungen dem ganzen unterordnet: als, Markmanei, anfangs zwischen Rhein und Donau, und bei Roms Uebermacht von Gallien aus, an der andern Donaugrenze bei der Morawa, wie commandirt. Sodann das Cor (Corps), die Hermanei zwischen beiden Donauenden, und der Rükwand, dem Main, den Salen und der Elb. Fortan höher auf dieselbigen, im Namen von der Lage, Langebarden; und dem Herzen des Volks, Semnos

Semnonen, Versammlung, gemeinen Reichstag, und Volksgottesdienst. Bis die Angeln, oder Winkler, das ganze Volk in einer Spize, one Zweifel an der Ostsee um den Ausfluss der Oder, auf dem teutschen Boden, endeten. Und dieses Volk heist die Sueven, zu teutsch Suoben, Schwaben, ununterbrochen, bis auf diesen Tag. Wörtliche und umständliche Belege ist Cäsar, besonders Tacitus, und mit ihm alle andere Quellen der Geschichte. Man verzeihe diese notwendige Wiederholung, und eine gleichnotwendige Verweilung dabei.

Es ist nirgend kein Grund vorhanden zu glauben, dass German jemal ein Lands- oder Volksname bei den Teutschen gewesen sei. Hermanei mag beim Zug der Eburonen über den Rhein erstmals von ihren Feinden, den Galliern, gehört, als ein Volks- oder Bundsname falsch ausgelegt, und so von den Römern verstanden worden sein. Onezweifel ist dieser Heerzug der Hermunduren Schwaben gewesen, vor welchen selbst die niderteutschen Völker sich gefördtet haben, bei welcher Gelegenheit der Name, Hermanei, für ihre nemliche Krigsverfassung, wenn es das ganze Volk angieng, eingeführt, oder wenigstens allgemein bekant und gänge worden sein mag; so wie gewis der Name Eburo-

nen, Uberrheiner, erst dabei entstanden ist. Wenigstens findet man den bestehenden Namen, Hermünder, nirgend als in dem kriegerischesten Teile vom ganzen Suabenlande, die an drei mächtige Grenzen, die Sal gegen die Niderteutschen Catten, den Rhein gegen die Gallier, und die Donau gegen die Wenden und hernach gegen die Römer stiesen. Urkundlich sind von jeher mehrmal Sueven den Rhein hinab, und daselbst über den Rhein gegangen. Und der eigene Dialekt der nachmaligen Pipinischen Hochfranken, die das Haupt über die nidern Merovingerfranken erhoben haben, kan one solche Oberteutsche Hermanei, oder geschlossene, freie, ganze Krigsvolksverfassung nicht wol begriffen werden. Ein durch Volksschluss, nach Cäsar, ausgelassener Volksschwarm junger suevischer Mannschaft, und ein, nach einem Reichsschluss aufgebottenes Heer von Weren, eine Reichsarmee, oder Hermanei, steht bekantlich blosen Gefolgen entgegen.

Dr. Antons übersezter Tacitus scheint einen Unterschied unter Suab und Sueiv zu machen, und Sweif für einen Bund zu halten; wer aus dem Bunde geht, sei nicht mehr Sweif. Das ist einmal nicht Tacitus, und keines Römers, und keiner Zeiten Sinn. Daher seine Vorstellung, S. 144. „Die Hermunduren waren einst ein sweifischer

„fischer Stamm; sie giengen aber mit den Longo„barden über die Elb, arteten aus, hielten es mit „den Römern, verliesen den Bund, und erhielten „daher solche Lobsprüche.„ Sind doch die Hermunduren die nemlichen Schwaben im heutigen Schwabensize. Sie grenzten ja an Augspurg und an die Pfalzheke; und wer anders, als sie, hat nachmals diese Zäune zerbrochen? Dass sie Franken und jenseitige Salländer, schon vor Cäsar, besessen, ist Ausbreitung, und keine Wanderung gewesen. Die blutige Behauptung derselben zu Tacitus Lebzeiten, war um so nötiger, da sie die Römer an beiden entgegengesezten Enden beschränkt hielten. Der damalige Fride mit Rom war von kurzer Dauer, und beweist weder Ausartung noch Bundesbruch. Sie waren ja dem Namen nach und eigentlich der schwäbische Hermund oder Heerbann. Denn Herman und Hermund, Herbann und Heerbund, Hermanei und Hermundei sind einerlei; ein stehendes Kriegsheer zwischen den Saken und der obern Donau.

Daher auch die Vorstellung: „Die Markmannen waren keine Sweifen, sondern nur Nach„barn derjenigen Stämme, die mit ihnen im Her„kiner Walde wohneten, Strabo 7, 883.„ Strabo sagt das nicht: est hercynia silva & Suevorum

natio, ex quibus nonnulli intra, aliqui extra ſilvam habitant-, in quibus & Bubienum Marobudi regia. Ein ſchwäbiſches Markheer an der untern Donau Grenze, von der oberſten Grenze her. Daſſ dieſe Abteilung monarchiſch wurde, geſchah zum Nachteil des ganzen Suevenvolks, und anfangs mit thärigem Widerſpruch; der Hermund exſequirte. Häupter immer kriegsfahrender Völker werden mächtig. Und der Königstitel war einer der wirkſamſten Römiſchen Griffe gegen die Teutſchen. Denn teutſche Könige oder Monarchen gab es nicht.

Eroberungen über den oberteutſchen-, in niderteutſchen Ländern, in der Nider- und Oberpfalz, in Franken, in Thüringen, in Halberſtatt und Magdeburg, muſten beide Mundarten miſchen, wie es noch ungefär auch heutiges Tages ſtehet; und immer in der Verhältnis, in welcher die Beſizungen ungewiſer oder dauerhafter geweſen ſind. So iſt mehr Niderteutſches in der Rheinpfalz, als in der Oberpfalz und in Franken, und hier mehr als in Thüringen. Die Thüringer waren urkundlich aus dem Suevenlande, ein echtes Schwabenvolk, welches, (nach der groſen lezten Suevenwanderung nach Gallien und Hiſpanien, und dem Drange der übrigen, Italien entgegen, nach Elſas, Rhätien, Helvetien —, und nach der dadurch verurſachten Aufhebung

hebun[illegible]r Semnoniſchen Reichsverfaſſung, und der Hermunder,) ſich in dem Lande ſeiner jezigen Beſizung, unter ſeinem eigenen, gleichviel alten oder neuen Namen, Gebürginnwohner, feſtgeſezt, und von bald mächtigeren niederteutſchen Nachbarn, Franken und Sachſen, unterjocht, oder doch ſo aufgelöſt worden iſt, daſſ bis dieſen Tag noch die breite, volle Landesſprache daſelbſt der redende Zeuge ſeiner altſchwäbiſchen Abkunft bleibet.

Samuel Dingler wird, bei dem Fortgang und der Abkülung ſeiner Unterſuchungen, über ſeines Düringers Behauptung, (Sprache der Menſchen, 1. T.) ſelber lachen müſen, daſſ, „die Sachſen „A. 568. Ein Häüfchen von 4000. die ſich der „Schwaben erwehrt, ungewis wo, etwa in Pa„derborn, der einzige Fall der Gemeinſchaft beider „Völker und Sprachen geweſen ſei.„ Welche Miskunde, daſſ bei ſo vielem Geſchrei von der oberteutſchen Sprache, die Rede nur immer von dem unbeträchtlichen Winkel um die Quellen der Donau und des Rheins, und blos vom heutigen Schwäbiſchen Kreiſe iſt; und daſſ die alte Suevenausdehnung, als der Grund der ſo weit ausgebreiteten hohen Sprache, nirgend noch mit einem Worte berührt, oder mit einer Feder angefochten worden iſt.

Wir übergehen das altsuevische im Skandinavischen, und längst der Donau über der Morawa; die Angelsueven, Vätter der Frisen, welche so viel hohes in die holländische Sprache verpflanzet, und sich in Brittannien von den Sachsen unterschieden haben.

Auf dem teutschen Boden gab freilich die Kaiserliche Macht der Lotharinger in männlicher und weiblicher Linie, und der Hohenstauser und Oestreicher der oberteutschen Mundart, (denn eine Sprache war es ja noch nicht, wie Klopstock sagt), alles gerichtliche Ansehen, und bei den aufgekommenen teutschen Schriften, obgleich nicht gänzliche Alleinherrschaft, doch volle Ueberzal. Allein dieses ist nur die Grundlage zur Ausbreitung der oberteutschen Sprache. Diese Mundart hat sich dermasen in Ansehen gesezet, dass gewiser Art ein Begriff der Verachtung auf die niedere fiel; und war nicht sowol von den Hohensprechern und der hohen Sprache, als vielmehr und eigentlich von denen selbst, welchen sie angebohren war. Denn das heroische gefiel; Ein oberteutsches, Herr, lautet herrischer als min Heer, und herus, Monsieur und Signor — Es wettert. Und welcher Wehr wollte es nicht sein? Konnte es anders geschehen, als dass es allenthalben und zu allen Zeiten, beson-

ders

ders wenn es öffentliche und zulezt ſchriftliche Sachen betraf, er gieng wie Micräl von ſeiner Zeit und ſeinem Pommern ſagt, daſſ kein Kind mehr ſein Vatterunſer in ſeiner alten Schwabenſprache (er meint aber ſeine platte Landesſprache) betten wollen. Der Hamburger Schiffer liſt ſeinen Morgenſegen aus ſeinem hochdeutſchen Gebettbuch, und ſpricht es nach ſeinem Munde und nach ſeinem Vermögen aus. In niederteutſchen Schulen wird auf gleiche Weiſe hochdeutſch gelernt, in Kirchen Gottesdienſt hochdeutſch gehalten; und ſo entſtund denn eine hochdeutſche Sprache, die den niederteutſchen Mund mit oberteutſchen Wörtern füllete, one dieſe anders als aus ihrem eigenen Munde, und im Urgrunde, allein aus Schriften und gedrukten Büchern zu kennen. Kein Wunder, daſſ es eine ganz neue, und nur ſich ſelbſt eigene hochdeutſche Ausſprache und Sprache war; ſo ſehr ſie ſich auch durch ganz Niederteutſchland und ganz Niederſachſen, Brandenburg, Pommern, und tief in den Norden hinein ausgebreitet hat.

Die oberſächſiſche hochdeutſche Sprache und Ausſprache hat einen ganz andern Urſprung. Das altſueviſche der Thüringer, und villeicht noch vieler andern ſueviſchen Wehren, behielten, obgleich fränkiſche und ſächſiſche und ſlaviſche Unterthanen,

ihrer Sprache Wesen und Wirklichkeit, und teutsche Colonisten in slavischen Sizen störeten dieselbe nicht. Selbst die Heinriche waren Herrn von Bajern wie von Nidersachsen. Die Behauptung, diese hochdeutsche Sprache sei aus den beiden Hauptmundarten zusamengesezt, hat keinen Grund. Höchstens ist es an einigen Orten die Aussprache, und gewis nicht die Sprache selbst. So viel auch niderteutsche Wörter, Redensarten und Wortfügungen, die man bei den ältern südlichen Schriftstellern nicht antreffen wird, in diese feine Sprache aufgenommen worden sind, und zur Vollständigmachung der Sprache, so recht und billig, noch täglich aufgenommen werden, so darf doch nicht ein einziges sein niederteutsches Gewand behalten, sondern wird immer oberteutsch gekleidet. Stosch, der die geschehen sein sollende Mischung sehr versicht, beweiset sich hierinn allenthalben selbst das Gegenteil. Beide —, sagt er, ist hochdeutsch, nicht, beede. Er und Moriz — machen sich ein eigenes Geschäfft daraus, die niedersächsischen Hochdeutsche den rechten oberteutschen Casum zu lehren, und sich in den Unterschied zwischen, darein und darin — und darein und worein —, wie auch, mich und mir friert, u. s. f. zu finden. Alles, wie es die Oberteutschen für sich in ihrer angebohrnen Sprache haben.

Bei-

Beide nunmehrige hochdeutſche Sprachen nahmen die Oberteutſche als ihre Sprache auf, oder hatten ſie in der ihrigen, (wie ſollten ſie damals anders denken,) grad ſo, wie ſie war, und ſchrieben ſie folglich auch auf gleiche Weiſe, — mit allen oberteutſchen Eruditäten, Greueln und Abſcheulichkeiten. Denn alles, was die oberteutſche Sprache von der Niederteutſchen, in beider Urgrunde, unterſcheidet, iſt alles Härte, Haſt und Ueberfüllung. Selbſt Luther, der erklärte Vatter der oberſächſiſch hochdeutſchen Sprache, begieng den unverzeihlichſten Feler, daſſ er die damalige allgemeine Schriftſprache, höchſtens mit etwelcher Einmiſchung ſeines Eislebiſchen oder Wittenbergiſchen Mundes, bei mich —, woven aber nichts behangen geblieben, in ihrem vollen Wuſt behielt. Ja es iſt ganz unbegreiflich, wie ſo gar, bei fortwährender äuſerſter Verbitterung zwiſchen Sachſen und dem Reich, noch nach den Minneſingern, die neueren und allerhäſſlichſten oberteutſchen Barbareien haben von jenen können und mögen auf- und angenommen werden.

Um dieſe Zeit kam der unverzeihliche Schibilus vor den Mitlautern, den ſich villeicht der Oberteutſche ſchon von undenklichen Zeiten her hat zu ſchulden kommen laſſen, auch in ſeine Schriften; und

und der Obersachs, der es schon in seiner Mundart hatte, und der Niedersächsische Hochsprecher, dem es immer davor grauete, schriebens gleichwol treulich und in die Wette nach. Und wenn keine Parteilichkeit dabei vorgefallen —, sondern auch das p von vornen, und das t von vornen und hinten mit gleichem Schibilus geschrieben worden wäre: so ist kein Zweifel, der Obersachs hätte, wo er es nicht schon vorhin für sich thut, auch, Schpott, Schtein, und ischt, est, nachgesprochen, oder wenigstens mit dem Niedersachsen nachgeschrieben. Wie sie mit pf und allem andern gethan haben, vornemlich mit den unseligen Doppellautern au, äü, ei, ie, und dem Schiller á —

Sprachen nemen sich gegenseitig aus Schriften Wörter an; und es kan nicht felen, dass sie nicht zuweilen falsch, und wider die Natur ihrer Entstehung und Herleitung von der andern aus Unkunde ausgesprochen werden. Ein unbedachtsamer Oberteutscher von seiner Aussprache verführt, schwüre darauf, Meerrettich komme von Meer, Mare; denn das Wort ist niederteutsch. So ist in dem oberteutschen Wort, Epheu, Heu von Eppe, Epich, Apium, dürres Ep, das abgesonderte p:h bei seiner Aufname in die hochdeutsche Sprache für das gewönliche alte unartige φ, den Pfeifer, angese-

gesehen, so ausgesprochen, und endlich gar mit ff geschrieben worden; und jezt findet sich Effeu, anstatt Epheu, oder wenn es ja eine niederteutsche Wendung bekommen hätte, anstatt Ef-Heu, in sächsischen Schriften und Aussprachen vollkommen gerechtfertiget. Auf gleiche Weise gieng es dem Hochdeutschen mit den Oberteutschen Doppellautern und dem á, die sie alle gutwillig aufgenommen und nachgeschrieben, aber blos in ihrer Landesart ausgesprochen haben; um welche erst bei der näheren Bekantschaft der gegenseitigen Aussprachen Streit entstanden ist. —

Man befolgte den ganzen Gang, die Heerstrase der oberteutschen Sprache und Schriften, one Sorge und Bedenken, bis man allerneuestens anfieng, sich aus der Verfeinerung seiner Muttersprache ein eigenes Geschäfft und Studium zu machen. Jezt erst fiel das ungeheure in dieser allgemeinen, und insbesondere in der hohen Sachsensprache auf. Diese schämete sich ingeheim, so vielen Unrat geerbt oder nachgeahmt zu haben, und so manche Jarhunderte in der Bildung ihrer Sprache so ganz verkehrte Wege gegangen zu sein. Nun hasset man seine eigene Schande in dem Oberteutschen, dem Verführer. Die Schlange betrog mich, und ich as; oder, das Weib, das du mir gegeben

ben haſt —. Und nunmehr läſſt man es dieſe leidige Mundart, mit gemeinſchaftlichen Kräften, allenthalben und oft ſehr derb entgelten. Selbſt der ſonſt ſo billige Stoſch gibt ſeinen Worten, „Zi„ſchen und Schnarren iſt — das bekante Eigentum „der oberteutſchen Mundart", (Beiträge II. St. S. 126. und bedächtig widerholt III. St. S. 2.) einen beſondern Nachdruk; one ſelbſt daran zu denken, daſſ der Oberteutſche nicht einen einzigen Ziſcher, noch einen einzigen Schnarr- oder R Laut habe, die nicht auch, leider, durch ganz Teutſchland, von allen und jeden hochdeutſchen Sprachen und Schreibern auf und angenommen, und ſich weſentlich zu eigen gemacht worden wären.

Die oberſächſiſche Sprache hat die Ehre, die erſte eigentliche und vorſezliche Cur oder Cultur mit unſerer Sprache vorgenommen zu haben. Sie beruft ſich auf die bei ihr entſtandene Kirchenreformation, und den ihr vorgegangenen, und nachher noch erſt daraus entſproſſenen Flor der Wiſſenſchaften, auf den Leipziger Buchhandel, und die Gottſchediſche Schule. Wenn Luther, wie es am Tage ligt, die Hof- und Schriftſprache ſeiner Zeit gebraucht, und mit ſeinen Helfern, one Unterſchied des Landes und Volkes, durch lange Uebung unabſichtlich und unvermerkt gebeſſert; und der Flor

der

der Wiſſenſchaften ſo ganz ausſchlieſend eigentümlich eben nicht behauptet werden dörfte: ſo bliebe wol zur wahren eigentlichen Epoche der oberſächſiſch hochdeutſchen Schriftſprache die Gottſchediſche und Kloziſche Schule. Dieſe ſezte die Schriftſprache im ganzen und in allen ſeinen, auch den kleinſten Teilen, feſt; und es war ihr durch Leipzig leicht, ſie nach Wunſch und Willen auszubreiten. Alle Welt leiſtete willige Folge, und appellirte der Rechtſchreibung halber dahin, beſonders lies der Schweizer — hier ſeine Schriften durchſehen, und gut hochdeutſch machen. Allein da ſie anfieng, jedes von ihr nicht geſtempelte Wort zu peitſchen, jede Abweichung, wie Schulſchriften, als Schnizer anzuſtreichen, ungebetten und gewaltſamer Weiſe bei dem Druk zu corrigiren, und in gebieteriſchem Ton, vom Himmel herab, zu ſprechen: ſo war kein Wunder, daſſ andere auch anfiengen, dieſe hochdeutſche Sprache zu unterſuchen, und ihre Gebrechen aufzudeken. Nun brannte die Flamme lichterloh.

Die Oberteutſchen fragten nach dem Todesſchein ihrer Schriftſprache, welche Luthern, ihrem Sohne, ſo kräftiglich geholfen, auch nach ihm immer gleich thätig geweſen war, und zu athmen urkundlich noch niemal aufgehöret hatte. Sie wollten die Sprachſünden wiſſen, deren ſie beſchuldigt wür-

würden, und, wie es zu geschehen pfleget, sie fanden sie in ihrem Gegenpart, und ungleich mehrere darzu. Die oberteutsche Schriftsprache hatte sich ja unter den Minnesingern so sichtbarlich gesäubert, wie sollte sie sich weiter, durch ihre beständige Uebung, nicht selbst, und aus sich selbst gebessert haben können, so gut es freilich immer die Umstände erlauben wollten. Und die Feler ihrer Kindheit und Jugend hat sie ungerüget selbst erkannt und abgethan. Ihre fürchterliche Otfridische ua, uo, oa, sind schon längst dahin, und die u in den ersten Bibeln sind wol bald die lezten in der öffentlichen Schreibart und dem Druk gewesen. Ja es ist so weit gekommen, dass sie sich kein erbarer Bauer in Schwabenlande mehr zur Last legen lässt, wovon jedoch bei der Rede von der oberteutschen Sprache gar nicht die Frage ist; ob sie gleich noch diesen Schimpf aller Orten her sehr bitter hören mus, von N — und N — bis auf Rüdigern hinaus, der allerneuestens diese Doppellauter dem Verzeichnis seiner 200. Sprachen, als wirkliche Oberteutsche einverleibet hat. Auch den ältesten Unflat rühren diese Eiferer zur Külung ihrer Hize auf, und beschmizen damit nicht so wol die Brüste, die so gesogen haben, als sich selbst.

Zu

Zu allen andern Doppellautern zeigt der Oberteutſche die überzeugendſten Gründe. Daſſ ſie mit gleich gemeiner Verachtung belegt, und unter vielen von P. Lignets (Enkelmanns) Grammattikalien, S. 108. mit Schleſiſchen pöbelhaften Beiſpielen, als ſchwäbiſch und pöbelhaft, mutig abgefertigt werden, thut warlich nichts zur Sache. Das anerkannte aù, mit dem Accent auf u, iſt bekantlich das originale, auch niederteutſche u, nach welchem ſich áù natürlicher Weiſe beuget. Aber eben ſo notwendig als allgemein iſt der Oberteutſchen áú, mit dem Accent auf a, als das originale, und auch niederteutſche o, mit ſeiner eigenen Beugung áû. Dieſe zweierlei Diphthongen unterſcheiden ſich ſo weſentlich von einander, als u und o in ihren Wörtern von einander unterſchieden ſind, und laſſen ſich ſo wenig miteinander verwechſeln, als dieſe ihre Urlaute. Und ſo wenig der Niederteutſche ſein rug, rauh, mit ſeinem rook, Rauch, verwirren kan, ſo wenig kan und darf auch der Hochdeutſche ſein raûch, rudis, und ráuch, fumus, ineinander werffen. Solche Unteutſche, möchte man wol ſagen, die dieſes nicht einſehen, oder nicht geſtehen wollen, verſtehen und erkennen ihre Sprache nicht. Sie behandeln dieſe zwen ſo klar verſchiedenen Laute, blos weil ſie in Schriften nicht voneinander ausgezeichnet worden ſind, wie die Wön-

che ihr Latein. Sie hatten den Unterschied nicht in Schriften, und lernten ihn auch folglich nicht. Der Irrtum ligt bei ihnen. Während der billigere Teil, gerne eingesteht, daſſ ſich, ſtreüen, und die Freude — mit, ſcheuen und heute — nicht gut reimen. Auch das nimmt der Sache und ihrer Warheit nichts, daſſ ſelbſt die älteſten Nachbarn der Oberteutſchen, die Rhein- und Oberpfälzer, - und die Franken dieſen doppelten Unterſchied nicht in ihre Schriftausſprache angenommen haben. Das öſtreichiſche — provinzliche áu, wider erſt geſagte Gründe, kommt hier in keine Betrachtung, und geht den Oberteutſchen ganz nichts an. Und es würde nur gröſere Unkunde verraten, wenn man es wider ſie und ihre Gründe anwenden wollte.

ei mit dem Accent auf i, aus dem einfachen i gebildet, ſelbſt bisweilen auch bei den Niederteutſchen, hat das Urteil der Feinheit ſchon aus den älteſten Sprachen. Aber das oberteutſche éi, mit dem Accent auf e, iſt ſo weſentlich und notwendig davon unterſchieden, als dem Niederteutſchen ſein ee von ſeinem i. Dieſer kan und darf ſie nicht verwechſeln; und dem Oberteutſchen ſollte ein gleich weſentlicher Unterſchied zum Vorwurf und zur Schande gereichen! der Niederteutſchen, reken, réichen, kan unmöglich mit ihrem rik, reich, verwech-

wechſelt werden; und der Oberteutſche ſoll verbunden ſein, diſſ in den ſeinigen zu thun? Man hat dieſes éi geraume Zeit mit ey in Schriften ausgezeichnet, ſo wie alles ei bei den Minneſingern es an ſich ſchon iſt. Aber Luther hatte ey nicht, ai ſchrieb man nicht, als zu rauh; und y wurde für eine bloſe alte Gleichgiltigkeit mit i gehalten; So gieng die Ausſprache ei, auſer dem Oberteutſchen Munde, verlohren. Der Sachſe verſuche es, die Wörter mit dem gedehnten oder doppelten e in ſeinem Niederteutſchen eben ſo lächerlich zu machen, und eben ſo leichthin wegzublaſen. Auch hier die fränkiſchen und oberſächſiſchen Provinz ai, faier, Feuer, ſchraaiben, ſchreiben — mit dieſem oberteutſchen Grund éi in gleiche Unwürde zu ſezen, wäre doppelte Unkunde und Ungerechtigkeit.

Die Helfte dieſes Niederteutſchen ee verſteht das Oberteutſche ie, weil ie eine bloſe modification von éi, und mit ihm von gleichem Urſprung iſt. Welcher Kenner ſeiner Sprache reimet, ſchmeicheln, mit, den Teicheln? und welcher Niederteutſche verwechſelt ſein præſens der alten Conjugation mit dem Imperfect, und welcher ſchärft das lezere? Und der Hochdeutſche ſollte ungeandet ſo geſezlos ſein, da ſein ei præſentis blos ein überſeztes i, und ſein imperfect eben dieſes i wie,

der ist? Möchte er seine 40 imperfecta, die er schärfet, doch mit dem Niederteutschen ee vergleichen, so wie auch mit den Aussprachen aller andern germanischen Welt, wenigstens im Singular. In Sachsen hat man den Diphthongen ie niemal nachgesprochen, und die Aussprache desselben ist nunmehr auch im Oberteutschen, (so wie auch der Unterschied zwischen ei, áú und eú, gänzlich im sprechen abgegangen ist), nirgend mehr zu hören. Kein Mensch beklagts. Aber ie bleibt, mit den ebengenannten Doppellautern, um der Etymologie willen, in Schriften stehen. Als ein Doppellauter ist es lang, und man mus es der Gottschedischen Schule verdenken, daſſ sie das ie, mit dem h, als ein Zeichen der Dehnung aufgenommen hat. Stosch sagt zwar von Mázken, er habe das etymologische Dienst-h sehr gründlich verteidiget; aber dieser aufrichtige Mann hat Widerruf gethan. In dieser gewis sehr reichen Materie wäre noch viel, recht sehr viel zu sagen.

Diesen Misstand unnötiger Buchstaben, und falsch angewendeter Laute abgerechnet, bietet sich die Frage von selbst an: sind denn die Doppellauter áu, áú und éi, an sich so rauh, daſſ sie blos deſſwegen verdienten ausgetilgt zu werden? Kan ein feiner Mund, und wer gesteht den Sachsen nicht

die-

dieſen zu, ihnen nicht auch eine feine Ausſprache geben? Und iſt eine eingebildete Räühe hinreichend, Glider, die dem Weſen der Sprache einverleibt ſind, abzuhauen? Hat ſich jemals ein alter Redner das Recht herausgenommen, auf ſeine Fauſt, in dem weſentlichen der Sprache ſeiner Zeit eine Aenderung zu treffen? Selbſt Cicero, bei aller ſeiner Glättung und Abründung — und Horaz bei dem weiſen Gebrauche des verborgenſten Sprachſchazes — haben keine Schnizer wider die Etymologie und den Syntax ihrer Sprache durch ihren Vorgang berechtiget, noch weniger zu Schönheit gemacht und aufgebracht.

Die Regelmäſigkeit einer Sprache hat mit der Schönheit keinen Streit. Wenn man von der einen ſpricht, ſo redet man nicht von der andern. Sie können ſehr freundſchaftlich neben einander ſtehen, und ſich, one Nachteil der andern, cultiviren und erhöhen. Sprache iſt innerliche Einrichtung und Natur, Ausſprache hängt von der Beſchaffenheit und Bildung des Mundes ab. Das ſchwerſte Wort bekommt in einem jungfraülichen Munde eine Sanftheit, und das leichteſte in einem wilden Munde eine Räühe. Das Sprachſtudium aus Quellen zur Cultur der Sprache, und die Ausbreitung einer verfeinerten Ausſprache in Schriften, ſollen ein-

ander nicht entgegen ſtehen. Nein, Herr D. (Sprache der Menſchen, I. S. 131.), ſelbſt Minengräber! „Meiſſen der Siz der hochdeutſchen Sprache, und Thüringen der Miner.“ Wenn das Sprachſtudium aus Minen getrieben wird, ſo „gräbt man die alten Wurzeln nicht erſt wider auf, „um neu ſprechen zu lernen.“ Aber innere Gründe brennen. Sie ſind feurige Kolen auf das Haupt. Aus denſelben die Sprache berichtigen, iſt freilich eine ſo ganz andere Sache, als ſchreiben, wie man ſpricht, und wie man zu ſchreiben einmal angenommen hat. Der Bär (Pair) in der Pamela kan das auch, und, wie Swift ſagt, alle qualificirte Damen.

In alle Wege hat die ſächſiſche hochdeutſche Sprache ein groſes gewonnen, daſſ ſie allgemein ausgebreitet iſt, und den ganzen Troſſ auch auswärtiger Nachahmer nach ſich zieht. Daher auch der gröſere Teil der friedlichen darauf beſteht, der Sache ihren Lauf zu laſſen, und ſtille darzu zu ſein. Sie verdenken allen Gegnern ihren Widerſpruch. „Froh, daſſ endlich doch in den meiſten Stüken ein „gewieſer Dialekt die Oberhand behalten, ſollte man „die Bücherſprache nicht aufs neue ungewieſer ma„chen, ja ſich vielmehr bemühen, auch in den gu„ten Ton des gemeinen Lebens mehr Uebereinſtim-

mung

„mung zu bringen; da gewies der Gebrauch guter „Schriftſteller ein wichtigerer Beweis in der Spra„che ſein mus, als die Gewonheit des gemeinen Le„bens; und villeicht noch lange nicht Regeln für „unſere Sprache gegeben werden können —".

Aber der Beruf auf die beſten Schriftſteller legt auf allen Seiten wenig Ehre ein. Die Nachahmung iſt der ſchlechteſte unter allen menſchlichen Handlungsgründen; ſie weis von keinem in der Sache ſelber, und verläſſt ſich daher auf andere, zu deren höhern Kentnis ſie Vertrauen hat, oder von deren Reize ſie angezogen wird. Eine Sprache, von Jarhunderten her in ihrer Natur bewundert, für grundlos in ihr ſelber halten, iſt ein Schandflek; anſtatt der Etymologie — Luthern, Männer, Denker, nach Adelungiſchen dunkeln Empfindungen handeln, reden, ſchreiben, Sprachen cultiviren laſſen, iſt Schimpf; und welche Schmach für jeden, den man, mit der gemeinen Nachahmer Herde, verbinden will, blindhin nachzubetten oder nachzuſchreiben. Und doch iſt auch ein ganzes ſolches Heer mit ſeinem Haupte, nach Art der alten Teutſchen, immer nur ein Gefolg, an deſſen Zügen das Land ſelbſt und das ganze des Volkes keinen Anteil nimmt; welches gleichwol von ihm im ganzen keinen Nuzen, wol aber immer Gefar und

Schaden hat. Es gibt solcher Waghälse allezeit mehrere, die einander selbst bestreiten; Befehdungen, Plakereien — Faustrecht —, welche die Nation nur beunruhigen und irren, sie mit Kriegen füllen, und ihrer innern Verfassung drohen. Es lauft auch selten ohne Mutwillen ab, den oft das Volk, die Provinz selbst entgelten mus. Auch selbst die besten Vorbilder, die schönsten Beispiele, die herrlichsten Schriftsteller, sind doch nur Beispiele, und gestochene Schulvorschriften, die nach Willkür nachgemalt werden, und etwa hie und da ihren Privatnuzen haben können. Und welches das ärgste ist, glükliche, berühmte, oft aufgerufene und besungene Haupter der Gefolge traumen sich zu Königen und Monarchen, und streben nach Ungebundenheit, ihre Herolden fordern Unterwerffung, und ihre Leute vollziehen den Machtspruch — Nun fliehe auf die Berge, wer im Lande ist. —

Auf der leidigen Miskennung der innern Natur der Sprache selbst, und dem unseligen Grunde der Macht der Gefolge, beruht das Princip der besten Aussprache, dieses Undings in einer beurgründeten Sprache. Der Held diesseme, lorpse, lispele, und Hof und Land diesemen, lorpsen, lispeln nach; es wird Schönheit, und wer nicht mitmacht, wird ausgeklatscht. Die obersächsisch hochdeut-

deutſchen Sprachhelden machten den Anfang. Weil ſie ſich bei ihren Abweichungen von der oberteutſchen Sprache mit inneren Gründen nicht zu helfen wuſſten, ſo beriefen ſie ſich auf ihre beſſere Ausſprache. Die Loſung wurde, ſo ſprechen wir — Troz, wer will uns wehren! „Zugegeben, ſagt P. Lignet S. 85. „der teutſche Sprachgrund pro„teſtire wider der Oberſachſen, gewann, ſann —; „ſollen wir, um dieſes Grundes willen, der beſ„ſern Ausſprache entgegen ſchreiben, oder gar zu„gleich entgegen ſprechen?“ „Oberdeutſche Sprach„kenner und Sprachliebhaber ſollen“, nach Adelungs Geſchichte der Sprache, „anſtatt Neuerun„gen auszuſinnen, und auf ihre hochdeutſche Schwe„ſter zu ſchmähen, wenn ſie etwas thun, und ſich „um die Sprache verdient machen wollen, das ei„gene in der Sprache ihrer Provinz aufſuchen, und „bekant machen“ — ſollen Steine tragen — Und Dingler, der Vehmrichter, thut den Spruch: „In Norden ſteht die Sprache in vollem Flor — „Gleich ungehört (S. 153.) kan man einen ver„dammen, der Verachtung gegen die Neuſprache „bliken läſſt“. Einwenden iſt verachten und ſchmähen, ein Majeſtätsverbrechen, zum Feuer.

Es konnte nicht felen, der einmal aufgeſtellte Grundſaz der beſten Ausſprache, und die Strenge

des Gottschedischen Gefolges, zogen sich aller Orten her Widersprüche zu. Wolan, schrien verschiedene Haufen, schreibt man, wie man spricht, so schreiben wir auch, Schprache — Und warum soll die Meissnische die beste Aussprache sein? sind anderer Orten nicht eben so gute — Ist die pfälzische, welche offenbar mehr niederteutsche Sanftheit hat, nicht besser? Und was kan man auch anders von dem Saze des bessern und besten erwarten, als Widersprüche, Vorliebe zu dem seinigen, und bloses Wolgefallen.

Der lezte Auftritt ist der comischeste, den man je gesehen hat. Aly (N.) tritt auf, und nötiget die Gäste Motallebs, Muhameds Offenbarung und Himmelsreise anzuhören, und schwöret, jedem den Kopf zu zerschmettern, der sie nicht glauben will. Die gelehrte Republik sagt, S. 225. eine leidige aber richtige Warheit, „man mag auf „den Sprachgebrauch als einen Tyrannen schelten, „wie man will, aber gehorchen mus man ihm". Und nun ruft Tellow laut: Wir, wir machen den Sprachgebrauch. „Guthochdeutsch Büchersprache „nennen, ist abgeschmakt" (Fragm. II. S. 11.). Hier ist die Vorschrift, wie man sprechen, und durch das Sprechen schreiben soll. Zu diesem Zweke sind Auflagen nach dieser Aussprache und

Schrift-

Schriftmanier gemacht. Stroh- und Dummköpfe ſind, die dawider reden. „Wer nicht folgen will, „gehört entweder (deutſche Rechtſchr. S. 48.) unter „die Gemächlichen oder Aenderungsſcheuen, oder „unter diejenigen, die ihre Regeln doch zulezt als „unrichtig ſelbſt verwerffen müſen; oder unter die„jenigen, deren überwiegenden Gegengründen, in „wenigen noch überbleibenden Fällen, man nachzu„geben verſpricht, wenn ſie die Mehrheit der Stim„men bekommen ſollten". Alles lauft ſonſt auf einen ſtummen Gehorſam gegen die gute Ausſprache, mit beſtimmter Sparſamkeit, hinaus. Die gute Ausſprache iſt freilich nicht, (S. 11.), die iſcht und oa Sprache; auch nicht diejenige, wo man weder eü, noch ö, noch ü, noch g höret; nicht die Meiſſniſche. „Man weis nicht (Fragm. II.), in welchem Grade die Oberſachſen an der Meinung ſo wol der Ausländer, als der ſüdlichen Teutſchen ſchuld ſind, daſſ man bei ihnen die beſte Ausſprache habe, „dieſe Behauptung darf ſich ja doch nur „hinter dem Rüken der Rechtſchreibung hören laſ„ſen". „Unſer Geſchreibe (S. 14.) zu Otfrids „und ſolchen Zeiten, das überhaupt auch hier „ſchwankt, wird hier denn doch wol nicht in Be„trachtung kommen ſollen?" Das heiſt, wir brauchen keine Quellen. (S. 15.) „Nicht, ſtumpf, ſondern, ſtumf, damit die Leute", (ſo ſprachen die Herrn

zu

zu ihren Knechten), „nicht immer wider aufgefor„dert würden, dieſe veraltete Härte zu bearbeiten. „Das ſſ zwiſchen zwei Selbſtlautern wird ausge„ſprochen. Diſſ können gleichwol in gewieſen Ge„genden ſo gar die Grammatiker nicht von, flieſen, „unterſcheiden. Doch Ich hoffe, dieſen wenigſtens „begreiflich zu machen, daſſ es ausſprechbar iſt, „wenn ſie es auch nicht ausſprechen können". O! daran felt es nicht, es iſt blos von einer Kleinigkeit, dem Widerſpruch, die Rede, den dabei die Dehnung der Silbe mit der Schärfung eines doppelten Conſonanten macht. „Ich weis nicht" — nicht? — „ob ſie etwa ſ ſchon ſo ſtark ausſpre„chen, daſſ ſſ Härte ſein würde". (S. 18.) „Jungfraülich und abſcheulich ſind in der Ausſpra„che nicht verſchieden: er mus zuhören, wie man „es ausſpricht, wenn man nichts davon weis, „daſſ darauf acht gegeben wird". (S. 22.) „Im „Doppellauter ei klingt e wie ein halbes a; ich „denk', man behält hier das e, denn ſonſt möch„ten ſich viele einbilden, daſſ ſie das ganze volle a „müſten hören laſſen. Aber einen Unterſchied un„ter ei und ei merken laſſen, iſt Ausſprecherei". (S. 31.) „á und der abgebrochene Ton können „nicht zugleich ausgeſprochen werden; man ſpreche á in, Länder" (Geſchäffte, ächten —) „aus, und „die Silbe bekommt den gedehnten Ton". Doch!

(Fragm.

(Fragm. II. S. 16.) „wo man ein geſchärftes d „ausſpricht, mag man zuſehen, wie weit man da„mit komme, wenn man es wagt, dieſe Ausſpra„che als nicht landſchaftlich anzuführen". (S. 33.) „Wenn ja im Schreiben etwas verſehen wird, „wenn es anders etwas wird, das verſiht „ja die Ausſprache, und mit der mag ich „wol unrecht haben". (S. 37.) „Das Recht der „Ausſprache geht ſo weit, daſſ der Unterſchied der „Ausſprache eine an ſich ſelbſt ſcheinbare Ableitung „verdächtig macht". Und was die beſte Ausſprache auf dem teutſchen Boden ſelbſt betrifft, und daſſ man wiſſe, wo man ſich ihrethalben hinzuwenden habe, ſo dienet (Fragm. II. S. 13.) zur Nachricht, „daſſ in gewieſen Gegenden von Nie„derſachſen beinahe alles ausgeſprochen werde, was „von der Nation als teutſche Ausſprache feſtgeſezet „iſt. In dieſen Gegenden, auch auf allen Seiten „ſo viel weiter hin, als das Platteutſche reichet, „miſchen ſich die Mundart und die Sprache auf „keine Weiſe untereinander, dagegen ſich im ſüdli„chen Teutſchland Sprache und Mundart in jeder „Rükſicht vermiſchen". Wo dann endlich (S. 46.) mit einer Summe Schreibdecretalien, und einigen Gnadenbriefen geſchloſſen wird.

Schade, daſſ dieſe nagelneue hochdeutſche Schriftſprache, dieſes nur zu muntere Mägdchen, wel

welches „mit der Wildheit ungezogener Kinder" im Fliegelkleide seines fünften Jahres herumirrte, als die mächtige harmonische Leier der Minnesinger in Heinen erklang; welcher „Luther in ihrem zwölf„ten Jahre den Starrkopf zu recht sezte", wenn sie warm „von seinem Rebensaft", und von ihm gehätschelt, ihrer sanften Mutter der Niederteutschen, und ihrer andern, der Oberteutschen, denn es war ein Kind „von vielen Müttern", Hohn sprach; welche wilde Opiz Bescheidenheit lehrte, und ihr neuester Liebhaber in sein Haus aufnam, da sie in der That keine Heimat hatte, und mit jedem Schritte sich weniger Hoffnung auf irgend einen Siz in Teutschland machen konnte — Schade, dass sie eines so frühzeitigen Todes verfahren ist, und eben so bald auch vergessen zu werden scheinet. Doch mus man ihr das zum Ruhme nachsagen, ihre Lebhaftigkeit hat das Gute gestiftet, dass die Aussprache, als Hauptprincip der Schrift, ihren Credit verlohren hat. So wie Klopstoks Ernst und Göthes Scherz den fast allgemeinen Beruf auf die Schaffung der Sprache durch Genies auch zimlich erkältet zu haben scheinen.

Das Studium der Sprache gewinnt damit einige Hoffnung, mehr empor zu kommen. Besonders da es niemal an Patrioten felet, welche wah-

ren

ren Sprachgrundsäzen ihre gebührende Ehre geben. Nach Pütters Richtigkeit und Rechtschreibung S. 5. „hat die teutsche Sprache in alle Wege Grundsä„ze — und ist nichts unter allen misslicher, als die „bloße Aussprache zur Richtschnur anzunemen, da „man vielmehr umgekehrt sich im sprechen nach dem „Schreiben richten mus —". Schmohl über die Klopstokische Rechtschreibung fordert, „von einem „Sprachforscher, nicht in Sachsen — allein zu blei„ben, sondern auch in andern Mundarten herum„zuhorchen — Unsere Hauptschriftsteller sind doch „nur provinziell, und was büseten wir nicht ein, „wenn wir in das gute des Sächsischen sinnlos „verliebt, gegen alle die Feler, welche die sächsische „Mundart noch hat, und gegen alle Tugenden der „andern blind, nur sie, und alles an ihr zum Ge„genstand unserer Anbettung machten?" Und Stosch Beitr. II. St. wirft dieselbige Frage auf: „da keine einzige Provinz sich rühmen kan, in allen „Stüken eine vollkommen richtige Aussprache zu „haben, die Rechtschreibung hingegen schon zimli„chermasen bestimmt ist, und mit Hülfe der Ety„mologie immer besser bestimmt werden kan, ob es „nicht besser wäre, dass man in der Aussprache „sich nach der Rechtschreibung, als in dieser sich „nach jener richte. Die besten Schriftsteller haben „die Rechtschreibung immer mehr aus der Etymo„logie

„logie zu bestimmen gesucht. Das ist auch wirk„lich das einzige Mittel, die gute Aussprache rich„tig zu bezeichnen; dadurch wird die Rechtschrei„bung, nach Mäzken, eine Wissenschaft, sonst ist „sie eine bloße Handwerksmalerei. Die bisherige „Rechtschreibung hat noch — Mängel. — Die „gute und richtige Aussprache läßt sich nicht an„ders, als durch die Regeln der Etymologie und „Analogie bestimmen. Es ist Torheit, sich blos „auf einige Schriftsteller zu berufen, denn wir müs„sen uns nicht nach Autorität, sondern nach Grün„den richten. — Lerne so schreiben, wie es die „Regeln der Etymologie und Analogie mit sich brin„gen, und dann sprich, wie es der guten und rich„tigen Schreibung gemäs ist. Das Hochdeutsche, „die allgemeine Sprache der Gelehrten in Deutsch„land, — lernt man nicht von seiner Amme, son„dern aus Büchern. Man mus so sprechen, wie „es geschrieben ist; und also erst richtig schreiben „lernen, ehe man es richtig sprechen kan".

So hat denn, durch das Rechtschreiben, die Aussprache alle Rechte einer Wissenschaft. In welcher nichts, so klein und gering es auch geachtet wird, bis auf die weiblichen und abstrakten — gegen die Urstands- und blos euphonischen e hinaus, vor echten Forscheraugen, etymologielos oder unentscheidbar ist.

Aber

Aber eben deſswegen iſt keine Hoffnung für die vollkommene Echtheit unſerer Sprache. Sie iſt über den Begriff aller ſprechenden Welt. Wer will ſprechen lernen, der ſchon ſpricht; wer ſich lehren laſſen, der ſich ſchön ſpricht, und ſo leichte Wege hat, ſelbſt andere zu lehren; und wer der Tor ſein, ſich einen Adepten zu nennen oder nennen zu laſſen? Wenn auch die Sprache, es geſchehe auf welche Weiſe es wolle, zur gröſeſten Einförmigkeit gebracht werden ſollte, ſo würde doch nicht zu verhüten ſein, daſſ man nicht beinahe jeder Schrift anmerken könnte, aus welchem der drei hochteutſchen Reiche ſie her ſei. Endlich iſt die Stufe der Volkmenſchheit, welcher wir mit Macht entgegen ſtreben, den Urgründen unſerer Sprache ſchnurgrad entgegen. Die Härte, das Derbe, iſt ſo ſehr in die hochteutſche Sprache und in ihr Weſen eingewachſen, daſſ ſie eine völlige Auflöſung oder gänzliche Wegwerffung aller Grundprincipien notwendig macht.

Unſere nachbarliche Sprachen haben ſich zum ſingbaren theatraliſchen, und zum allerleichteſten Selbſtſchuſſ abgeründet, und zum blendenden Glanze abgeſchliffen. Darzu haben ſie alle etymologiſche Bande, ja auch den lezten Schein davon ganz zerriſſen und hinweggeworffen, welches ihnen um ſo leichter war, da ſie aus mehreren Sprachen zu

samengefüget sind, die ihnen gröſere Freiheit und Wal verstattetem. Academien und glükliche Vorgänger bahneten der Menge einen appischen Weg. Und die göttlichen Musen beseligten diese ihre ältere Söhne und Lieblinge dadurch mit so glänzenden Vorzügen, daſs aller Nachgebohrnen lüſterne Augen auf sie gerichtet sind.

Der arme Hochteutsche! wehe ihm, daſs sein Abbild so tief geschnitten ist, und seine charakteristische Züge so schwer zu vertreiben sind. Wenn er doch nur wenigstens einsweilen wieder zur Feinheit des Niederteutschen mit Ehren zurüke kehren könnte. Er schämt sich seiner vielen Kehllaute, und seiner nordischen Abkunft; seines häufigen Gezisches, und besonders seines Schibilus; seiner Menge Schnarrlaute, der Fülle seiner Diphthongen, der monotonischen Länge seiner Grundsilben; seines Hastes, und der darum, und der Fülle seines Mundes halber, so häufigen Verdopplung seiner Consonanten; und seines Zwanges aus dem ganzen Wesen seiner Sprache. So kan er nicht auf die Bühne tretten. Er mus auf alle Weise, es koste was es wolle, trachten, alles dessen los zu werden. Hierauf arbeiten auch alle Prediger der guten Aussprache, des feinen Tones, und der sanften dunkeln Empfindungen los. Sie müsen alle ihre Wi-

der-

dersacher unter ihre Füse tretten, aller Verteidiger der Etymologie sich vom Halse schaffen, und diesen unseligen Grund selbst verlachen und vereiteln, wenn, nach solchen himmlischen Vorbildern, etwas vollkommenes aus der hochteutschen Sprache werden soll.

Noch zur Zeit siht man freilich nicht ein, wie dieses schwere Beginnen glüklich ausgeführt werden könne. Doch getrost, es wird alles kommen. Der Vatter Jerusalem spricht im prophetischen Geiste, wir werdens werden.

Freilich liefert uns die Geschichte kein Beispiel, und die Natur der Volkmenschheit scheint uns auch keins zu versprechen, dass eine vollkommen feine, zarte, anmutige, selbstfliesende — Sprache vom Luxus und der entnervenden Weichlichkeit und Erschlaffung der Nation selbst trennbar sei. Diese angebettete Mutter wird jene gewies auch noch bei uns bilden, und den sehnlichsten Wunsch erfüllen, uns auf ihren Pflaumen ganz gemächlich einzuwiegen.

IV.

Muſikaliſche Lebensgeſchichte Karl Ludwig Junker's, von ihm ſelbſt beſchrieben *).

Hätte ich in meinen Jugendjahren, Gelegenheit gehabt, gute Muſiken zu hören, hätte ich dabey immer einen Führer zur Seiten gehabt, der dem Gang meiner Empfindungen nachgeſpüret, und die Aeuſſerungen, der noch in Dunkel gehüllten Seele, ſorgfältig bemerkt hätte; ich wollte dafür ſtehen, ohne meiner Eigenliebe ein Opfer zu bringen, er hätte ſehr frühzeitig, Talente zur Muſik in mir entdeckt, wenn er ſie auch nur, in einem, ſchon jugendlichen beſtimmten, und überwiegenden Behagen, an dieſer, der göttlichſten aller Künſte, hätte finden ſollen.

Ich

*) Dieſer Aufſaz hatte im Original den Titel: Von den Mitteln durch welche ich zu einem erträglichen Grade muſikaliſcher Kenntniſſe gekommen bin. Obiger dünkte uns kürzer und ſchicklicher. Die Hrgbr.

Ich bin für die Muſik beynahe ganz das, was man Autodidactos zu nennen pflegt; und juſt, der unbedeutende Unterricht, den ich genoß, war fähig, vollends, alle Neigung zur Tonkunſt in mir zu erſticken. Bis in mein 18tes Jahr, hörte ich beynahe gar keine Muſik. Kirchenmuſiken nehme ich aus; aber juſt ſie hätte ich nicht hören ſollen, wenn mein muſikaliſches Genie, das mir in der Welt noch niemand abgeſprochen hat, ſich entwiklen ſollte. Denn es iſt ja bekannt genug, wie elend faſt ohne Ausnahme, in allen proteſtantiſchen Kirchen, die Muſiken ſind, theils in Abſicht ihrer Kompoſitionen, theils in Abſicht ihrer Aufführung. Doch ſo weit ich mir, bis auf die Jahre meiner Kindheit zurück denken kan, erinnere ich mich überhaupt, daß mir auch, bey dieſen elenden Muſiken, die Piani, und manchmal untermiſchten Soli, wahres Vergnügen verurſacht; ſo wie ich mich immer an den Organiſten ſtellte, und mit der äuſſerſten Aufmerkſamkeit, ſeine Chorale ihn ſpielen hörte und zuſah. Beſtimmtes Vergnügen empfand mein Herz alſo ſchon ſehr frühzeitig an der Tonkunſt.

Gegen mein zwölftes Jahr gab mir mein Vater einen Lehrmeiſter fürs Klavier, wie ich denke, mehr deswegen, weil er muſikaliſche Kenntniſ-

ſe, mit zu der Bildung des Menſchen, und zu den Mitteln ſeiner Empfehlung überhaupt, rechnete, als deswegen, weil er glauben mußte, daß dieſe Kenntniſſe ſelbſt, auch nur auf einen erträglichen Grad gebracht, tauſendmal mich ſelbſt glücklich machen, tauſend Stunden meines Lebens erheitern würden. Hier ließ ſich ſehr wenig von mir erwarten, und mein Vater nach dem zu urtheilen was er hörte und ſah, mußte wenigſtens anfangs ſeine verlohrne Koſten — bedauren. Aber alles vereinigte ſich auch, mir das Lernen ſehr zu verbittern. 1) Mein Lehrmeiſter war ein alter, verdrüßlicher Mann. 2) Seine Methode taugte ganz und gar nichts. Da er mir keinen, nur einzig wahren Fingerſaz zeigen konnte, ſo hatte ich bey jedesmaliger Erlernung eines neuen Stücks, tauſend neue Schwierigkeiten zu beſiegen, die ſonſt von ſelbſt weggefallen wären. Der dritte Umſtand der die Sache verſchlimmerte war der, daß die Zeit meines Unterrichts, noch — wenigſtens für Kirchberg, in die Periode der Murquis fiel, und mein Lehrmeiſter mir blos Stücke brachte, bey denen ich ſchon damals nichts empfand; z. B. Præludia, Schiken, Polonoiſen, Intraden ꝛc. Und viertens beachte mich meine Klavierſtunde allemal um die Zeit, die ich am liebſten für das Malen angewandt hätte; das ich damals unendlich höher ſchäzte.

Ich

Ich erſchrack alſo, wenn mein Lehrmeiſter zur Thüre herein trat; ich gieng mit Widerwillen ans Klavier, und mit Seufzen verließ mich mein Lehrmeiſter. In dieſem Schlendrian gieng die Sache beynahe ins dritte Jahr fort. Meine Progreſſen waren ſo klein, als es meine Luſt war, und mein Lehrmeiſter verließ mich, vielleicht mehr aus Ueberzeugung, daß nichts mit mir anzufangen wäre, als aus Alters Schwachheit. Seine Stelle wurde durch ſeinen Sohn beſezt, der eben von Nürnberg kam, und ein Schüler Biſchoffs war. Er hatte mich kaum einigemal beſucht, ſo vereinigten ſich ſchon einige Umſtände, die Bande zu zerbrechen, die bis jezt noch meine Liebe, und meine Talente zur Muſik gefeſſelt hatten. Die Sache beruhte auf zwey ſehr faßlichen Gründen: Erſtlich, er ſezte mein Herz, — dann auch meine Eigenliebe mehr in Bewegung. Mein Herz. — Er gab mir ſingbare, leichte, melodiſche Stücke. Meine Eigenliebe. — Er lehrte mich einen Baß, den ich in der Kirche zur Muſik ſpielen mußte. Eben das, beynahe unbeſchreibliche Vergnügen, das ich damals, über das Lied: „Ich armer Mann, was fang ich an," empfand, und gewiß blos deswegen empfand, weil es ſingbar, faßlich war, eben den ſüſſen Stolz empfand ich, als ich mich an die Orgel ſezte, um die Muſik zu

begleiten. Es war mir Herzenswonne, wie ich mir ſo dachte, daß nun aller Augen auf mich gerichtet wären. Kurz — nun war mein Herz ganz für die Muſik geſtimmt; ich klimperte, wo ich konnte. Aber ſo weit war ich noch nicht gekommen, daß ich mir von mir ſelbſt hätte forthelfen können; oder wenigſtens war mein Blut viel zu raſch zur Unverdroſſenheit der Selbſtübung.

Die nun folgende Periode meines Lebens, entfernte mich einer Seits wieder ganz von der Muſik, ſo wie ſie mich ihr andern Seits näher brachte. Sie entfernte mich von ihr, indem ſie mich von aller Selbſtübung ausſchloß; ob ich gleich geſtehen muß, daß dieſe, beynahe zweyjährige Unterlaſſung des Selbſtſpielens, meiner Seits, ſehr freywillig war. Ich hatte bey meinem faſt zweyjährigen Aufenthalt in Nürnberg, kein Klavier; ich hatte alſo ſelbſt keine Note geſpielt. Andern Seits kam ich in dieſem Zeitpunkt der Tonkunſt näher. Ich hörte groſe Spieler; ich hörte neue beſſere Stücke; mein Geſchmack fand eine ganz neue Nahrung, und die Muſik erſchien mir, in einer nie gefühlten Süſſigkeit. Alles was ich that, war — ich hörte; hörte mit Wolluſt; aber alle meine Empfindungen waren für mich blos mechaniſch; und ſo auch die Gründe des Wohlgefallens.

Meine

Meine Kräften waren zu klein, dieſen Gründen nachzuſpüren, oder ſie aus etwas anders herzuleiten, als aus den Geſezen der Bewegung überhaupt. Aber ſo viel iſt gewiß, daß ich alles, was ich beſize, hauptſächlich dem Hören, und dem frühzeitigen Hören guter Muſiken ſchuldig bin. Meine muſikaliſchen Kenntniſſe hatten alſo damals noch gar nichts auf ſich; aber mein Herz, war ſchon, auf einen ſo überſpannten Grad von Empfindſamkeit geſtimmt, daß mich eine jede gute Muſik in den Zuſtand von Begeiſterung ſezte.

Ich verwechſelte Gieſſen mit meinem Aufenthalt zu Nürnberg. Hier ſchien ich an einen Ort zu kommen, wo meine Neigung zur Tonkunſt, nicht nur allein beſtimmter werden, ſondern meine Talente ſich auch mehr entwiklen ſollten. Wo Muſik war, fand ich mich auch richtig ein; aus dieſer Abſicht beſuchte ich Wezlar ſehr fleiſſig. Hier hörte ich im Dom, an einem Fronleichnamstage, den erſten guten Flötenſpieler. Der Grad ſeiner Kenntniſſe erfüllte mich mit Bewunderung, und nahm mich für die Flöte ein. Ich nahm alſo die Flöte, deren Anfangsgründe, wiewohl unrichtig, ich ſchon in meinem Vaterland erlernt hatte, ſogleich den andern Tag wieder vor die Hand. Mein Hauptbeſtreben gieng dahin, mich taktfeſter zu machen.

Ich ließ also verschiedene Stunden die Wochen hindurch, einen der Regiments-Oboisten zu mir kommen, der mich blos mit seinem Instrument begleiten sollte. Da dieß Instrument zum Unglück der Fagott war, und ich natürlich, noch zu gröſſerm Unglück, fast lauter Solos spielen mußte, so kan man sich leicht vorstellen, welche erbärmliche Musik dieß oft gewesen seyn müsse. Doch bey all dem erreichte ich meinen Zweck. Nun übte ich mich auch wieder auf dem Klavier. Das was ich hier zu befürchten hatte, war dieß, daß meinem musikalischen Geschmack, eine beynahe, ganz einseitige Richtung bevorstand. Ich hörte hier das erstemal in einem Privatconzert bey Dietsch, die Quatros vom Pugnani. Unbeschreiblich, und beynahe mir noch räthselhaft, war der Eindruck, den sie auf mich machten. Meine Seele schwebte in Trunkenheit, und in einer Auflösung vergoß ich Thränen der schauerlichsten Wollust. Für alles war ich kalt, was nicht Pugnani hieß; nur immer, Pugnani, Pugnani rief ich. Ich hörte diese Quatros 20, vielleicht 30 mal, mit immer neuem Entzücken, und mit dieser einstimmigen Richtung meines Geschmacks, verließ ich Giessen.

Verschiedene Gründe vereinigten sich, woraus ich nun den Eindruck erklären kan, den jene Quatri

tri auf mich machten. 1) Sie wurden von 4 Männern vorgetragen, die sich einander beynahe gleich waren. 2) Sie wurden, wie mir dünkt, in der einzigen richtigen Bewegung vorgetragen. 3) Sie überraschten mich auf Seiten ihrer Bindungen, die mir bisher ganz unbekannt waren! Noch mehr. 4) Sie nährten durch ihre schwermuthsvolle Tinktur, mein Heimweh, an dem ich damals krank lag; und 5) waren Einklang mit dem Ton, auf welchem damals mein Herz, durch Trennung eines geliebten Gegenstandes, gestimmt war. Kurz — was damals meinem ganz melancholischen Herzen, Nahrung gab, — war mir willkommen. Und diese Stimmung für das Traurige, Schauerliche in der Musik, behielt mein Geschmack, verschiedene Jahre lang! — aber, was das schlimmste war, ganz einseitig.

So kam ich nach Göttingen, und um meine Musik stands nun weit nicht mehr so gut; denn ich hatte nur selten Gelegenheit, gute Musiken zu hören; nur denn, nemlich, wenn sich ein Fremder hören ließ; denn für Pütters Conzert, — also fürs Mitspielen, war ich noch viel zu schwach. Aber ein neues Steckenpferd, kam in meinen Stall; ein unbegränztes Verlangen nach einem Vorrath von Musikalien, besonders neuen Musikalien; und

was

was das sonderbarste dabey war, ich hatte nicht so wohl die Bildung, und die mannichfaltige Vervollkommung meines Geschmacks zur Absicht, sondern ein gewisses Etwas, das sich aus Eigenliebe, aus Stolz herschrieb. Kurz, ich wollte, beym Licht betrachtet, eigentlich mit der Menge, und Wahl meiner Musikalien, in meinem Vaterlande brilliren. Die Absicht war freylich sonderbar, aber die Sache selbst, hatte doch unvermerkt Einfluß in die Vermannichfaltigung meines Geschmacks. Ich unterhielt also zu dem Ende eine Correspondenz nach Giessen; ich war fast alle Tage beym Musikhändler, ja ich blieb manche Nacht bis 1—2 sizen, und schrieb unverdrossen Noten.

Nun erschien ein Zeitpunkt, der für meine Liebe zur Tonkunst äusserst fürchterlich war! Zwey ganzer Jahr lang hörte ich beynahe gar keine Musik; eben so lang hatte ich kein Klavier auf mein Zimmer gebracht. Es war bey meinem ländlichen Aufenthalt zu Mariengarten und Scharzfels; das lezte Ort besonders war für mich Siberien. Wer sich in diese Lage versezen kan, der wird leicht begreiffen können, mit welcher Sehnsucht mein Herz nach Musiken schmachtete. Nun sollte man denken, daß ich bey einer gänzlichen Ermanglung des Klaviers, mich desto mehr auf der Flöte würde geübt

übt haben. Allein, mein muſikaliſches Mißgeſchick, entzweyte mich gewiſſermaſen mit der Tonkunſt ſelbſt; ich ſchob beynahe die Schuld davon, (ſo klein dachte ich) auf ihre Miſlaunen, und ſuchte mich, zu meinem eigenen Schaden, durch Kaltblütigkeit an ihr zu rächen.

Doch bald empfand mein Herz die Strafe dafür; ich verfiel in eine gewiſſe Krankheit, und bekam Anwandlungen von Componierſucht. Ich kannte ſchlechterdings keine andern Regeln, als die, die mir das Gehör vorſchrieb; doch konnte ich mich beynahe ganz auf daſſelbe verlaſſen. Aber da mir dieß ganz allein zu Hülfe kam, ſo war das Componiren ſelbſt, für mich, das mühſamſte, ſauerſte Geſchäffte; denn jede Stelle mußte ich unendlich oft blaſen, ehe ich ſie niederſchreiben konnte. Ich habe Wunders halben, noch einige ſolcher Flöten-Solos, die ich damals geſezt; ſie werden dem geſchickteſten Flötenſpieler zu rathen aufgeben.

Zu Ende des zweyten Jahrs, dieſes meines Aufenthalts auf dem Lande, fieng ich endlich auch an, mich an das Violoncell zu machen. Ich brachte es, ohne alle Anweiſung in kurzem ſo weit, daß ich accompagniren konnte; ſo wie ich auch, die verſchiedenen Aufſäze für mich herausſtudirte.

Noch

Noch ein Pröbchen von meinem Durst nach Musiken: In Herzberg, 2 Stunden von Scharzfels, waren einige Liebhaber, die manchmal eine kleine Musik aufführten. So unbeträchtlich diese Musikgens auch immer waren, so versäumte ich doch selten eine; ich gieng, bey der heftigsten Kälte, bey Regen und Schnee; und so wandelte ich, oft in später Nacht, meine 2 Stunden, wieder zu Fusse nach Haus; durch eine wilde, einöde Gegend, am Fusse des Harzes.

So eigensinnig mein Geschmack ehemals durch den Eindruck der pugnanischen Quatros wurde, so leise, so unbestimmt war er jezt. Ich hörte selten etwas; denn wars Greti und Pleti; doch mußte ich Gott auch nur dafür danken. Folglich ist es sehr erklärlich, daß bey solchen Umständen, auch nur mittelmäsige Stücke, Eindruck auf mich machen mußten. Es war mir schwer ein plus ultra zu denken; ich mocht's auch nicht, weil ich zum voraus wußte, daß, wenn auch mein Geschmack gewönne, doch mein Herz verliehren würde.

Ich kam nach Carlsruhe. Eine neue Welt für mich! Ich wurde umgebildet, und mein Herz hätte damals, beynahe nirgends besser seine Rechnung gefunden. Mit einem Wort, ich lernte hier die

die Tonkunst, die ich vorher fast nur immer (die pugnanischen Sachen ausgenommen) leyrend, scherzend, tändelnd gefunden hatte, als ernsthafte Muse kennen. Meine Sinfonien, die ich vorher gehört hatte, waren Filz'sche, Althäydische, Wagenseilische ꝛc. Ich hörte nun Schmittbaursche! und ich hörte ganz was neues, was bedeutenders. Ich fand besonders die Bässe von groser Wirkung; ich stellte mich also immer hinter die Bässe, und so aufmerksam ich auf das Ganze war, eben so aufmerksam las ich die Bässe in den Stimmen nach. Ich hörte auf verschiedenen Instrumenten Schmittbaursche Conzerte. Ich fand daß sie einen ganz ungewohnten Eindruck auf mich machten, ich suchte den Gründen des Wohlgefallens nach, und das Resultat davon war, die Entdeckung einer gewissen Würde, — Erhabenheit; kurz, ich fand sie um ihres Epischen willen, so hinreissend.

Da diese Conzerte mehr Eindruck auf mich gemacht hatten, als andere, die ich schon, von eben so grosen Virtuosen zum Theil gehöret hatte, so schloß ich nun, daß nicht allein der Vortrag des Spielers, sondern noch mehr, die Materie des Stücks, den Werth eines Conzerts bestimmen müsse; und daß dieser Werth, in einer gewissen Würde, Grösе, und Erhabenheit, bestehe. Aber von

der Alleinheit meiner Empfindung konnte ich noch nicht mit Grund schliessen. Ich verglich die Empfindungen andrer Männer, auf die ich mich verlassen konnte, mit den meinigen, und fand sie einstimmig. Nun schloß ich richtig, nur das Grose entspricht der Natur des Conzerts; und dieser Schluß, wie schon gesagt, gründete sich damals nicht auf die allerkleinste Theorie, sondern blos auf die Wirkungen des sinnlichen Wohlgefallens. Ferner; — ich hörte grose Spieler; und wenn ich alles berechnete, so war das Facit der Rechnung dieses: vermeide kaltes, geziertes Klimpern, und spiele möglichst singbar; nur das Simple ist groß. Ich zog diesen Schluß eben so sicher aus den Eindrücken auf mein Herz! Kurz ich hatte keine Regel, als die Empfindung. Ich hörte Sänger und Sängerinnen, die ich bis jezt noch nicht gehört hatte; und abermals überzeugte mich mein Herz, daß nur der Vortrag, der den Sänger nachahmt, wahr und groß sey; diese Wahrheit fand ich bestätigt, wenn ich einige Conzertisten mit den Sängern verglich. Ich fand jene, diesen nachahmen.

Verschiedene Instrumente waren mir bisher noch unbekannt; ich hatte noch kein Horn-, kein Fagott-Conzert gehört; ich wünschte über alles, die Natur, und den Umfang dieser Instrumente kennen

zu

zu lernen; noch wußte ich keinen beſſern Rath als den, ich ſtellte mich hinter den Conzertiſten, wo's möglich war, ich las Note für Note, aus dem Blatt; ich bemerkte die höchſte und tiefſte Note im Conzert; ich fragte, iſts möglich, höher oder tiefer zu blaſen, ohne Zwang? Ich fragte, iſt dieſe, oder jene ſchwer ſcheinende Stelle, auch wirklich ſo ſchwer auf dem Inſtrument? Ich bemerkte die Stellen, die den meiſten Eindruck auf mich gemacht hatten, und ſchloß, ſie ſind am meiſten in der Natur des Inſtruments. Ich lernte hier das Rondo das erſtemal kennen, und es rieß mich mit ſich fort.

Bey all dem hatte ich noch nichts über die Tonkunſt geleſen; ich mußte alles auf die Gründe der Senſationen zurückführen, alles aus ihnen herholen. Ein ſchweres — unſicheres Geſchäffte. Die Gradationen des Forte und Piano thaten mir noch nicht völlig Genüge; und doch, ich hielt dieſe Kapelle für die beſte, weil ich noch keine beſſere gehört hatte. Ich getraute mir alſo nicht, einen genauern Punkt zu beſtimmen. Ich ſchloß ſo: wäre er möglich; — dieſe Kapelle würde ihn gewiß haben; — und ich ſchloß falſch.

Unter andern hörte ich auch Steinhard hier. Ich lernte an ihm, die Flöte aus einem ganz neuen

Gesichtspunkt kennen; ich fand, daß sie so gut, wie jedes andre Instrument, Instrument für's Herz seyn könne; und von der Zeit an vermied ich alle hocus pocus Sprünge auf der Flöte, suchte mein Piano zu verfeinern, und gewöhnte mir einen simplen Vortrag an. Zu dem Ende ließ ich mir einige Solos und Conzerte von Schmittbaur sezen, weil ich glaubte, daß er meine Fordrung befriedigen könnte; und seitdem blase ich selten etwas anders, als Schmittbaursche Sachen. Mit diesem Gefühl für musikalische Wahrheit, Würde, und Gröse, verließ ich Carlsruhe, und ich schien nun bestimmt zu seyn, die Tonkunst aus einem andern Gesichtspunkt kennen zu lernen: nemlich, — wie sie nicht nur allein das Herz erquickt, und die beste Gesellschafterin der Einsamkeit ist; sondern wie sie auch noch tausend Vortheile gewähre, und Liebe, Achtung, und Freundschaft verschaffe.

So kam ich in die Schweiz, und meine musikalischen Kenntnisse, so unbedeutend sie damals selbst in meinen Augen noch waren, verschafften mir Eintritt in die vornehmsten Häuser, Antheil an den engst geschlossenen freundschaftlichen Zirkeln: — kurz; Achtung, Freundschaft; und beynahe Bürgerrecht. Es war kein Privatconzert, so klein es auch immer seyn mochte, ich wurde dazu gebethen.

Ja;

Ja; ich war am Ende selbst der Unternehmer öffentlicher Conzerte. Da auf diese Art, jeder reisende Virtuos, der sich wollte hören lassen, zuerst sich bey mir melden mußte, so hatte ich dabey noch die Absicht, und den Vortheil, daß ich in eine engere Verbindung mit ihnen kam, und sie besser geniessen konnte. Es ereignete sich hiebey ein Umstand, der mir sehr zu statten kam, und mich besonders in eine gewisse engere Verbindung mit dem zweyten Geschlecht brachte. Der holländische Major von Pfister kam den Winter über, auf Urlaub, nach Schafhausen. Er veranstaltete bald eine kleine Gesellschaft von Schauspielern, (die meisten von seiner Freundschaft,) die auf seinem Landhause verschiedene Stücke gaben. Man suchte bald diesen Plan zu erweitern, man fand die Komödien selbst, zu einförmig; man wünschte unter andern auch, pantomimische Tänze aufzuführen. Es fehlte nur an dem Sezer! die Wahl fiel auf mich; und ich, dem es nie am guten Willen fehlte, componirte flugs Pantomimen. Dieser Umstand, und die Rückerinnerung an die guten Musiken, die ich in Carlsruhe gehört hatte, und mein noch immer unrichtiger Fingersaz, der mir das Spielen fremder Sachen, und besonders das Spielen vom Blatt, erschwerte, und ein gewisser Mangel an guten Klaviersachen, an denen ich immer noch zu sehr den Ge-

ſang vermißte, machten, daß ich nun ſelten nach Noten mehr ſpielte, ſondern mich nur immer mit Fantaſiren abzab; brachten mich aber auch unvermerkt, wieder aufs Componiren.

Durchs Fantaſiren entdeckte ich mehr Bedürfniſſe, als ich je auf eine andre Art entdeckt haben würde. Ich fand, daß ich oft, einen Saz auf meinem Klavier, unmöglich ſo vortragen, und ausdrücken konnte, als ich es wünſchte, und als er in meinem Herzen ſtand. Ich bedaurte, daß ich kein Ziehen, keine rechte Bebung, wie ich ſie für möglich hielt, keine mannigfaltige Schattirung des Tons herausbringen konnte; ich verſuchte ob die Flöte meinen Wünſchen nicht mehr entſpräche; ich nahm ſie zur Hand, ſie entſprach, und ich gewann ſie aufs neue lieb. Ich ſuchte nun tiefer in die Natur der Flöte zu dringen, und je mehr ich dieß that, deſto mehr glaubte ich, daß ich verſchiedene Töne noch nicht rein griefe; beſonders kamen mir die halben Töne, noch nicht beſtimmt genug, vor. Ich fand durch Hülfe meines Ohrs, daß z. B. ein Unterſchied zwiſchen dem fis der zweyten Octave ſey, wenn ich aus g, und wenn ich aus d blaſe, und daß ich es in beyden Fällen nicht auf einerley Art greiffen dürfte; ich forſchte durch allerley Veränderungen meines Fingerſazes nach, und es gelang mir, zum Ziel zu kommen.

Meine

Meine Leidenschaft für die Musik wuchs bey diesen Umständen so sehr, meine Neigung zur Theologie wurde auf der andern Seite so klein, daß ich mir nun ernstlich vornahm, auf den Kapellmeister auszugehen, und die Tonkunst ex professo zu lernen. Hätte ich dieß Ziel erreicht, ich würde damals geglaubt haben, den höchsten Gipfel irdischer Glückseligkeit erreicht zu haben. Nun ließ ich mir also Theoretiker kommen; las' — fand nicht, was ich suchte, ärgerte mich die sinnlichste aller Künste, so unsinnlich behandelt, dem Jüngling alles so unnöthig erschwert zu sehen; — und warf das Buch — hinter die Thür.

Ich erwählte einen andern Weg, der ungleich schwerer war; und ich hatte keine andre Wahl; ich verglich die mannigfaltigen Eindrücke der Tonkunst auf mein Herz sorgfältig; ich forschte den Gründen dieser mannigfaltigen Sensazionen nach; ich fragte nach den Ursachen, warum ich dieß, wahr, jenes groß, wieder etwas anderst, zärtlich, nennte; und ob ich es mit Recht so nennen könnte. Durch diese Berechnung meiner Empfindungen entstand nach und nach für mich eine Theorie. Diese Theorie war zugleich ein Inbegriff derer Regeln, nicht, — wie man korrekt, — aber doch wie man groß, wahr, zärtlich, sezen müsse.

Nun spielte ich die Sachen verschiedener Meister, verglich die verschiedenen Eindrücke ihrer Compositionen, und suchte musikalische Charaktere zu bestimmen. Darüber entstanden meine 20 Componisten *). Kaum waren sie erschienen, so verehrte mir der gefürstete Abbt von St. Blasii sein herrliches Werk de Musica sacra; dieser Beyfall, dieses grosen Kenners, nebst der allgemein guten Aufnahme, und billigen Beurtheilungen der Gelehrten, ermunterten mich, auf dieser Bahn fortzugehen. Kurz — ich richtete mein ganzes Augenmerk, blos auf das ästhetische der Tonkunst; da mir dieß Feld so unangebaut erschien. Ich suchte die Theorien der Empfindungen überhaupt, zu Theorien der Empfindungen in der Tonkunst zu machen; wie ich es in jenen 20 Componisten, bey Hayden gethan.

Die lezte Revolution, die meinem musikalischen Geschmack bevorstand, fiel in den Zeitpunkt meines Aufenthalts in der Pfalz. Er hätte sich hier völlig für das Manirte, und einförmig Zärtliche bestimmt, wenn nicht 2 Männer, wie Holzbauer und Vogler, diesem Unheil gesteuert hätten. Der Ton der Mannheimer Schule ist im Ganzen zu einförmig, und dabey zum Unglück, zu sehr hin-

*) Zwanzig Componisten eine Skizze. Bern 1776. 8.

hinreiſſend, weil die Güte des Vortrags beynahe, unbeſchreiblich iſt. Durch dieſen guten Vortrag wurde ich ſo verwöhnt, daß mir ſeit der Zeit keine Muſik mehr Genüge gethan hat.

Nun ſuche ich in meinem Vaterlande den melodiſchen Vorrath, den ich mir hie und da geſammelt, in den Stunden der Ruhe, wieder herauszupumpen. Dieß Geſchäffte verrichte ich theils, mit einer ſolchen Leichtigkeit, — theils mit einer ſolchen Unverdroſſenheit, daß ich im vorigen Winter, neben her, nur allein 24 Sinfonien componirte. Mit öffentlichem Spielen gebe ich mich nicht viel ab. Zwar den Flügel ſpiele ich allemal, aber ſelten etwas obligates, weil mir das Inſtrument ſelbſt, gar kein Genüge thut; und blaſe ich von Zeit zu Zeit etwas, ſo iſt's entweder ein Quatro, oder Conzert vom Schmittbaur, oder — von mir ſelbſt. An Zärtlichkeit, Grazie, und Geſang des Vortrags habe ich ſeit dem gewonnen; ich gehe auch ganz allein darauf aus; mein Ziel iſt ein ſprechendes Adagio. Aber an Fertigkeit, oder vielmehr Dreiſtigkeit, und an ſtarkem, rundem Tone habe ich verlohren. Ich ſchreibe es theils, dem nachtheiligen Einfluß des Tobakrauchens auf den Anſaz — theils dem Verluſt, meines vorderſten Zahns, zu. Componiren iſt alſo im Ganzen, mehr meine Sache.

Das erſte, was ich in der Abſicht that, war, daß ich mich mit der Natur aller Inſtrumente durchaus bekannt zu machen ſuchte. Das zweyte, daß ich mir eine Theorie aller leidenſchaftlichen Bewegungen feſtſezte. Und das dritte, daß ich mir ein gewiſſes Ideal, von den gröſten Tonkünſtlern abzog. So habe ich mir von Holzbauers Günther den Charakter der Teutſchheit, von Schmittbaurs Werken, das Gepräge der Ueberraſchung und der Wahrheit, abgezogen. Ich hole das Naive aus Deller, und Hayde. Was das Zärtliche anbetrifft, ſo wende ich mich theils zu einigen Franzoſen, theils zu Sterkel, und Schröter; für das Schauerliche und Schwermuthsvolle, ſind Pugnani und Boccherini meine Männer. Tiefen Ernſt finde ich in Jordani, und ſimple, ungekünſtelte Natur im Londner Bach, Abel, und Kammel. Für den Saz der Bäſſe, bilde ich mich nach Schmittbaur, für den Saz der 2ten Violine nach Jomelli; für den Saz der Oboen und Zorns, nach Roſetti. Was die Melodie anbetrift, ſo frage ich blos mein eigen Herz; es verwahrt ſein Eigenthum; und hat auch einen fremden Schaz geſammelt.

So widerſezen ſich dem Genie oft tauſend Hinderniſſe; — aber, Dank ſey es ſeinem Schöpfer, es zerbricht endlich ſeine Feſſeln, und gelangt zum Ziel ſeiner Vollendung.

V. Be-

V.

Beſchreibung
des
Herzoglichen Militärwaiſenhauſes
in Ludwigsburg.

Dieſes Erziehungsinſtitut wurde im Jahr 1779. errichtet und beſtand anfänglich aus nicht mehr, als 50 Knaben, und eben ſo vielen Mägdlein: ſeit dem Jahr 1781. aber iſt die Anzahl eines jeglichen Geſchlechts auf 100, und alſo die ganze Summe der Zöglinge des Inſtituts auf 200 feſtgeſezt worden. Sämtliche Zöglinge des Hauſes, ſo viel ihrer in daſſelbe aufgenommen werden, müſſen, da es eigentlich ein Waiſenhaus für das Militär iſt, ihrem Herkommen nach, Soldatenkinder, und in Abſicht auf ihre Religion, evangeliſch lutheriſch ſeyn *). Das Alter, in welchem ſie in das Inſtitut aufgenommen werden, erſtreckt ſich vom

*) Für katholiſche Soldatenkinder iſt ein eigenes ähnliches Inſtitut zu Hofen, einem unweit Kauſtadt gelegenen katholiſchen Dorfe.

siebenden bis ungefähr in das zwölfte Jahr; und was die Zeit ihres Aufenthalts in demselben anbetrifft, so dauert diese bey den Knaben bis ins vierzehnte; bey den Mägdlein aber bis ins fünfzehnte, sechzehnte, und nach Beschaffenheit der Umstände auch wohl bis ins siebenzehnte und achtzehnte Jahr; wo dann erstere, ein jeder zu derjenigen Profession, die er sich zuvor selbst erwählt hat, im Fall diese Profession nicht im Hause selbst gelehrt wird, ausser demselben in die Lehre kommen; leztere aber zu Leuten von bekannter Rechtschaffenheit in den Dienst abgegeben werden. So lange die jungen Leute in dem Hause sind, so ist ihnen natürlicher Weise alle Gemeinschaft mit der übrigen Jugend der Stadt gänzlich abgeschnitten. Auch dörfen sie nie, es sey in welcher Angelegenheit es wolle, wie in andern Waisenhäusern üblich ist, ausgeschickt werden: sondern sie bleiben beständig unter den Augen ihrer Vorgesezten in ihren Wohnungen, wo sie auch niemand, als etwa alle vierzehn Tage einmal, nämlich des Sonntags von 1 bis 3 Uhr, ihre ältern und nächsten Anverwandten, zu besuchen die Erlaubniß hat. Auf gleiche Weise findet auch in dem Institute selbsten zwischen den beyden Geschlechtern nicht die mindeste Gemeinschaft Statt, und selbst da, wo die Einrichtung des Instituts die Zusammenkunft derselben, wie z. E. bey dem Speisen, dem

dem Kirchengehen, den Spaziergängen u. ſ. w. nothwendig macht, iſt kaum Gelegenheit, daß ſie ſich ſehen, vielweniger ſich mit einander unterhalten können.

Das Gebäude, in welchem ſich das Inſtitut befindet, iſt eines der gröſten, ſchönſten, und wohlgebauteſten in der ganzen Stadt, und durch alle Theile auf das vollkommenſte zu ſeinem Endzwecke eingerichtet. Es beſtehet aus zwey groſen an einander hängenden Hauptgebäuden, davon das eine von den Knaben, das andere von den Mägdlein bewohnt iſt. In dem einen, wie in dem andern, herrſchet allenthalben, ſelbſt in den verhohlenſten Winkeln, die äuſſerſte Ordnung und Reinlichkeit, welche der in der Karlsakademie zu Stuttgart ſo gar nichts nachgiebt, daß ſie ſie vielmehr noch in manchen Stücken übertrifft. Es iſt dieſes um ſo merkwürdiger, weil dieſelbe eines Theils von den Zöglingen ſelbſt unterhalten; andern Theils mit ſo geringen Koſten beſtritten wird, daß es einem jeden, der nicht ſelbſten in ſeiner Haushaltung eine ſolche Sparſamkeit gewohnt iſt, beynahe unglaublich ſcheinen muß.

Die Oberaufſicht über das ganze Inſtitut hat der Hauptmann von Hoven, ſo wie deſſen Frau über

über die Mägdlein insbesondere. Neben diesen beeden Hauptpersonen sind für die Knaben noch drey Aufseher, und für die Mägdlein eben so viel Aufseherinnen angeordnet. Weiter sind in dem Institute angestellt der Garnisonspfarrer M. Olnhausen, welcher, neben der Aufsicht über den Unterricht der Zöglinge überhaupt, insbesondere den Unterricht derselben in der Religion zu besorgen hat; der Bauverwalter Romig, als Kassier des Hauses; der Herzogliche Bildergallerieaufseher Bärenstecher, als Lehrer im Manualzeichnen; der Hofmedikus D. Fraas, als Medikus ordinarius in dem Institute; ein Chirurgus; ein Hausmeister; eine Krankenwärterin; vier Reinigungsmägde; eine Köchin und zwo derselben untergeordnete Küchenmägde. Was die bey der dem Hause beygefügten Fabrike angestellten Personen betrifft, so wird von denselben weiter unten Erwähnung geschehen, wenn von dem Fabrikwesen in dem Hause umständlicher die Rede seyn wird. Jezt führt uns die Ordnung unserer Beschreibung auf die Hauptsache in dem Institute, nämlich auf die in demselben zur Bildung der darinn befindlichen Jugend getroffenen Anstalten. Wir wollen den Anfang mit der Lebensordnung machen.

Für diese ist nun, wie in der Karlsakademie, so auch in diesem Institute, durch alle Theile auf das

das vollkommenſte geſorget. Denn was vorderſamſt den Unterhalt der Zöglinge anbetrifft, ſo wird ihnen dieſer nicht nur täglich in reichem Maaſe dargereicht, ſondern, was noch mehr iſt, er iſt auch, zumal ſeit der bey dem Hauſe eingeführten eigenen Koſtökonomie, durchgänzig ſowohl der gegenwärtigen Lage der Zöglinge, als auch ihrer zukünftigen Beſtimmung auf das gemäſeſte eingerichtet. Zum Frühſtücke bekommen ſie eine wohlgeſchmälzte dickangerichtete Waſſerſuppe. Das Mittageſſen beſtehet gleichfalls wieder in einer Waſſerſuppe, in einer wohlgemeſſenen Portion Brod, und dann in einem Zugemüſſe, welches zur Sommerszeit in Bohnen, Zuckererbſen, Kohlraben, weiſſen und gelben Rüben, ſüſſem Kraut u. ſ. w., und zur Winterszeit in ſaurem Kraut, Erbſen, Linſen, Reiß, Gerſten, Welſchkornbrey u. ſ. w. beſtehet. Fleiſch bekommen ſie die Woche hindurch nur zweymal, nämlich am Sonntag und Donnerſtag; Wein aber niemalen. Zum Abendeſſen erhalten ſie abermal eine Waſſerſuppe, und eine Portion Brod, und zur Sommerszeit, wenn die Tage ſehr heiß ſind, dann und wann extra einen Salat, oder eine ſaure Milch. Zwiſchen der Zeit bekommen ſie nichts, auſſer nach Mittag um vier Uhr ein Abendbrod, und im Sommer ſtatt deſſen in der Woche ein- bis zweymal Obſt. Wie wohl ſich die Zöglinge bey

die-

dieser einfachen Kost befinden, beweiset ihr durchgängig frisches und gesundes Aussehen, und die bey einer so namhaften Anzahl junger Leute äusserst geringe Menge von Krankheiten.

Wie in Ansehung des Unterhalts, so ist es auch in Ansehung der übrigen Lebensordnung durchgängig gehalten. Hieher rechne ich die Reinlichkeit in Ansehung der Kleidung, der Wäsche, der Better, des Tischzeuges; die Sauberkeit in den Wohnungen; die, zumal für die Jugend, so unumgänglich nöthige Leibesübung; und endlich die Verpflegung der Zöglinge bey Krankheiten. Auf alle diese Stücke ist seit der Gründung des Instituts von jeher auf das sorgfältigste gesehen worden. Von der Reinlichkeit in Ansehung der Wohnungen ist schon vorhin die Rede gewesen; ich seze nur noch hinzu, daß hierbey vorzüglich auch auf die beständige Unterhaltung einer frischen Luft in denselben Rücksicht genommen wird. So bald nämlich die Zöglinge das eine Zimmer oder Saal verlassen, und sich in einen andern begeben, so werden sogleich, selbst in dem strengsten Winter, alle Fenster in demselben geöffnet, und bleiben jederzeit so lange offen, bis die Zöglinge wiederum dahin zurückkehren. Besonders geschieht dieß in den Schlafsälen.

Nicht

Nicht geringer, als die Reinlichkeit in den Wohnungen, iſt auch die Reinlichkeit in Abſicht auf die Kleidung. Die Kleidung der Zöglinge iſt, ſo lange ſie in dem Hauſe ſind, eine Uniform. Dieſe beſtehet bey den Knaben für alle Tage in einem dunkelblauen tüchenen Kamiſol, mit gelben Aufſchlägen und meſſingeren Knöpfen, und dunkelblauen Beinkleidern; für den Staat aber in einem dunkelblauen Rock mit gelben Klappen, in einer blauen tüchenen Weſte und weiſſen tüchenen Beinkleidern. Die Kleidung der Mägdlein iſt ebenfalls eine dunkelblaue Uniform, und beſteht für alle Tage in einem wollenzeugenen, mit gelben zwey fingerbreiten Borden beſezten Kittelchen, und einem dergleichen Oberrocke; und für den Staat in einer von Tuch verfertigten dergleichen Kleidung. Die Kleidung für den Staat wird für beyde Geſchlechter in einem eigenen dazu angewieſenen Zimmer aufbewahret, wohin ſie aber, nach gemachtem Gebrauche, nicht eher wieder abgegeben wird, als nachdem ſie zuvor von den Zöglingen wohl ausgeklopft, gebürſtet, und ausgereiniget worden iſt; wie denn, wenn die Kleidung auch nicht gebraucht wird, immer fleiſſig darnach geſehen und Bedacht genommen werden muß, daß ſie auf keine Weiſe irgend einen Schaden leide. Gleiche Sorgfalt muß auch von den Zöglingen auf ihre Alletags-Montirungen

genom-

genommen werden, und darf sich keines hierinnen, ohne gewisse Strafe, saumselig erweisen. So oft nur das geringste daran zerrissen ist, muß es sogleich wieder ausgebessert, jeder Flecken sogleich wieder ausgetilgt, und mit einem Wort die ganze Kleidung immer in dem möglichst besten Zustande erhalten werden. Nur durch diese äusserste Achtsamkeit ist es möglich gewesen, daß, so lange das Institut stehet, noch keine zwote Montirung hat angeschafft werden dörfen.

Eben dieselbe Bewandtniß hat es ferner auch mit der Wäsche, dem Bett- und Tischzeuge. Zwar ziehen die Zöglinge nur alle acht Tage frischgewaschene Hemder und Strümpfe an, und das Tischzeug wird nur alle vierzehn Tage, und das Bettzeug nur alle sechs Wochen einmal umgewechselt. Allein nichts destoweniger ist weder für das eine noch für das andre dieser Zeitraum zu lange; indem die Sorgfalt, womit die Zöglinge all ihr weisses Zeug zu schonen gewohnt sind, eine öftere Wechselung desselben völlig unnöthig und überflüssig macht. Ein besonderer Umstand, welcher insbesondere für die Reinlichkeit des Bett- und Tischzeuges von vorzüglicher Wichtigkeit ist, ist der, daß jeglicher Zögling sein eigenes Bette, und bey Tisch seine eigene Serviette hat. Es hat dieses einen zwiefachen Nuzen: ein-

einmal wird dadurch, wenn irgend ein Kind etwas unreines an ſich hat, die Fortpflanzung des Uebels auf andere gehindert; hernach werden auch die Zöglinge, weil der Unreinliche auf dieſe Weiſe alſogleich entdeckt wird, deſto mehr dadurch veranlaſſet, ihre Sachen ununterbrochen rein zu erhalten. Zur Reinigung der Köpfe, welches bey einem jeglichen Zögling alle ander Tag geſchehen muß, ſind, wie wir vorhin gehört haben, vier eigene Mägde angeſtellt; welchen bey ſcharfer Strafe aufgegeben iſt, keinen einzigen jungen Menſchen ſich der Reinigung entziehen zu laſſen; weswegen dann auch eine jedwede eine beſondere Liſte über ihre Arbeit führen muß.

Was die Leibesübungen anbetrifft, welche unſtreitig eine der weſentlichſten Bedingungen der Geſundheit, und alſo auch einen Haupttheil der guten Lebensordnung, beſonders für die Jugend, ausmachen; ſo leiden die Zöglinge des Inſtituts auch hieran auf keine Weiſe einen Mangel. Auſſer dem daß ein groſer Theil ihrer Arbeiten und Beſchäfftigungen ſelbſt viele und mancherley Bewegungen ihres Körpers erfordert, ſo iſt alle Tage eine eigene Stunde von halb ein Uhr bis halb zwey Uhr zum Spaziergange beſtimmt, wo ſie unter Anführung ihrer Aufſeher, und faſt allezeit des Hauptmanns,

und der Hauptmämmin selbst, wenn sie nicht von anderwärtigen Geschäfften abgehalten werden, auch in dem strengsten Winter, in den zunächst an das Waisenhausgebäude stosenden prächtigen Alleen gehen, springen, und durch allerley Spiele und Bewegungen sich ihren Aufenthalt in der frischen Luft angenehm machen. Wenn die Tage sehr heiß sind, so wird der Spaziergang bis auf den Abend eine Stunde vor dem Nachtessen verschoben. Auch wird zu dieser Zeit alle Wochen etwa zwey- oder dreymal in dem Nekker, welcher nur eine Viertelstunde von Ludwigsburg vorbey fließt, gebadet; wobey die Zöglinge dann Bad und Spaziergang zugleich geniessen.

Bey diesen für die Gesundheit und das Wohlseyn der Zöglinge getroffenen so vorzüglichen Anstalten läßt sich nun auch leicht erwarten, daß sie nur wenigen Krankheiten von Bedeutung unterworfen seyn werden. Indessen gibt es gleichwohl bey einer so zahlreichen Jugend, wenn gleich nicht viele grose und wichtige Krankheiten, doch immer viele und mancherley Unpäßlichkeiten, auf die man nicht minder aufmerksam seyn darf, als auf die grösern Uebel selbst. Zu dem Ende ist jeglicher Zögling des Hauses angewiesen, so bald ihm nur das geringste fehlet, solches alsobald an seine Aufseher oder Aufseherinnen zu melden, von denen er sodann

dann dem Medikus, welcher ſich alle Tage zweymal, nämlich Morgens nach dem Frühſtücke, und Abends nach dem Nachteſſen in dem Hauſe einfinden muß, vorgeführt, und, je nachdem dieſer die Umſtände des Patienten findet, auf ein Krankenzimmer gebracht wird. Hier hat ein jeglicher kranker Zögling, wie in dem Schlafſaal der Geſunden, ſein eigenes Bette, ſein eigenes Trink- und Einnehmgeſchirr, und, wenn die Krankheit anſteckend iſt, auch ſein eigenes Zimmer. Die Speiſen, welche er, ſo lange er ſich auf dem Krankenzimmer befindet, genießt, müſſen, gleich den Arzneyen, von dem Medikus ſelbſten verordnet werden, und da iſt dann die Krankenwärterin, als welche beſtändig um den Kranken ſeyn muß, beordert, nicht nur dem Patienten die ihm verordneten Arzneyen auf das pünktlichſte nach der Vorſchrift des Arztes einzugeben, ſondern auch auf alle Art zu verhindern, daß demſelben durchaus nichts von Eßwaaren von ſeinen Aeltern, noch andern von ihnen dazu beſtellten Perſonen, ohne Vorwiſſen des Medikus, beygebracht werde. Durch dieſe Vorſicht, welche ganz gewiß nicht weniger werth iſt, als die beſten Arzneymittel, werden die jungen Leute in kurzer Zeit, auch oft von den bedenklichſten Uebeln wieder hergeſtellt, und ihr iſt es vorzüglich zu dan-

ken, daß das Haus seit seiner Gründung nicht mehr, als etwa vier bis fünf Todte zählet.

So viel in Rücksicht auf die Lebensordnung der Zöglinge. Der andere Hauptpunkt der Erziehung ist der Unterricht. Da die Zöglinge dieses Instituts eigentlich für die niedere Stände bestimmt sind, so kann man sich leicht vorstellen, daß sie wenig wissenschaftlichen Unterricht erhalten, sondern daß sie grösstentheils nur in solchen Dingen unterrichtet werden, welche auf ihre zukünftige Bestimmung die nächste Beziehung haben. Daher ist die meiste Zeit des Tages, ausser wenigen Stunden für den Unterricht in der Religion, welcher in einer wöchentlichen Kinderlehre *) bestehet; für das Le-

sen

*) Ich mache ungern Anmerkungen; indessen liegt mir doch die gegenwärtige viel zu sehr am Herzen, als daß ich sie blos für mich allein behalten könnte. Ich bin nämlich immer der Meinung gewesen, daß es für die Zöglinge des Instituts ungleich vortheilhafter seyn würde, wenn statt dieser unfruchtbaren Kinderlehre, die nicht das mindeste Interesse für das Herz der jungen Leute haben kann, eine Art von Moral gelehrt würde, die auf den zukünftigen Stand derselben ihre vorzüglichste Beziehung nähme, um sie so frühzeitig, als möglich, von denjenigen unsittlichen Abwegen zurück-

zu-

sen und Schreiben, das Rechnen, das Manualzeichnen, und dann für die Anfangsgründe in der Geometrie, Physik und Geographie, der Arbeit gewiedmet. Diese besteht bey den Knaben, die noch nicht ihre Bestimmung haben, durchgängig im Baumwollenspinnen; bey den Mägdlein ebenfalls im Baumwollenspinnen, sodann im Nähen, Strikken, Flachs- und Hanfspinnen, Waschen, Bügeln, Kochen, und also mit einem Wort in allen möglichen Arbeiten ihres Geschlechts. Den Unterricht in allen diesen Arbeiten erhalten sie von ihren Aufsehern und Aufseherinnen, so wie sie von ihnen auch den Unterricht in ihren Lehrstunden erhalten. Wie weit es die Zöglinge bereits durchgängig, sowohl in diesen Arbeiten, als auch in allen übrigen Kenntnissen, in denen sie unterrichtet werden, gebracht haben, ist wirklich zum verwundern. Man sieht Handschriften von den kleinsten Kindern, die selbst dem besten Schreibmeister zu rathen aufgeben würden; man sieht die kleinsten Kinder mit einer Fertigkeit rechnen, welche auch den Geübtesten in Verwunderung sezt; man sieht Arbeiten, sogar vom

zuziehen, auf welche das falsche Moralsystem, das sich beynahe ein jeglicher der bürgerlichen Stände formirt hat, fast einen jeden zu führen pflegt.

Webstuhle, die dem geschicktesten Meister keine Schande machen würden; kurz, der Fortgang der Zöglinge war durch alle Theile bisher so glücklich, daß, wenn der Herzog von dieser Erziehungsanstalt weiter nichts einärndtet, als die Freude über dieses glückliche Gedeihen derselben, er für seine Stiftung dadurch genug belohnet ist.

Nun ist noch der dritte Hauptpunkt der Erziehung übrig, die sittliche Bildung der Zöglinge. Diese ist, ihrem Haupttheile nach, den Aufsehern und Aufseherinnen anvertraut, welche aus dieser Ursache immer um die Zöglinge seyn, alle ihre Tritte und Schritte auf das sorgfältigste beobachten, und überhaupt über ihr ganzes Betragen ein ununterbrochen wachsames Auge haben müssen. Begeht irgend ein Zögling einen Fehltritt, und ist dieser nur gering, so wird er ihm von dem Aufseher oder der Aufseherin in der Stille verwiesen: Ist es aber ein gröserer grober Fehler, wie z. E. ein wirkliches Verbrechen, dergleichen aber nur höchstwenige in dem Hause vorfallen, oder ein lang anhaltender Unfleiß, eine schon häufig verwiesene Unreinlichkeit, u. s. w.; so schreibt der Aufseher oder die Aufseherin dem Zögling denselben auf ein Billet, welches er sodann dem Hauptmann bey dem Rangiren vor dem Speisen, in Gegenwart aller seiner Mit-

Mitzöglinge, vorzeigen muß. Iſt der Fehler der erſte, den der Zögling, ſo lang er im Hauſe iſt, begangen hat, ſo wird ihm die Strafe für denſelben erlaſſen; wo nicht, ſo muß er, je nach Beſchaffenheit der Umſtände, entweder beym Nachteſſen cariren, oder er wird von der Gemeinſchaft ſeiner Kameraden auf eine beſtimmte Zeit abgeſondert, oder er bekömmt die Ruthe, und, wenn er älter iſt, den Stock. Nie wird aber ein Zögling abgeſtraft, ohne daß ihm zuvor der Hauptmann, oder die Hauptmännin in Gegenwart aller übrigen Zöglinge die Unrechtmäſigkeit ſeiner Handlung vor Augen ſtellt, die Folgen davon aufdeckt, und die Mittel, wie er ſich in Zukunft dafür hüten ſolle, an die Hand giebt. Dieß macht dann natürlicher Weiſe nicht nur auf den Fehlenden ſelbſt, ſondern auch auf alle Uebrigen einen nicht geringen Eindruck; und ſo wie ſich ein jeder in dem Augenblicke vornimmt, nie einen ähnlichen Fehler in Zukunft zu begehen, ſo wird er auch in der That ſelbſt durch die Erinnerung an jene Vorſtellungen bey wirklich ſich ereignender Gelegenheit von der Ausübung deſſelben bald mehr, bald weniger zurückgehalten. — Auſſer dieſer Gelegenheit, welche die Zuerkennung einer Strafe zu Beybringung ſittlicher Maximen darbeut, ergreift der Hauptmann auch jeden Zeitpunkt, in welchem er das Herz der Zög-

linge guten Eindrücken offen glaubt, zu diesem Ende zweck. Besonders benuzt er hierzu die Spaziergänge, von denen daher gewiß schon mancher Zögling besser zurück kam, als er auf dieselben ausgieng.

Was die Belohnungen anbetrifft, so sind nicht so, wie in der Karlsakademie, hierzu Preise für den Fleiß und die gute Aufführung ausgesezt: sondern der Herzog, welchem alle Tage von dem Hause Rapport gemacht, und alle Monate von dem Hauptmann eine Conduite-Liste zugeschickt werden muß, theilet bey jedesmaliger Anwesenheit in dem Institute unter die Wohlgesittetsten und Fleißigsten eine gewisse Summe Geld aus, so daß sich schon mehrere nur allein hievon eine ziemliche Summe zusammengespart haben. Eben dieses ist auch Fremden, welche das Institut besuchen, nicht nur von dem Herzog erlaubt, sondern er sieht es vielmehr gerne, weil die Zöglinge allesamt arme, und, obschon sie noch meistens ihre Aeltern haben, wirklich verwaiste Kinder sind. Da sie, so lange sie in dem Hause sind, an keinem Theile einen Mangel leiden; so dörfen sie von diesem geschenkten Gelde keine Anwendung machen, sondern es wird ihnen alles von ihren Aufsehern aufgehoben, und darüber Rechnung geführt; und damit ein jeder Zögling

auch

auch ſelbſt wiſſe, wie viel er deſſen beſizt, ſo iſt er angewieſen, darüber ein eigenes Büchlein zu halten, wo er jeden Kreuzer, den er bekömmt, einſchreiben muß.

Es iſt izt noch übrig, daß ich auch noch ein Paar Worte von dem mit dem Inſtitute verbundenen Fabrikweſen erzähle. Dieſes kam erſt im Jahr 1780. zu dem Hauſe und nahm ganz im Kleinen ſeinen Anfang. Der Herzog erkannte nämlich, daß, da man mit denen von den Zöglingen erzeugten Arbeiten, auſſer denjenigen, welche davon für ihren eigenen Gebrauch beſtimmt ſind, nichts anfangen konnte, als ſie dem Verkauf ausſezen, es dem Hauſe mit der Zeit zu einem nicht geringen Vortheile gereichen würde, wenn man die damals ſchon zu einem namhaften Quantum angewachſenen baumwollenen Garne noch weiter bearbeiten würde. Es wurde daher eine kleine Weberey errichtet, ein Webermeiſter angenommen, und demſelben ſogleich einige Knaben, welche ſich der Weberey widmen wollten, in die Lehre gegeben. Dieſe brachten es in kurzer Zeit ſo weit, daß man ihnen eigene Webſtühle anſchaffen konnte, und es währete nicht lang, ſo waren ſchon drey, vier, und mehrere Stühle im Gange. Weil nun die Sache im Kleinen ſo gut von ſtatten gieng, ſo war es ganz natürlich,

daß man ſie immer mehr ins Groſe zu treiben ſuchte; und dieß gab nun die Veranlaſſung zu einer wirklichen Fabrik, welche auch bereits ſchon übers Jahr in dem Hauſe, unter der Direktion des Fabrikanten Jeremias Gülichs *) etablirt iſt. Die Abſicht derſelben iſt, dem Inſtitute, welches bisher von der Karlsakademie-Kaſſe unterhalten wurde, mittelſt des durch die Fabrikation zu erzielenden Verdienſtes nach und nach einen Fond zu verſchaffen, und dadurch das Haus in den Stand zu ſezen, daß es ſich mit der Zeit ſelbſten erhalten könne. Allein da die Fabrik erſt ein Jahr lang errichtet iſt, ſo läßt ſich noch nicht beſtimmen, ob jene Abſicht erreicht werden wird, oder nicht. Indeſſen iſt der Gedanke vortrefflich, und verdient, daß der Erfolg der Erwartung entſprechen möge. Wenigſtens, wenn irgend ein Inſtitut in dem Herzogthum werth iſt, auch noch nach dem Tode ſeines Stifters zu dauren und fortzublühen, ſo iſt es gewiß dieſes wahrhaft nüzliche. Einheimiſche und Fremde, ſo viel ihrer noch daſſelbe beſucht haben, haben ihm mehr als jedem andern ihren Beyfall geſchenkt, und keiner hat es verlaſſen, ohne ſeinen Stif-

*) Er iſt der Verfaſſer des vollſtändigen Färbe- und Blaichbuchs. Ulm 1779—81. 8. 3 Theile.

Stifter zu ſegnen, und den Vorgeſezten zu preiſen, unter deſſen Aufſicht es bisher ſo wohl gedichen iſt.

N.

VI.

Ueber die Vorſtellung

Milo's von Krotona.

Von Nikolaus Guibal, Galleriedirektor und erſtem Hofmaler *).

Sie ſind begierig die Urſache des kleinen Streites zu erfahren, den das Urtheil über die um den Preis aufgeſtellten Bildhauermodelle zwiſchen uns

*) Der mitgetheilte Aufſaz des berühmten Verfaſſers iſt franzöſiſch geſchrieben. Wir fanden es aber nöthig, ihn der meiſten Leſer wegen zu überſezen. Die beurtheilten Stücke wurden 1779. zum erſtenmal in der Karlsakademie aufgeſtellt, wo ſie noch zu ſehen ſind. Ihre Verfertiger ſtehen wirklich ſämtlich in Herzoglichen Dienſten. Hr. Fr . . . iſt Hofſtukkador und Lehrer in der Karlsakademie; die beeden andre ſind Hofbildhauer.

uns veranlaßt hat. Ich kann Ihnen nicht befriedigender antworten, als wenn ich Ihnen die kleine Abhandlung zusende, die ich bei dieser Gelegenheit aufgesezt habe, um die nichtgekrönten Streiter von der Gerechtigkeit unsers Urtheils zu überzeugen. Es heißt nicht wenig, junge Künstler von den Fehlern ihrer Arbeiten zu überzeugen, zumal wenn diese Arbeiten die vorgezogene zu übertreffen scheinen; ich sage scheinen, denn unglücklicher Weise läßt man sich, auch in der Kunst, nur gar zu oft von dem Scheine verführen. Doch zur Sache!

Preisaufgabe.

Man verlangte ein Modell, das den Milo in jenem grosen Augenblick vorstellte, da er seine Arme, eingeklemmt zwischen dem Stamm eines halbgespalteten Baums, nicht mehr zurückziehen kann, und so ein Raub der wilden Thiere wird.

Geschichte.

Milo, bereits alt, sah einst einige Fechter sich üben. Das Gefühl seiner Erschwachung erfüllte ihn mit Schmerzen; er betrachtete seine Arme und rief mit Thränen aus: Sind sie denn schon abgestorben diese Arme? *) Bald hernach traf er in

*) Cicero de Senect. Cap. IX.

in einem Wald einen dicken Baumſtamm an, den man mit eiſernen, umherliegenden Keilen zu ſpalten angefangen hatte. Er that alles, was er mit ſeinen geſammelten Kräften vermochte, um den Stamm vollends auseinander zu reiſſen; aber da die Anſtrengung ſeine wenigen Kräfte erſchöpfte und er die Keile fallen ließ, ſo konnte er dem Druck der zuſammenſtrebenden Theile nimmer widerſtehen. Sie drückten ſeine Arme mit ſtarker Macht zuſammen: er konnte ſich nicht mehr losreiſſen und mußte alſo, da er allein war, ein Raub der wilden Thiere werden.

Die erſte Erwägung, welche dieſe Geſchichte unſern Künſtlern hätte einflößen ſollen, iſt dieſe: daß die ungewöhnliche Stärke, die die Hiſtorie dem Milo zuſchreibt, natürlicher Weiſe einen Leibesbau bei demſelben vorausſezte, der ihn zu jenen ſtaunenswürdigen Thaten fähig machte, die er in Gegenwart des ganzen Griechenlands bey den Olympiſchen Spielen verrichtete. So würden ſie auf die Unterſuchung gekommen ſeyn: wie müſſen Muskeln und Beine beſchaffen ſeyn, um einen Mann von der auſſerordentlichen Stärke eines Milo zu bilden? Sie hätten hieraus geſchloſſen: die Beine müſſen in allen ihren Gelenken eckiger und gröſer als bei gewöhn-

gewöhnlich ſtarken Menſchen ſeyn: Bruſt und Schultern breit: die Muskeln groß, wohlgenährt und geſchmeidig. Unſtreitig würden ſie nun nachgeforſcht haben: durch welche Zauberkraft hat Glyko ſeinem Herkules, heut zu Tage unter dem Namen des Farneſiſchen berühmt, jenes auffallende Gepräg einer übermenſchlichen Stärke zu geben gewußt, während er dennoch Leichtigkeit und Anmuth bei dieſer herrlichen Figur beobachtete? Nach tiefer Ueberlegung würden ſie auf dieſe Weiſe gefunden haben, daß der geiſtvolle Künſtler mit reifem Urtheil von dem ſchönen Ideal Gebrauch gemacht, daß er folglich ſeinem Herkules den Karakter eines jungen Stiers gegeben habe, einen kleinen Kopf, einen dicken Hals, eine breite Bruſt und ſo fort. Und ſo würden ſie in den Stand geſezt worden ſeyn, dem ſchönen Ideal, das man bei jenem Kunſtwerke bewundert und zugleich dem wahren Schönen einigermaſen näher zu kommen, welches eine gutbeſchaffene Natur uns darſtellt. Dieſe Betrachtung hätten ſie um ſo eher anſtellen und nüzliche Folgerungen daraus ziehen ſollen, da ſie erſt eben den Farneſiſchen Herkules, den ſie in Gips nach dem Urbild gearbeitet, vor ſich hatten, abbildeten und in Stein ausführten.

Und

Und nun zu den vornehmſten Regeln, denen ein Künſtler bei Bearbeitung eines Vorwurfs folgen muß!

Die 1te iſt unſtreitig dieſe, daß er der Wahrheit ſtreng nacharbeite, ſo daß ein unterrichteter Kenner bei dem erſten Anblick ſogleich auf den hiſtoriſchen Zug verfallen muß, den der Künſtler vorſtellen wollte.

Die 2te: daß er mit Einſicht alle Umſtände zu erhaſchen ſuche, die der Arbeit den wahren Ausdruck vollends verleihen können.

Die 3te endlich und eine der wichtigſten iſt dieſe: daß er die verſchiedenen Theile ſeines Werks ſo vertheile, daß kein Stoff an der Ausführung hinderlich ſeyn kann. Dieſe Vertheilung darf auf keine Art weder der Grazie noch dem Ausdruck der Figur ſchaden. Der Zuſchauer darf nicht bemerken: dieß oder jenes Glied ſey ſo oder anders gewandt worden, weil der Künſtler durch den gegebenen Marmorblock darauf eingeſchränkt worden iſt. Gleich weſentlich iſt es: alle Theile des Werks ſo zu gruppiren und zu verbinden, daß ſie groſe Maſſen von Schatten und Licht, kurz, ein gutes Helldunkel hervorbringen, ohne welches nur ein zerſtreuter Effect herauskommen kann, gerade wie bei einer Mu-

Muſik, die aus mehreren durchdringend ſcharfen Tönen beſteht, ohne daß man ernſte nachfolgen läßt, die man doch der Harmonie wegen in gleichem Verhältniß entgegen ſezen muß.

Aber welcher von den jungen Künſtlern hat nun dieſe Harmonie am beſten beobachtet? Eine überdachte Prüfung ihrer Werke ſoll es uns lehren, und von der Gerechtigkeit des Urtheils überzeugen, welches dem gekrönten Künſtler den Preis zugeſprochen hat.

Prüfung der Figur
des Herrn Sch . . .

Die Figur iſt zu übertrieben. Statt uns die Anſtrengung eines ſtarken, in Milo's verzweifelten Umſtänden ſich befindenden Mannes darzuſtellen, zeigt ſie uns nichts als die Verzückungen eines kleinmüthigen durch Schmerz und Todesfurcht geängſteten Menſchen. Die Vertheilung der Glieder bildet keine gute Maſſen von Helldunkel, keinen Kontraſt in der Bewegung; denn dieſe iſt allzugekrümmt und läßt den Zuſchauer leiden ohne ihn zu intereſſiren, faſt wie man bei einem Sailtänzer leidet, der uns durch ſeine gefährliche Sprünge mehr erſchröckt als ergözet. Die kleinern Parthien ſind zu gehäuft; die

die Nebendinge trocken und ſcheinen von überzinntem Eiſenblech oder Porcellan zu ſeyn, eine Arbeit die zuweilen Magerkeit und Abſchnitte verträgt, die aber auf immer aus der guten Bildhauerei verdammt iſt.

Der Karakter der Zeichnung iſt kleinlich. Nichts verkündet das Groſe, welches wir im Herkules des Glyko ſehen, nichts jenes Hohe das Caraccie aus Correggio genommen und nach den Antiken vervollkommnet hat. Kurz an der ganzen Figur erſcheint keine Spur einer Zeichnung, die einem Milo anſteht, indem eine Menge kleiner Muskeln die Figur matt und kleinlich machen.

Die Ausführung hingegen iſt nicht ohne Leichtigkeit; der Ton iſt gut verbunden und das Ganze gut vollendet.

Prüfung der Figur

des Hrn. Fr . . .

Die Erfindung iſt kalt und riecht zu ſehr nach einer blos akademiſchen Figur. Man meint: Milo habe ſich mit Vorbedacht eine ſo ſchöne Stellung zum zerreiſſen gegeben, gleich einem elenden Schauſpieler, der ſich in einer Tragödie mit Ziererei (er hält es für Grazie) den Dolchſtich giebt, der die

Kataſtrophe ausmacht. Die Zeichnung, wiewol geſchmackvoller als die vorige, iſt etwas zu rund, und der Karakter derſelben paßt nicht für einen Milo. Er kündigt nämlich einen jungen Mann von 30 Jahren an, deſſen Arme noch elaſtiſch ſind, eine Eigenſchaft die einem Greiſen nicht zukommen kann, deſſen Stärke nur noch durch das welkende Alter hervorblicken ſollte.

Der Ausdruck iſt nicht nur falſch, ſondern auch kalt und ganz ohne Bewegung. Hingegen iſt die Ausführung wohl gerathen und dem gekrönten Stücke weit vorzuziehen. Die Maſſen ſind breit und ſtark, die Nebenwerke gleich gut bearbeitet und verbunden. Aber da der Hauptpunct, der Ausdruck, verfehlt worden, ſo konnte mit Recht dieſe Figur den Preis nicht erhalten.

Prüfung der Preisfigur
des Hrn. Dannekers.

Die Erfindung iſt kräftig und voll Geiſt. Man ſieht den unglücklichen Fechter in der natürlichſten Anſtrengung alle Kräften anwenden, um ſeine linke eingezwängte Hand herauszuziehen. Der Gedanke, der rechten Hand die Bewegung zu geben, daß ſie die linke frei machen will, iſt wirklich

lich erhaben. Die Phantaſie des Zuſchauers wird bei dieſem Anblick befeuert; ſie theilet der Seele alle Regungen des Schmerzes, der Furcht und Hoffnung mit, welche Milo ſelbſt empfindet. Sein Herz wird erſchüttert; er ſeufzt und ruft aus: „Götter! o gebt ihm den Gebrauch ſeiner Kräfte „wieder: der Löwe wäre ſchon erlegt!“

Der Anblick eines gewöhnlichen, von Gefahr umringten Menſchen erregt ſchon unſer Mitleiden, wir wünſchen ſeine Befreiung; aber iſt dieſer Mann vollends tapfer, beherzt oder gar noch tugendhaft (wie Milo der die Schule des Pythagoras fleiſſig beſuchte) dann wird unſre Theilnehmung ſo lebendig, unſre Furcht wächſt mit ſolcher Stärke, daß wir den fürchterlichen Zuſtand, worinn wir uns ſehen, kaum ertragen können. So iſt die Macht der wahren Beredſamkeit; ſie reißt uns unwiderſtehlich hin: und was iſt in der That beredter als der wahre Ausdruck der Natur? Ich habe niemals begreiffen können, wie man die unvergleichliche Gruppe Laocoons betrachten kann, ohne in der That den Schlag der Pulsadern und das Herzklopfen dieſes jammerbeladnen Vaters zu empfinden, der unter der Gröſe ſeiner Leiden erliegt.

Der Karakter der Zeichnung bei dem Preisſtücke iſt groß; die Formen ſind gut, obgleich etwas

hart. Ueberall erscheint das Alter, aber ein kraftvolles Alter, welches unsre Phantasie überredet, daß wir alle die Thaten glauben, die der grose Fechter in seiner Jugend verrichtet hat. Hr. Danneker hat die Abgüsse von den Antiken gesehen, mit Einsicht studirt und mit Vortheil benuzt. — Die Ausführung, mit den andern Stücken verglichen, ist schwach, etwas plump, und verräth überall Mühsamkeit.

Uebrigens haben diese Beobachtungen keinen andern Zweck als die Belehrung der Zöglinge, und ich hoffe, daß sie verschiedenes darin finden werden, welches bei ihren künftigen Arbeiten nicht ohne Nuzen anzuwenden seyn wird.

VII.

Nachricht

von den Folgen des Lotto in **

besonders auf die Moralität der Einwohner,

(von einem Geistlichen *.)

Durch den Eigennuz unserer weisen Väter, die um einige hundert Gulden ihr Vaterland verkauf-

*) Alle hier erzählten Umstände und Anekdoten sind zu-

kaufen, iſt vor mehreren Jahren ein Lotto in unſere Stadt eingelaſſen worden, das den gänzlichen Umſturz derſelben droht.

Man überſieht in einem kleinen Bezirk die Folgen einer Sache viel deutlicher, als in einem groſen. Ich glaube daher dem Publikum einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ihm eine Nachricht von den mannichfaltigen Uebeln mittheile, das die Einführung des Lotto in meiner armen Vaterſtadt verurſacht, und die zu beobachten ich durch mein Amt nur zu viele Gelegenheit erhalten.

So bald das Lotto eröffnet war, überfiel ſogleich eine allgemeine Schwärmerei meine betrogene Mitbürger. Alle Köpfe ſchwindelten; alle Herzen waren in die heftigſte Unruhe geſezt. In allen Geſellſchaften von der Rathſtube an bis zur Verſammlung der Mägde am Brunnen waren die Lotterien der einzige Gegenſtand der Geſpräche. Alle übrige Unterhaltungen von der Glückſeligkeit und Würde eines freien Reichsſtädters und dergleichen, waren eine Zeitlang aus allen Cirkeln ausgeſchloſſen. Man ſah, man dachte, ja man träumte von nichts mehr als von Lotterien.

zuverläſig, und wir zweifeln nicht, daß die Urbilder ſich erkennen werden.

Die Heftigkeit und Allgemeinheit dieſer Schwärmerei, ſo auffallend ſie anfangs ſcheinen möchte, iſt nicht ſchwer zu begreiffen. Der Geldbegierige ergreift mit Begierde dieſen ſo leicht ſcheinenden und ſo wenig beſchwerlichen Weg, Reichthümer zu erhalten oder zu vermehren. Aber auch faſt alle übrige Gattungen der Leidenſchaften reizen unter gewiſſen Umſtänden, zur Begierde zu gewinnen und beſonders durch Spiele und Lotterien zu gewinnen. Der Wollüſtige hofft dadurch mit einemmal das Mittel ſeine Wollüſte, der Hochmüthige das Mittel ſeinen Hochmuth und ſeine Herrſchſucht zu befriedigen, gefunden zu haben. Unter allen Kunden der Lotterie ſah ich daher keine eifriger als die Patricier, die ihr Vermögen durch Wollüſte und Pracht verſchwendet hatten, und die nun plözlich die verlohrne Mittel derſelben wieder zu erhalten meinten. Wer ſollte glauben, daß ſelbſt die heiligſte Religion mißbraucht werde, die Lotterien zu begünſtigen? Nicht nur daß jeder, der irgend ein abergläubiſches Künſtgen, die glücklich machende Zahlen zu errathen, von ſeiner Amme oder Großmutter heruntergeerbt hatte, gereizt wurde, davon Gebrauch zu machen, ſondern eine im Ruf der Frömmigkeit ſtehende (freilich ziemlich einfältige) Magd ſezte ſogar blos deswegen in die Lotterie,

terie, weil sie gehört, daß ein gewisser sehr verrufener Mann viel dadurch gewonnen: denn, so sagte sie, giebts Gott den Gottlosen, wie vielmehr den Frommen, die so fleissig bethen! Die Herren von der Lotterie wußten sich auch diese Einfalt des vornehmen und niedrigen Pöbels trefflich zu Nuz zu machen. Sie selbst waren es, die mancherlei Mährchen von der glücklichen und sicheren Wirkung gewisser abergläubischen Ceremonien, der Weissagungen durch Träume und dergl. ausbreiteten, und die unter der Hand Traumbücher unter das gemeine Volk ausstreuten. Einigemal haben sogar 3 (oder eigentlich 4) Zahlen, die einem Mädchen als die glücklichmachenden durch einen Traum geoffenbaret wurden, und die noch vor der Ziehung durch die Stadt bekannt waren, ganz eingetroffen, und ich zweifle nicht, daß man die Erfüllung dieser Weissagung der Geschicklichkeit der Herren von der Lotterie zu danken habe.

Ich will nichts von dem Müssiggang und von der Neubegierde, nichts von der lebhaften und schnellen Empfänglichkeit für Furcht und Hoffnung, nichts von der Leichtgläubigkeit, Unwissenheit und Leichtsinn, lauter Stüzen des Lotteriegeistes und lauter unbestrittenen Eigenschaften meiner Landsleute, sagen, sondern nur noch die Anmerkung beifü-

gen, daß ſogar die äuſſerlichen Umſtände, beſonders die Ungleichheit des Vermögens, ſich vereinigten, uns zu Grund zu richten. Der Reiche ſchäzte den Verluſt des Einſazes nur wenig, der Arme ſah es als gleichgültig an, ob er das bisgen mehr oder weniger beſize, und hoffte auf einmal ein reicher Mann zu werden; alle ſtürzten daher wütend hinein und alle waren verlohren.

Man erräth leicht die Folgen dieſer allgemeinen Raſerei. Die Lotterie ward reich, und die reichſte Familien der ganzen Stadt dem Bettelſtabe näher gebracht. Aber noch iſt dieß das kleinſte Uebel. Eine allgemeine Verderbniß der Moralität das iſts, was ich vorzüglich beklage und was ich hier auseinander zu ſezen mir vorgenommen habe.

Ich habe oben angemerkt, daß der Aberglauben manchen zum Beweggrund diente, in das Lotto zu ſezen. Er war es auch groſentheils, durch deſſen Hülfe ſie ihr Glück in demſelben zu machen hofften. Es iſt in der Beſchaffenheit des Menſchen gegründet, daß er, wenn er die natürliche nicht zureichend findet, übernatürliche Hülfe ſucht. Die verlohrnen Kräfte des Körpers herzuſtellen, ſich unſterblich zu machen, Rachſucht gegen Feinde zu befriedigen, die Liebe des geliebten Gegenſtan-

ſtandes ſich zu erwerben, zu allem werden übernatürliche Kräfte ausgeforſcht, und Engel und Teufel zu Hülfe aufgefordert. Man wird ſich alſo nicht wundern, daß man auch, um Geld zu erwerben und alſo das beſte Loos zu gewinnen, allerley ſeit langer Zeit vergeſſenen Aberglauben wieder hervorgebracht. In jeder Familie ſah man Traumdeuter. Was habt ihr heute Nacht geträumet, war die erſte Frage, mit der die Tochter die Mutter, die Mutter die Tochter bewillkommte? Die Zahlen, die in der nächſten Ziehung herauskämen, zu weisſagen, das war die geheime Beſchäfftigung Sr. Herrlichkeit wie ſeines Bettelvogts. In manchen Familien hielt man ordentliche Traumbücher, die man alle Morgen nachſchlug um die Träume der lezten Nacht zu erklären. Andere ſchlugen die Bibel auf mit der Ueberzeugung, daß die Zahlen die ihnen zunächſt in die Augen fielen, in der nächſten Ziehung herauskommen würden. Noch andre beſchwuren Geiſter, und flehten die Großmuth der Geſpenſter an, ihnen beizuſtehen; mehrere hat man nackt auf den Gräbern im Kirchhofe liegend angetroffen. Es iſt leicht einzuſehen, wie ſehr durch alles dieſes der Aberglauben ausgebreitet worden, um ſo mehr, da, wie wir ſchon angemerkt, die angedeutete Sache einigemal

eintraf, und über einem Fall, der zufällig oder durch Geſchicklichkeit eingetroffen, alle gegentheilige vergeſſen wurden.

Eine andere auffallende Folge des Lotto war der Müſſiggang, der, wie er ſelbſt von dem Aberglauben geboren wird, ihn dankbar wieder unterſtüzet. Die arbeitende Leidenſchaften, die ſtete Beſtürmung der Seele durch Furcht und Hoffnung, die aberglaubiſche Beſchäfftigungen und das nie unterbrochene Speculiren über die Mittel ſich zu bereichern, erfüllte alle Köpfe und Herzen ſo ſehr, daß wenig Zeit und Kraft mehr zu den gewöhnlichen Arbeiten übrig blieb. Die Magd verſäumte die Geſchäffte ihrer Herrſchaft um im Traumbuch nachzuſchlagen, der Handwerker ſein Handwerk um einen Zauberkreis zu machen, die Frau ihren Mann und ihre Kinder, um über die künftige Ziehung zu ſpeculiren, und der Mann ſein Amt um die glückliche Zahlen durch Rechnung zu entdecken.

Doch alles dieß iſt noch eine Kleinigkeit. Um Geld zu bekommen beſtohlen die Mägde ihre Herrſchaften, die Frau den Mann, der Mann ſeine Kaſſe. Zu keiner Zeit hat man von ſo vielem ungetreuen Geſinde, von meineidigen Staatsdienern und überhaupt von Betrug, Beſtechung und Meineid gehört.

In

In gar vielen Haushaltungen gab es daher beständige Zwistigkeiten. Ein Senator von grosem Ansehen wurde einst zu einer feierlichen Hochzeit eingeladen. Er versprach sich mit grosser Freude, kleidete sich an, aber fand sein Staatskleid nicht, ohne das er doch bei einer solchen Gastung nicht erscheinen zu können glaubte, denn seine Frau hatte es der Lotterie wegen versezet. Der arme Mann mußte also zu Hause bleiben und die herrliche Gastung versäumen. Auf die Frau eines Schuhmachers hatte man sogar den Verdacht, daß sie ihren Mann, der ihr kein Geld zur Lotterie geben wollte, vergiftet hätte.

Noch hab ich eine Folge bemerkt, die nur mittelbar und auf eine gewisse Weise zufällig ist. Mehrere Mädchen, die nicht mehr in das Lotto sezen konnten oder die gar schon deswegen ihre Kleider verkauft oder versezt hatten, übergaben ihren Leib dem Meistbietenden und wurden öffentliche Huren. Einige hörten indeß in dem Augenblick wieder auf, da sie sich Geld genug gesammelt hatten.

So bedaurungswürdig ist der Zustand meiner Vaterstadt. Das Verderben ist in die meisten Häuser eingerissen; sogar die Hochweisen Hr. Hr.

Hr. * * ſind davon angeſteckt worden. Dieſe Verderbniß iſt um ſo gefährlicher, da ſie tief in den Eingeweiden der Familien wüthet, und weil ſie beſonders die Handwerker, den Weingärtner, die Ackerleute und überhaupt die niedrigſten aber nüzlichſten Glieder des Staates durchdrungen hat.

V.

VIII.

Fragen

die Geſchichte der Sitten, der Künſte und Wiſſenſchaften in Teutſchland betreffend.

---

1) Hat man von keinem teutſchen Gelehrten vor dem 13ten Jahrhundert, auſſer Rhabanus Maurus, merkwürdige Betrachtung über die Erziehungskunſt? Was zeigt Salomo Biſchoff von Conſtanz in ſeinem ungedruckten Werke de ſeptem artibus liberal. für Einſichten?

2) Man verließ frühzeitig in manchen Klöſtern die Lehrart der ſieben freien Künſte. Einige thaten es aus Unkenntniß, wie man gewiß weiß; finden

finden sich nicht aber auch Zeugnisse, daß andere aus höherer Einsicht diesen Weg verliessen?

3) Finden sich keine Nachrichten, daß man in Teutschland bereits im 11ten und 12ten Jahrhundert Laien zum Schuldienst gebrauchte?

4) Ist nirgends aufgezeichnet, wie viele Stunden des Tags über die Kinder in den teutschen Klosterschulen unterrichtet wurden?

5) Hat kein teutscher Gelehrter vor dem 14ten Jahrhundert eine besondere Anleitung zur Erdbeschreibung, es sey auch nur von einem Lande, geschrieben? Wippo in Vita Conradi Sal. läßt etwas dergleichen vermuthen. Indessen verstehe ich hierunter die Beschreibung vom gelobten Lande, oder Gervasii Tilber. Arbeiten nicht.

6) Fridegisus und Gerbert lehrten die scholastische Philosophie in ihrem ganzen Wirrwarr lange vor Otto von Freisingen in Teutschland. Trift man aber nicht noch mehrere solche Scholastiker im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert in unserer Gelehrtengeschichte an?

7) Dauerte wirklich unter Otto III. die Hofschule noch fort, oder versteht man unter Sapientes Palatii blos die gelehrten Geistlichen am Hofe? Und wann hörte diese Anstalt eigentlich ganz auf?

8) Fin-

8) Finden sich bis zum 14ten Jahrhundert keine teutsche Gelehrten, welche über den Glauben an Hexen, Zauberer und Gespenster wirklich erhaben waren?

9) Gedenkt ein teutscher Schriftsteller noch vor dem Minnesinger Mißner der Brillen? Hat man frühere Spuren von Fernröhren, als bei dem Scheirischen Mönchen Conrad, der den Ptolemäus mit einem Fernrohre, aus 4 Absätzen bestehend, abmalte?

10) Welcher Teutsche schrieb noch vor Wilhelm von Hirschau Anleitungen zur Naturlehre? Oder in welchem teutschen Werke vor dem 12ten Jahrhundert kommen auch nur gelegenheitlich, physicalische Untersuchungen?

11) Was finden sich für Spuren von dem Studium der Naturgeschichte, nicht blos der Kräuterkunde, in der teutschen Gelehrtengeschichte vor dem 13ten Jahrhundert?

12) Finden sich nicht mehrere Spuren, daß die Teutschen bereits vor dem 13ten Jahrhundert etwas von der Entbindungskunst wußten? Eckhard der Jüngere sagt wenigstens p. 43. de Casib. Monast. S. Galli: Burkhart mit dem Beinamen Ingenitus sey seiner Mutter aus dem Leibe geschnitten worden.

13) Im

13) Im Leben der h. Wiberad lib. 1. cap. 38. wird des Oeffnens gedacht. Wo ſtehen mehrere dergleichen Nachrichten, woraus zu ſchlieſſen, daß die Zergliederungekunſt ſchon vor den Kreuzzügen in Teutſchland nicht unbekannt war?

14) Kommen ſchon im 9—12ten Jahrhundert Laien, nicht aber Juden, vor, welche aus der Arzneikunſt Profeſſion machten?

15) Es iſt leicht zu erweiſen, daß die Heilkunde bis in das 13te Jahrhundert in vielen Klöſtern gelehrt wurde. Findet man aber keine Spuren von der Art des Unterrichts? Wurden den Lehrlingen Vorleſungen gehalten, oder wurden dieſelbe nur in die Krankenhäuſer genommen und da gelegenheitlich unterrichtet?

16) In Adelbolds Vita Henrici S. Imp. kommt eine Stelle, woraus zu ſchlieſſen, daß die damalige Teutſchen bereits vom Steinſchnitte wußten. Wo finden ſich mehrere Beweiſe?

17) Ditmar gedenkt in ſeiner Geſchichte einer chirurgiſchen Operation, die nichts anders, als das Trepaniren, iſt. Thun mehrere teutſche Schriftſteller vor dem 13ten Jahrhundert hievon Meldung?

18) In

18) In den Melanges tirés d' une grande Bibliotheque Vol. Aa. p. 265. Not. . wird ohne angeführte Zeugen geſagt: der erſte Arzt Karls des Groſen ſey ein Araber Namens Buhaihouba geweſen, und dieſem ſey ein Jude Namens Farragus gefolgt. Hat dieſe Behauptung Grund? Man weiß wenigſtens, daß Karl, ſo unhold er den Aerzten war, doch noch einige neben Wintarus hatte.

19) Was hatten Ludwig der Teutſche, Conrad I. Heinrich der I. II. III. IVte für Leibärzte?

20) Was ſind für Nachrichten von der innern Einrichtung der Ausſatzhäuſer in dem Mittelalter, von der Lebensordnung und Behandlung der Kranken vorhanden? Möhſens Nachrichten ſind mir bekannt.

21) Welcher Teutſche vor dem 13ten Jahrhundert ſtudirte die hebräiſche Sprache auſſer Rhaban, und welcher verſtand das Arabiſche auſſer Hermann der Lahme und Gerbert, welcher nicht ganz hieher zu rechnen? Wurde das Hebräiſche und Griechiſche nicht auch bisweilen in den Kloſterſchulen gelehret?

22) Findet man nirgends, auch nicht in Handſchriften, eine genauere Beſchreibung vom ſphäriſchen Uhrwerke Wilhelms von Hirſchau, als

als bei Haimo, dem Biographen deſſelben, und dem Mölkiſchen Ungenannten den Pez herausgegeben?

23) Schilter in den Anmerkungen zu dem Siegsliede über die Normänner, und Kremer in der Geſchichte Kürfürſts Friederich, gedenken einiger Schlachtgeſänge, welche die mittlere Teutſchen bei dem Eingang in ein Treffen geſungen. Wo kommen weitere Beiſpiele und Proben? Ich verſtehe aber keine geiſtlichen Geſänge hierunter.

24) Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß nicht der karge Kaiſer Heinrich, ſo gelehrt er war, ſondern der Thüringiſche Gegenkönig Heinrich Verfaſſer des bekannten Minneliedes ſey. Hat man keine hiſtoriſche Zeugniſſe für dieſe glaubwürdige Meinung?

25) Weiß man von mehreren teutſchen Fürſten als den Oeſterreichiſchen und Thüringiſchen, daß ſie Meiſterſinger an ihrem Hofe hielten?

26) Iſt Winsbecke nur ein erdichteter Name, oder war er wirklich ein Ritter?

27) Man macht viel Geſchrei von den Verdienſten Friederich Rothbarts um die teutſche Dichtkunſt. Was hat er denn für ſie gethan?

28) Sind keine teutſche Faſtnachtsſpiele aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert mehr vorhanden? Oder waren ſie nur damals ſchon üblich?

29) Sind nirgends weitere Nachrichten von Wilhelm von Hirſchau vorhanden, als ſein Biograph, Trithemius, Mabillon und die Bollandiſten von ihm geliefert haben? Beſonders wünſchte ich mehrere Nachrichten von ſeinem Aufenthalt zu St. Emmeran in Regensburg, denn hier allein arbeitete er eigentlich für die Gelehrſamkeit. Sollten nicht daſelbſt Briefe und andre ungedruckte Sachen von ihm liegen?

30) Exiſtirt nirgends ein Nekrologium oder eine andre Schrift, wo das Todesjahr des Geſchichtſchreibers Lambert von Aſchaffenburg aufgezeichnet iſt?

31) Was weiß man von der Jugendgeſchichte Mangolds von Lutenbach, und von ſeinem Uebergang aus dem weltlichen in den geiſtlichen Stand? Ptolom. Luccenſis hiſt. Eccleſ. lib. XVI. cap. 28. ap. Muratori Tom. XI. col. 1061. ſagt in einer ſehr merkwürdigen Stelle, die weder Fabricius noch Dom Rivet gekannt haben: er, ſein Weib und ſeine Töchter wären ſchon unter Gregor VI. alſo vor 1047. wegen ihrem Unterricht bekannt geweſen;

weſen; und doch lebte dieſer merkwürdige Schwärmer noch 1103. wie man aus Paſchals II. Bulle an ihn ſieht. Auch das Todesjahr deſſelben iſt unbekannt. Sollten nicht unter den Papieren Schöpflins, der zu einer Alſatia litterata ſammelte, unbekannte Nachrichten vorhanden ſeyn? Was er in ſeiner Alſatia illuſtrata von ihm anführt, ward längſt von Fabricius und Rivet in der hiſt. litter. de la France Tom. IX. bemerkt.

32) Der Minorit Wigand Dürnheimer aus der Strasburger Provinz ſchrieb zu Anfang des 15ten Jahrhunderts eine Anleitung zur Perſpectiv, und ſagt zu Ende derſelben ausdrücklich ex pluribus collecta. Sollte alſo nicht bereits vor ihm teutſche Mathematiker von der Perſpectiv geſchrieben haben? Was hat man für Nachrichten von dieſem Dürnheimer, und wie weit erſtreckte ſich ungefähr ſeine Kenntniß in dieſer Wiſſenſchaft? Die Handſchrift liegt in Dresden. S. Götzens Merkw. der Dresdner Bibliothek. 1 Th. S. 169. und 170.

33) Oſſinger in Biblioth. Auguſtiniana p. 531. ſagt von dem Sächſiſchen Auguſtiner Magirus oder auch Dencok *) genannt: er habe eine

*) Es iſt nicht der Verfaſſer des Decadicon.

Hiſtoriam ſuæ Patriæ hinterlaſſen. Wo liegt dieſe Handſchrift, was iſt ihr Innhalt und Werth?

34) Wo finden ſich mehrere Anzeigen von dem Sachſen Johann Dank, einem Mathematiker des 14ten Jahrhunderts, als Trithemius, Fabricius und ihre bloſe Abſchreiber geliefert haben?

35) Welcher Schriftſteller thut von dem Aſtronomen und Philoſophen Johann Eliger weitere Meldung, als Trithemius de Scr. Eccl. cap. 616. und die neueren Nachfolger Reimann, Fabricius und Weidler? Wann ſtarb dieſer Gelehrte, wo lebt' er und wo ſind die Handſchriften, deren Trithemius gedenkt? Enthält ſein Werk de Magnete viel Merkwürdiges?

36) Durch was hat Vitellio den Ruhm eines berühmten Optikers verdient, den ihm Chytræus in Chronol. ad a. 1290. Morhof im Polyhiſtor und andre beilegen? Was iſt weiter von ihm bekannt als dieſe Gelehrten, Reimann, (hiſt. litt. der Teutſchen 2 Th. S. 354.) Jöcher und dergleichen berichten?

37) Welches iſt die wahre Geſchichte des Mathematikers, Johannes de Saxonia genannt? Geßner, Poſſevin und Weidler verwechſeln ihn offenbar mit Johann Dank und Dencok.

38) Wie

38) Wie weit ungefähr erstreckten sich denn wirklich die Einsichten des Albertus Magnus in der Mechanik, der Naturkunde und Chemie? Hat er wichtige eigne Entdeckungen in diesen Wissenschaften gemacht?

39) Ist der Theophilus Presbyter, der neulich im 3ten Bande der Lessingischen Beiträge herausgegeben worden, ein Teutscher oder nach des gelehrten Hrn. von Murrs Meinung ein nach Italien gewanderter griechischer Mönch? Auch Dürr tritt in Diss. de probatione per picturas Lessings Meinung, als sey der Verfasser der bekannte Tutilo, nicht bei.

40) Verfertigten die Teutschen im Mittelalter auch Bildsäulen aus Marmor? Grabsteine wenigstens machte man öfters aus diesem Stoffe.

41) Tegernsee erhielt bereits im 10ten Jahrhundert gemalte Fensterscheiben. Weiß man in Teutschland von keinen früheren?

42) Wann wurden die Städte Aachen, Trier, Mainz, Wien, Strasburg, Goslar und Frankfurt zum erstenmal gepflastert?

43) In welchen Jahren bekamen diese Städte Uhren auf ihre Kirchthürme? Von Strasburg ist mir es bereits bekannt.

44 Wann fieng man in Teutſchland an, Kunſtgärten mit Springbrunnen und dergleichen anzulegen? Stettens Nachrichten in der Augsburgiſchen Kunſt- und Handwerksgeſchichte kenne ich.

45) Zu Anfang des 10ten Jahrhunderts hatte die Tezernſeeiſche Kirche noch keine Glasfenſter, wiewol ſchon das Scriptorium in St. Gallen. Hatten aber in jenen Zeiten die Fürſten und reichen Edelleute ſchon Glasfenſter an ihren Schlöſſern? Wann wurden gewöhnlich die Gebäude in den Städten damit verſehen?

46) Sind keine Hof- Trink- Ordnungen aus dem 15ten Jahrhundert und dem Anfange des 16ten mehr übrig?

47) Gab es bereits im 11ten und 12ten Jahrhundert ordentliche öffentliche Frauenhäuſer in Teutſchland? Sind keine Ordnungen dieſelbe betreffend aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert mehr übrig? Faſt in allen Reichsſtädten gab es dergleichen, und ich habe eine Ulmiſche in der Handſchrift ſelbſt geſehen. Selbſt in den Reſidenzſtädten der geiſtlichen Fürſten waren ſie eingeführt, wie ſich denn der hochwürdige und andächtige Erzbiſchoff Theodor von Mainz bitterlich beſchwerte, daß ihm ſeine Bürger die daher flieſſenden Einkünfte ſehr geſchmä-

ſchmälert hätten. V. Senkenberg medit. jur. publ. & priv. Faſcic. III. p. 483.

48) In Strasburg wurden ſchon vor mehreren Jahrhunderten öffentliche und allgemeine Gaſtgelage gehalten, Rundtafel genannt, wovon Schilter im Gloſſario S. 693. einige Nachricht giebt. Ich wünſchte eine umſtändlichere Beſchreibung davon, und überhaupt zu wiſſen, ob mehrere teutſche Städte ſolche Feſte und Spiele gefeiert, wann dieſelben anfiengen und wie ſie gehalten wurden? Der Braunſchweigiſche Groel oder Gral iſt mir bekannt.

49) Wurden in Teutſchland nie mehrere Narren- oder Gecken-Orden nach Art des Cleviſchen errichtet?

50) Verſchiedene teutſche Städte ſollen ehmals Schalksnarren ordentlich im Solde gehabt und ihnen beſondere Kleidungen gegeben haben. Hievon wünſchte ich nähere Nachricht.

51) Möhſen in ſeiner Geſchichte der Wiſſenſchaften in Brandenburg führt S. 509. und 510. ein Beiſpiel an, daß ein Schalksnarr unter gewiſſen Bedingungen einen gerichtlichen Zeugen abgeben konnte. Finden ſich mehrere dergleichen Beiſpiele, und wie wurden dieſe Narren überhaupt in

gerichtlichen Sachen angesehen und gehalten? Welche Rechte eines ehrlichen Mannes von gesundem Verstande hatten sie nicht? Welche Beschaffenheit hatte es mit ihrem Leichenbegängniß und Begräbniß?

52) Findet man nicht mehr in alten Straf- oder Bruchregistern, wie viele Menschen ungefähr manche Jahre in Augsburg, Nürnberg, Frankfurt und andern Städten todtgeschlagen wurden. Man könnte hieraus auf die Wildheit der Sitten und das Ungestümm der Gemüther Schlüsse ziehen. Die willkommenste Nachrichten wären die aus dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert. Möser in den patriotischen Phantasien, und Anton in den Miscellaneen aus Papieren des Mittelalters (im Meuselischen Geschichtforscher) haben schöne Beiträge geliefert.

53) Welches war die gewöhnliche Essenszeit bei den Fürsten und bei den Vornehmen im 15ten und 16ten Jahrhundert?

54) Weiß man nicht, wie frühe Morgens im 14ten und 15ten Jahrhundert die Krambuden in teutschen Handelsstädten geöffnet wurden, und wann die Richter und Amtleute des Morgens ihr Geschäfft anfiengen?

55) Findet man, daß schon im 14ten Jahrhundert teutsche Ritter nach Frankreich und England als Abentheurer zogen?

Sollte irgend ein Gelehrter die mich sehr verbindende Gütigkeit haben, über eine oder die andre Frage Erläuterung zu geben, der beliebe seine Nachrichten entweder in dem Hanöver. gel. Briefwechsel, in Hrn. Hofrath Meusels historische Litteratur, in dieser periodischen Schrift oder sonst in einer gelehrten Zeitung bekannt zu machen, oder endlich dieselbe unmittelbar an mich zu übersenden.

Stutgart den 28. Hornung, 1783.

J. W. Petersen,
Herzogl. Wirtemb. Unter-Bibliothekar.

IX.

Neue Erläuterungen, die Geſchichte der Roſenkreuzer und Goldmacher betreffend *).

(Zum Theil aus ungedruckten Denkmälern.)

Man hat ſchon vor vielen Jahren über die Entſtehung der Roſenkreuzer und ihrer Abkömmlinge der * und * geſtritten, und erſt ganz neuerlich iſt der Streit mit bitterſter Heftigkeit wieder aufgeregt worden. Der Vorwurf: daß dergleichen Streitigkeiten unerhebliche Kleinigkeiten beträfen: wird gewiß niemand machen, deſſen Blicke nur einigermaſen durch die Auſſenſeite der Welt und der Bege-

*) Poſtnachrichten zufolge ſcheint dieſer anonymiſche Aufſaz von Wezlar zu kommen, und einige innere Winke bekräftigen es. Obwol wir Erzlaien ſind und alſo von dem Inhalt nicht recht urtheilen können, ſo haben wir doch für gut befunden denſelben hier bekannt zu machen. Sollte irgend ein Gegner oder einer der angegriffnen Gelehrten eine Widerlegung oder Berichtigung herauszugeben geſonnen ſeyn, ſo ſteht ihm unſre periodiſche Schrift offen.
Die Hgbr.

Begebenheiten darin hindurchdringen. Ob aber auch der groſe Vortheil daraus entſprungen, daß nämlich die Wahrheit vieles dabei gewonnen, und die Kämpfer im Feur der Leidenſchaft neue Dinge entdeckt oder gar nur alles hiehergehörige Bekannte aufgeſpüret, das iſt eine andere Frage.

Mir ſchien die innere Geſchichte der Menſchheit immer am anziehendſten und lehrreichſten, und ſcheint mir es immer mehr, je mehr ich das verächtliche Fabelwerk der gewöhnlichen Geſchichte, die Fürſten, ihre Diener, die Schriftſteller und endlich die Menſchen überhaupt kennen lerne, und je mehr ich nähere Winke in das Dunklere der Welt erſchnappe. Ich bin ein Mann von grauen Haaren und habe lange mehrere Bemerkungen in dieſem Felde geſammelt, allein vor meinem Tode ſollen ſie aus guten Gründen nicht öffentlich an das Licht tretten. Da aber gegenwärtig Roſenkreuzer und Goldmacher in allerlei Geſtalten ſich ſtark regen, da Laien und Eingeweihte die ungereimteſten Begriffe von geheimer Weisheit, und von ihren Geſellſchaften haben, da unſer Zeitalter, ſo ſehr es auch als aufgeklärt geprieſen wird, mit den ſchändlichſten Thorheiten befleckt iſt, und nur von wenigen in ſeiner wahren Geſtalt geſehen wird, ſo habe ich für dienlich erachtet vorläufig einige zerſtreute Beobachtungen dem Publikum vor-

zu-

zulegen. Grosentheils enthalten sie nur Winke und Veranlassungen zu weiterer Nachforschung, und ich wünsche ihnen Leser und Nachdenker.

Daß die meisten Völker des Alterthums geheime Weisheitsschulen hatten ist längst bekannt, und daß selbst der grose Meister dergleichen besucht habe, ist von mehreren mit Wahrscheinlichkeit vermuthet worden. Aber daß man von diesen geheimen Lehren noch täglich die abentheurlichste Träumereien öffentlich sagt und sie leider auch glaubt, ist eben so gewiß und nicht nach Verdienst erkannt. „Rosenkreuzer und ihre freieren Abstämmlinge sind keine Geburt neuerer Zeiten: sie stammen von den Tempelherren und diese weiter her: So behaupten selbst Eingeweihte, und schicken mit dem Gelde zur Unterstüzung der Armuth Gesandten nach Italien, und vielleicht auch nächstens in den Mond. Aber 1) wo läßt die Geschichte nur gelegenheitlich ein Wort fallen, das uns von dergleichen geheimen Gesellschaften im Mittelalter überzeugen könnte? und 2) wo sind die Früchte, woran wir diese fortgeerbte Weisheit erkennen und wofür wir dieselbe preisen sollen?

Von den Gründen, mit denen man das Vorgeben unterstüzen will, hält nicht einer Stich, und

es

es ist von allen den geheimen Gesellschaften nichts wahr, als daß schon das Mittelalter in seinem mystischen Schoos Goldmacher *), Kabbalisten und Magier hegte, die ihre Kenntnisse verdeckt hielten. Und diese erlauchten Ahnen will ich auch keineswegs den neuern Brüdern absprechen. Doch bedenke man ja dabei, daß der Ursprung einer Sache unwürdig seyn kann; und sie selbst dennoch ganz anders: Mittel werden häufig Zwecke; und die Fertigkeiten, zu denen man sich anstrengt um unedlere Begierden und Leidenschaften zu befriedigen, werden oft die herrschende, über alles gebietende Neigungen.

So unbezweifelt nun dieses, so zuverlässig ist es auch hingegen, daß erst das gährende 16te Jahrhundert die eigentlichen geheime Verbrüderungen, und zwar meistens nur im Keim zur Welt brachte. Und aus welcher Vermischung entstanden sie? Aus Kabbalisten, Goldmachern, Paracelsisten, Chiliasten und andern apocalyptischen Schwärmern. Die Be-

*) Einer der ersten, der mir in der Geschichte vorgekommen, ist der Hildesheimische Bischoff Godehard, welcher 1038. starb. Noch in neuern Zeiten erkundigten sich einige, sogar geistliche Fürsten, wegen seiner vermeinten Kunst angelegentlich nach ihm.

Behauptung ſcheint kühn: und ich weiß, daß ich mir dadurch eine Menge Gegner auf den Hals laden werde. Aber ſie dünkt mich reine Wahrheit, und ich will ſie beweiſen.

1) Die Hauptſache bei dieſen Orden ſammt und ſonders war von Anfang an und iſt noch heut zu Tage eine geheime ſogenannte Weisheit, die von dem reinen Adam an ererbt, von Noa und andern unter wenigen fortgepflanzet worden ſeyn ſoll *: Luſtige Ideen, die nirgends anderswo herkamen, als aus den gährenden Köpfen des 15ten Jahrhunderts, voll von der Kabbala und Magie. Zwar redete bereits der heil. Auguſtin, und wer weiß wie viele vor ihm! von dieſer geheimen Erkenntniß: es grübelte aus gewiß eine Menge nachſinniger Köpfe ſeinen Gedanken nach, denn unter allen Kirchenvätern war er der geleſenſte in den mittlern Zeiten, und wirkte am ſtärkſten

*) Es wäre viel zu weitläufig, wenn ich mich auf die Träumereien von den kabbaliſtiſchen und magiſchen Kenntniſſen Adams, Enochs, Salomons Esdra's, Jeſu, ſeiner Apoſtel und dergl. hier nur einigermaſſen einlaſſen wollte. Es wird zu ſeiner Zeit geſchehen, und indeſſen verweiſe ich blos auf Alberti Fabricii Codex Pſevdepigraphus veteris Teſtamenti T. I. & II. und eben deſſelben Codex Apocryphus N. Teſt. Jene alberne Meinungen ſind freilich ſchon ſehr alt, wie tauſend Thorheiten.

ſten auf den Geiſt jener Weltalter; aber erſt zu Ende des 15ten und zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, da die hebräiſche Sprache wieder empor kam, ward dieſe Kabbala mit Ernſt vorgenommen: und nun ſenkten ſich die Denker zu hundert in dieſes Meer von Träumereien, Weisheit und Unſinn. Man kennt die Namen Cornelius Agrippa, Trithemius, Aegidius von Rom, Johannes Hagem de Indagine, Marſilius Ficinus, die Minoriten Petrus Galatinus, Franz Georgius, und andre mehr. Es wäre die elendeſte Eitelkeit, wenn ich meinen Saz mit langen Anführungen belegen wollte. Doch muß ich einige Stellen anführen, um zu zeigen, wie die alten Roſenkreuzer dachten: wie weit aber die mancherlei neuere davon abgewichen, wiſſen ſie ſelbſt am beſten: Es ſagen nämlich Alexander von Süchten und der Herausgeber des Echo der Fraternitæt des löblichen Ordens R. C. einer der früheſten und echten Roſenkreuzerſchriften *): „Dieſelbe

*) Echo der von Gott hocherleuchteten Fraternitæt deß löblichen Ordens R. C. das iſt: Exemplariſcher Beweiß, das nicht allein dasjenige was itzt in der Fama und Confeſſion der Fraternitet R. C. außgebotten, müglich und war ſey, ſondern ſchon für neunzehn und mer Jaren ſolche Magnalia Dei etzlichen Gottesfürchtigen Leuten, mitgetheilet geweſen, und von ihren Privatſchrifften depraediciret worden,

„ſelbe Offenbarung, welche die Cabala das iſt zu „Latein receptio und der glaube behalten, hat her„nach andere die Magiam die Weißheit Gottes den „Schöpffer und das Geſchöpff rechtſchaffen erkennen „gelehrt, und das in ſeinem verfinſterten Verſtan„de der Genaden gezeiget. Iſt dieſelbe art, auf „welche Adam ſeine Nachkommen gelehret und das „A b c Himmels und der Erden, wie es im Gott „nach dem Fall wiederumb aus Genaden eröffnet „und genenet, außgeleget hat. Denn je neher der „Menſch der Schöpffunge und per Conſequens „ſolcher Cabaliſchen inſtitution geweſen, je ver„ſtendiger und ſinnreicher er geweſen iſt: Hergegen „je weiter er darvon kommen, je unverſtendiger er „geworden.“ Das alſo war der erſte Zweck. Weit deutlicher und umſtändlicher handelt die ganze zwote Vorrede zu dem genannten Echo hievon, und ich will einiges ausziehen, weil es dem Verſtändigen ein Licht auf den Geiſt der Geſellſchaft wirft *). „Die-

den, wie deſſen ein fürtrefflich magiſch Scriptum und Tractätlein der Hochlöbl. Fraternitet R. C. dediciret und offentlich durch den Druck evulgiret wird. Erſtlich gedruckt zu Danzig, bey Andreä Hünefeldts, Anno 1616. 8. 1te Vorrede, S. 14. Im Druck hat dieſe Vorrede keine Seitenzahl, ich habe aber nachgezählt.

*) Blatt 6. andere Seite u. f.

„Dieses höheste, thewreste, allerbeste und wehrteste „Kleinot dieser übertrefflichsten Kunst (die rechte „Magia) kömpt nun alles allein von Gott „dem Herrn selbst her, derselbe hat solches von an„fang der Welt, ja bißweilen etzlichen wenigen „Gottesleuten, die sich mit gebührendem Erser, „ernst und höchster begierde drumb bemühet und an„genommen, comunicirt und mitgetheilet, dann „oben haben wir erwehnet, das des Noah sein elte„ster Sohn, Sem, die erste Schule angerichtet, „drinnen neben andern doctrinis, auch der weg „wie man zur weißheit Gottes kommen kan oder „soll, gelehret worden u. s. w." Hierauf erzält er: Gott der Herr habe dem Esdra befohlen „er „sollte die 70 Bücher, drinn die Quelle des Ver„standes und der Brunne der Weisheit begriffen „niemand anders, dann allein den Weisen unter „dem Volk communiciren." Mit dem Priester Zacharias und dem alten Simeon aber habe die Kunst der göttlichen Weißheit im alten Testament aufgehört. Nun kömmt ein wichtiger Punkt: wir erfahren ihren Meister, wie ich wenigstens es erkläre. „Möchte aber allhier einer fragen und sagen: „Lieget nun diese hohe Kunst der göttlichen Weiß„heit sind der zeit das newe Testament angangen, „ganz und gar darnieder? Mit nichten nicht, son„dern sie ist zugleich mit dem newen Testament erst

„recht angangen, dann als der Herr Chriſtus auff „dieſer Welt ſo weit zu Jahren kommen, das er „in ſein Ampt getreten, Diſcipul und Lehrſchüler „angenommen, hat er . . . . unter ſolchen ſeinen „Diſcipulen eine newe Magiſche Schule und Col„legium angerichtet" wo er ſie in den verſchiedenen Stuffen und Arten der Weisheit unterrichtet: den Weg zur göttlichen Weisheit aber hätten dieſe Jünger „als ihnen von irem Lehrmeiſter dem Herrn „Chriſto zum ernſtlichſten war eingebunden worden, „verborgener und verdeckter weiſe beſchrieben, in „welchen vor den andren der Evangeliſt und Apoſtel „Johannes, ſowol auch ſonderlich der Apoſtel Pau„lus fürtrefflich geweſen." Paulus habe ebenfalls die groſen *Myſteria* und Geheimniſſe nach dem Beiſpiel ſeines Herrn nicht allen, ſondern nur „ſeinen ſonderbahren und zum ſtudio der Göttli„chen Weißheit abgerichteten Diſcipuln außführlich „erklärt." Zur Beförderung dieſer Kunſt ermahnet dann der Vorredner weiter und ermahnt ſein Publikum auf Errichtung ſolcher Collegien bedacht zu ſeyn. In dem Echo ſelbſt werden die Eingeweihte Diſcipuli Magiæ cœleſtis genannt, eine Benennung die andre Secten in Illuminati und dergleichen verwandelt haben. Daß aber obiges nicht Stimme eines einzelen, ſondern allgemeiner Zweck der Geſellſchaft geweſen, erhellt in der Kürze

genug

genug aus der Aufſchrift, die Andreas Libavius ſeinem 1616. über dieſelbe geſchriebenen Werke gegeben hat. Sie lautet nämlich alſo: Wolmeinendes Bedenken von der Fama und Confeſſion der Bruderſchaft deß Roſen Creuzes, eine Universal Reformation und Umbkehrung der ganzen Welt vor dem jüngſten Tag, zu einem jrrdiſchen Paradeyß, wie es Adam vor dem Fall inne gehabt und Reſtitution aller Künſte und Weißheit, als Adam nach dem Fall, Enoch, Salomon ꝛc. gehabt haben, betreffent. u. ſ. w. Libavius war freilich kein Roſenkreuzer; allein was thut das zur Sache?

So hätten wir nun den Gegenſtand, worüber tauſend Träumer einzeln und in Geſellſchaft gebrütet haben und noch brüten. Ihre Weisheit haben ſie in Hieroglyphen und kabbaliſtiſche Zeichen eingehüllt: und die Säulen Jachin und Boas davor gepflanzet, daurende Denkmäler der menſchlichen —

2) Chiliaſten und andre myſtiſche Schwärmer fanden gleichermaſen in der Offenbarung Johannis und andern bibliſchen Schriften Geheimniſſe, und beſonders Ankündigungen einer nahen Weltveränderung. Und dieſer Wahn iſt es hauptſächlich, der unſre weltverbeſſernde Orden zunächſt erzeugte:

nicht nur Theologen, ſondern auch Aerzte ſuchten aus mancherlei Gründen jene Aenderungen zu bewirken, und ſo entſtanden die geheimen Geſellſchaften, wovon nachher ein weiteres. Unter allen Weſen und Geſtalten ſchienen jenen Schwärmern keine vielbedeutender und geheimnißvoller, als — Roſen und Kreuze. Auch nahmen ſie, wo nicht zu Ende des 16ten, doch unwiderſprechlich gleich zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, lange vor Erſcheinung der Fama fraternitatis, Chymiſchen Hochzeit und dergl. von dieſen geheimnißvollen Dingen den Namen an. Ein Theil derſelben ſchlug zur Enträthſelung jener Geheimniſſe einen neuen Weg ein, und welchen? eine myſtiſche Arithmetik. Alles dieß erhellt augenſcheinlich aus einem ungedruckten Werke, wovon bereits Melchior Fiſchlin *) eine kurze aber unzulängliche Nachricht gab. Der Verfaſſer iſt Simon Studion, ein wenig bekannter Mann, von dem ich mit groſer Mühe nur einige Lebensumſtände erfahren konnte. Er ward nämlich 1543. zu Urach einem Städtchen in Wirtemberg gebohren **), gieng nach Tübingen und magiſtrir-

*) Memoria Theolog. Wirtemberg. Supplement. p. 204. & 205. Von den Lebensumſtänden, die ich anführe, hat er ebenfalls nur einiges.

**) Mſt. Procœmium p. 125. Von dieſem Jahre und ſeiner eignen Perſon weiß er gar viel Myſtiſches.

Univ. Bibl. München

giſtrirte dort im Jahr 1565. unter Martin Cruſius *). Bald hernach kam er als Präceptor in das Städtchen Marbach unweit Ludwigsburg. Hier beſchäfftigte er ſich unter andern mit Aufſuchung der alten ſchäzbaren Steine und Denkmäler, die gegenwärtig auf der Bibliothek in Stutgart ſtehen ſollen **), und die Hr. Regierungsrath Sattler beſchrieben hat. Er kam wegen ſeiner myſtiſchen Arbeiten in Nöthen und ward wegen kezeriſcher Neuerungen in allerlei Händel verwickelt. Uebrigens lebte er noch als Präceptor im Jahr 1604. da er ſeine neue Meßkunſt vollendete. Es hat dieſes

*) Stolls Sammlung aller Magiſter-Promotionen zu Tübingen (Stutgart 1756.) S. 28.

**) Beſchreibung der alten heidniſchen Schriften und Bildern im Wirtembergiſchen groſen Luſthaus zu Stutgart (Stutgart 1695. 4.) S. 10. „die alte heidniſchen Stein . . . ſind alle in dem Würtenb. „Land geſunden meiſtens von M. Simon Studion, „einem Schulmeiſter zu Marpach mit großem Fleiß „auffgeſucht, Hrn. Herzog Ludwig ums J. 1583. „angezeigt, beſchrieben, nach Stuttgart geführt „und in die 4 Thürn an dem großen Luſthaus ge„ſezt worden.“ Nach dem was S. 18. 24. und weiter vorkommt, muß er eine Beſchreibung dieſer Römiſchen Steine verfaßt haben: ob ſie aber gedruckt worden, konnt ich nicht erfahren, ungeachtet ich deswegen nach Stutgart geſchrieben habe.

ſeltſame Werk folgende Aufſchrift: NAOMETRIA, ſeu nuda & prima Libri intus & foris ſcripti per clavum Davidis & calamum Virgæ ſimilem apertio: in quo non tantum ad cognoſcenda tam S. Scripturæ totius: quam naturæ quoque univerſæ myſteria brevis ſit introductio: Verum etiam Prognoſticus (Stellæ illius matutinæ anno Domini 1572. conſpectæ, ductu) demonſtratur Adventus ille Chriſti ante Diem noviſſimum *ſecundus*, per quem, homine peccati, Papa, cum filio ſuo perditionis Mahometo, divinitus devaſtato, ipſe Eccleſiam ſuam & principatus mundi reſtaurabit ut in iis poſthac ſit cum Ovili paſtor unus. In *cruciferæ militiæ* Evangelicæ gratiam. Authore Simone Studione inter Scorpiones. Pars prior. Interlocutores Nathanael, Cleophas. Anno 1604. Pars poſterior. Beede Theile, in 4. eng geſchrieben, enthalten 1790 Seiten ohne das Proœmium oder die Zuſchrift an den Wirtembergiſchen Herzog Friederich, welche 205 Seiten ſtark iſt. Hinten iſt noch angehängt: Hieroglyphicus Simonis Studionis Verſus de Chriſtiana & fatali ſubequeſtris Ordinis titulo duorum Sereniſſimorum heroum, primum Heinrici IV. Navarræ & Franciæ: deinde Jacobi Angliæ Regum, cum D. D. Friderico

Duce

Duce Wirtemb. inita conſœderatione à Johanne Brauhart ſcholæ Marpachianæ collega ſex vocum cantu, gratulationis loco concinnati.

Das Ganze iſt ein verwirrtes Gewebe von den ungereimteſten myſtiſchen Ausrechnungen mit vielen Sinnbildern und Figuren ausgeziert, auf deren Entzifferung ich aber keine Zeile verwenden will. Was der Davidiſche Zauberſchlüſſel ſey, erklärt er gleich anfangs, indem S. 2. einer der Unterredner frägt: Quid eſt Clavis David? Eſt menſuratio, antwortet der andre, ſeu dimenſio omnium, non tam eorum quæ in S. Scripturæ quam eorum etiam quæ in rerum univerſitate, ſeu in naturæ myſteriis à condito mundo usque ad ejus finem includuntur: Fit autem ea dimenſio per calamum ſimilem virgæ quem ſibi datum eſſe, ut metiretur templum Dei & altare & adorantes in eo ipſe Johannes Apoſtolus de ſeſe conteſtatur. Auf die Frage aber: quidnam aperitur per eam clavem? folgt die Erklärung: Liber intus & foris ſcriptus: de quo D. Johannes prædicans: Et vidi, ait, in dextra ſedentis ſupra thronum Librum ſcriptum intus & foris ſignatum ſigillis ſeptem &c. Echte und urſprüngliche Roſenkreuzerweisheit! Mit dem Geheimnißreichen und Vor-

bedeutungsvollen der Roſe füllt er viele Blätter an und zieht S. 1673. lange dunkle Weiſſagungen daraus. Auch von dem Cruce, den Cruceſignatis und dem Myſterio derſelben weiß er ſo vieles, daß allein in der Innhaltstafel 2½ Columnen damit überſchrieben ſind. Im Jahr 1502. ſagt er S. 1177. ſeien in dem Wirtembergiſchen Städtchen Herrenberg, (Valentin Andreä's Geburtsort) Kreuze auf die Leute gefallen, deren er verſchiedene mit Namen anführt: auch ſeyen alle die Werkzeuge erſchienen, mit denen Chriſtus gekreuziget worden. Noch merkwürdiger aber ſcheint mir das, was er an einem Orte bemerkt: es hätten nämlich die Cruceſignati eine Verſammlung zu Lüneburg gehalten, und zwar im Jahr 1586. welches gleichſam der Grund der evangeliſchen Verbrüderung ſey.

Augenſcheinlich bezieht ſich manches hievon auf den Pabſt und die Beſtrebungen der Proteſtanten gegen denſelben; und man muß es nicht eben auf den Orden deuten: aber was er von der Erneurung der Erde und der allgemeinen Reformation S. 1297. und 1298. ſchreibt, das iſt ganz im Geiſte der Roſenkreuzer und giebt uns wichtige Aufſchlüſſe. Es wird ein Wiederherſteller der Erde kommen, verkündigt er, und die Inſignien des neuen Reichs werden mit einem Kreuze bezeichnet ſeyn.

ſeyn. In einer Erſcheinung, ſagt er, ſey dieſes offenbart worden, und fähret alſo fort: His auditis horridus nos corripuit terror & tremore membra diriguere. Omnibus autem deinde intendentes ingenii ac animi nervis annitebamur, ut mandatis Dei attemperaretur & effectus daretur. Ideoque Concilium - - (Hier ſind wenigſtens 4 Worte, gewiß mit Fleiß abgerieben, ſo daß man ſchlechterdings nichts mehr erkennen kann als habendum) - - conſcribebamus Conſtantiam: Capita vero & primates omnes (miſerum) ordini divino reluctati ſunt pertinaciſſime: indignum ſane his hominibus facinus. Uebrigens iſt faſt alles mit dunkeln Anziehungen einiger Schriftſteller, mit apokalyptiſchen Berechnungen und dergleichen ſo verwirrt gemacht, daß man oft keinen Weg und kein Ziel ſehen kann.

Sehr wahrſcheinlich waren dieſe Neumeſſer oder Naometræ eine eigne wiewol verbundne Sekte. Tobias Heſſus ward auch für einen gehalten *),

*) Tobiæ Heſſi Immortalitas in Memorial. benevolent. p. 63. At hic calumnia tripudiare, hic jactare ſe illa & quæ in Chymico nequicquam dentes impreſſerat, nunc *Naometram* nunc Chiliaſten, nunc Somniatorem deprehendiſſe, ovans.

und darum fürchtete ſich ſein Freund, Valentin Andreä, ihm öffentlich eine Lobrede zu ſezen *). Daß ſie aber ein Zweig der Roſenkreuzer oder eine Art derſelben waren, iſt gewiß. Johann Heidon, ein Mitglied der Geſellſchaft in England, ſchrieb Infallibilia axiomata Fratrum Roſeæ Crucis, cognoſcendi præterita, præſentia & futura; und hierinn iſt ebenfalls von nichts die Rede, als ſolchen myſtiſchen Berechnungen, von der Zauberkraft der Zahlen und dergleichen naometriſchen Poſſen **).

3) Zu dieſen Verbeſſerungsverſuchen trugen andernſeits die Aerzte und Chemiker eben ſo viel, ja vielleicht das meiſte bei. Es iſt ein groſer Beweis von grober Unwiſſenheit, wenn man alle ſogenannte Paracelſiſten verachtet und das Kind, um ſo zu ſagen, mit dem Bade ausſchüttet, wie es unſere neueren Schreiber thun, indem einer dem andern ohne Unterſuchung alles nachſchwäzt und nur die Schimpf-

*) Ich ſage dieß in Rückſicht auf den Hercules Chriſtianus, wovon Andreä Vita Mſt. ſub anno: 1614. quo (ſc. libro) Tobiam Heſſum, quem palam laudare non licebat, per involucra expreſſi.

**) Ich kenne die Schrift nur aus Morhofs Polyhiſtor Lib. 1. cap. 13. pag. 131.

Schimpfworte ändert. Jene Männer waren es hauptsächlich, welche das Mangelhafte in den Wissenschaften besonders der Naturkunde nicht nur lebhaft fühlten, sondern auch strebten dem Uebel zu steuren; zum Theil zwar aus Goldbegierde, aber gewiß zugleich auch aus verdienstvollem Eifer die Erkenntnis zu befördern. Mehrere vereinigten sich zu diesen Zwecken nicht allein in kleine geheime Gesellschaften; sie suchten gröfere Anstalten zu bewirken, um eine allgemeine Verbesserung zu Stande zu bringen. Alles dieß bezeugten die Schriften eines Arztes, dessen aber die neuere hieher gehörigen Werke mit keinem Worte gedenken. Es ist dieß Oswald Crollius von Geburt ein Hesse, lange Zeit auf Reisen, und bereits 1608. Leibarzt des Fürsten Christian von Anhalt-Bernburg. Dieser schrieb im genannten Jahre *), man merke dieß, seine Basilica nova chymica, welcher er eine sehr lesenswürdige Præfatio admonitoria voranschickte, worinn er den traurigen Zustand der Naturkunde, und die Unwissenheit und Tollheit der falschen Paracelsisten schildert. Hierinn läßt er auch S. 58. einige Worte fallen, die uns vieles vermuthen lassen:

*) So ist die Zuschrift unterschrieben. Die erste Ausgabe erschien 1609.; diejenige aber, die ich vor mir habe, Francofurti imp. Godefridi Tampachii s. a.

ſen: Sed Altiſſimus, (ſagt er, nachdem er ſeine Klagen ausgeſchüttet) his quoque dabit ſuo tempore Finem: & ſpero ſaventibus ſuperis futurum *brevi*, ut Deus aliqua excitet ingenia quæ *Veritatem in ſcientiis & facultatibus* (ſi quidem Inventio Artium nondum attigit ultimum finem) in lucem proferant, zizaniam ſcientiarum eradicent & deceptiones ac errores Scholaſticorum refutent *non verbis, ſed factis*, non Syllogiſmis *ſed re ipſa*. Quando enim Perfectum venerit, appropinquante *Renovationis* & *Regenerationis* tempore, omne Imperfectum neceſſario cadet &c. Abermals Beſtätigung, daß hauptſächlich chiliaſtiſche Ideen der Roſenkreuzeriſchen Generalreformation zu Grunde lagen, und vielleicht daß man ſchon längſt im Stillen darauf ſann. Wenigſtens deutet Andreas Libavius in ſeinem angeführten Bedenken S. 3. dieſe Stelle, die er aber ganz unbeſtimmt citirt, ebenfalls dahin, als ſey ſie eine Verkündigung des Ordens, wie ich erſt nachher gefunden, als ich ſie ſchon für mich ſo erklärt hatte.

4) Wir Sterblichen bleiben ſelten feſten Fuſſes am Markſteine der menſchlichen Sphäre ſtehen; entweder laſſen wir uns fortreiſſen in das zauberhafte Reich der Träume, oder wir ſchwanken hinun-

ter

ter in Chaotiſche Nacht. So war es mit unſern kabbaliſtiſchen Weiſen: was Wunders daß ſie zu Schwärmern wurden und wiederum ähnliche Schwärmer gebaren, die noch izt leben? Doch iſt es eben ſo wahr, und ich bekenne es mit Freuden, daß ſie auch auf dieſem Weg zur Unterſuchung der Natur geleitet wurden, ob ſie gleich in den dunkleren Gegenden meiſtens auf Offenbarung und Träume zurückſanken. Oswald Crollius, in manchen Dingen ein ganz verirrter Kabbaliſt, bezeugt es wiederum, und der erſte Vorredner zu dem Echo, wenn er alſo ſchreibt *): „Weil er (der Menſch) „aber gleichwol durch die Cabalam und tradition „ſo viel behalten das der Schöpffer am beſten auß „ſeinem Geſchöpffe zu erkennen were, auch wie ſolch „erkennen zugehen ſollte, noch etzlicher maſſen, obwohl ſehr tunkel, ein Gedächtniß hette: Nam er „ihm für die große Welt, ſahe wie auß einem kleinen Körnlein, ein großer Baum herfürwechſet. „Dachte bey ihme daraus weiter daß die Welt, ehe „ſie daß, daß ſie ietzo iſt, muß ein anders geweſen „ſein, auß welchem das, ſo ietzo für Augen ligt, „auffgewachſen iſt, betrachtete alſo auch, daß das „Körnlein, darauß der Baum wechſt, von anfang „ein ſolch Körnlein nit geweſen ſey, ſondern muſte

„etwas

*) S. 14. und 15. wenn man zählt.

„etwas anders geweſen ſeyn, dann das es nun „were.“ Aehnliche und noch mehr beſtärkende Stellen ſind unzählich.

* * *

Wo bleiben nun die Meinungen, Valentin Andreä ſey der Roſenkreuzenſtifter? In der That, ich kann meine Verwunderung über das Flüchtige der neueren Unterſuchungen nicht bergen. Morhof ſagte doch bereits im Jahr 1688. Fuere non priſcis tantum ſeculis collegia talia occulta, ſed & *ſuperiori ſeculo* (XVI. ſcil.) *de Fraternitate Roſeæ crucis fama percrebuit* *). Und dieſer Mann verdiente doch wenigſtens, daß man auf ſein Wort nachgeſpürt hätte. Wer übrigens der groſe Ahnherr ſey, kann und will ich nicht beſtimmen. Nur einige Meinungen will ich berühren. Verſchiedene Schriftſteller halten den bekannten Phantaſten Aegidius Gutmann davor. Der zweite Vorredner zur Echo (Blatt 12. und 13.) ſagt aber nur; und das

*) Polyhiſtor. ad 1. pag. 131. Moller und Albert Fabricius ſind bei der neuen Ausgabe Lubecæ 1732. ſehr flüchtig zu Werke gegangen, denn ſie lieſſen, ohne eine Erinnerung beizuſezen, die Stelle von Wort zu Wort ſtehen. Man könnte alſo glauben, jenes ſuperius beziehe ſich auf das 17te Jahrhundert.

das mit Recht: er ſey eins der Magnalium Dei, die ſchon vor 19 und mehr Jahren, von 1616. an zu rechnen, Roſenkreuzeriſch erleuchtet geweſen ſeyen; und ſein Buch ſey „umb etliche tauſend Cro„nen zu erkauffen gewißlich nicht zu thewer geweſen.“ Johann Heinrich Heidegger behauptet hingegen in Hiſtoria vitæ Joh. Lud. Fabricii: ein Mathematiker zu Hamburg, Namens Jung, habe die Secte geſtiftet, und die Fama fraternitatis geſchrieben *). Mir dünkt es in der That eine unfruchtbare Unterſuchung, dem Stifter oder vielmehr Anfänger nachzuſpüren: denn man ſieht, daß die Secte aus der allgemeinen Denkart jener Zeit nothwendig flieſſen mußte; aber einen andern wichtigen Umſtand, den Urſprung der Reformation betreffend, muß ich hier erörtern. Ac-

*) Das Werk ſelbſt konnt' ich nicht auftreiben. Ich weiß dieß nur aus dem Auszug in den Actis Erudit. Lipſ. 1698. pag. 172. Fuit vir ille (Joh. Fabricius) litteris ſic ſatis excultus, quique ut Fabricius noſter (natus 1632.) familiari in ſermone retulit, adverſus Roſeæ Crucis Fratres calami quoque telum ſtrinxit, cujus quidem Sectæ auctorem fuiſſe Jungium mathematicam Hamburgi profeſſum, eumque librum cui titulus eſt, Fama Fratrum Roſeæ Crucis cudiſſe, pariter ex ore Secretarii Heidelbergenſis, rei illius conſcii, confirmavit.

Arnold und andere, ſelbſt die Herren Nikolai und Herder, legen dieſe berufene Schrift Valentin Andreä bei. Mich beruhigten ihre Gründe, von Aehnlichkeit der Sprache, der Denkart und des Innhalts hergenommen, ganz und gar nicht. Vielmehr ließ mich des frommen Andreä's Ehrlichkeit, der in ſeinem ungedruckten Leben kein Wort davon ſagt, während er dennoch ſich als den Verfaſſer der Chymiſchen Hochzeit bekannte, an der Wahrheit der Sache ſehr zweifeln. Nicht einmal ein Zeitgenoß, und Andreä hatte doch ſo viele Feinde und Auflaurer, ſchreiben ſie ihm zu; ja, man hielt die ganze Schrift einige Jahre nach ihrer Erſcheinung für eine geſtohlene Ueberſezung aus einem Italiäniſchen Werke des Trajano Boccalini, eines zu Tode geprügelten Wizlings. Ich geſteh' es, bei dieſem Funde ſtieg ein ſonderbares Gefühl in mir auf; der nähere Urſprung aller heutigen Orden wäre alſo ſo glanzlos, ſo belächelnswerth! zum Glück konnte ich der Sache in dieſem Punct etwas auf den Grund kommen. Ich las Th. Campanellæ de Monarchia hiſpanica Diſcurſus. Hardervici 1640. und fand obiges S. 398. und 399. im Anhang; ich erinnerte mich ſogleich, daß bereits im Jahr 1620. eine teutſche Ueberſezung dieſer Schrift noch vor dem Urſtück erſchienen. Allein hier fand ich keinen Anhang. Ich erhielt aber aus der

Bücher-

Bücherſammlung eines Kammergerichts-Aſſeſſor die andre Ausgabe des Werks *), worinn der Anhang ſteht. Begierig warf ich mich darüber her, verſchlang die Bemerkungen über die mancherlei Thoren des Zeitalters und fand S. 48. folgende Stelle: „Daß auch die ganze Chriſtenheit mit „ſolchen Köpffen (Reformationsnarren und dergl.) „hin und wieder überhäufft, gibt überflüſſig die ge„nannte Fraternitas Roſeæ Crucis zu erkennen. „Dann als ſolches Phantaſma kaum außgeſchloſ„ſen, ungeacht auch deren Fama und Confeſſio „in vielen unterſchiedlichen Orten klärlich bezeuget, „das dieſes allein ein luſus ingenii nimium la„ſcivien-

*) Thomas Campanella von der Spaniſchen Monarchy. Erſt und ander Theyl u. ſ. w. Im Jahr 1623. 4. Der Anhang hat ſeine beſondere Seitenzahl. Wahrſcheinlich waren die teutſchen Herausgeber Tobias Adam und Bünau, welche bereits 1617. ſeinen Prodromum Philoſophiæ inſtaurandæ herausgegeben. oder wenigſtens waren es Leute die das Werk von dieſen Reiſenden bekommen hatten. Campanella hatte alſo auch vermuthlich den Tractat von der Spaniſchen Monarchie ſchon vor 1616. geſchrieben. Man darf es ſchlieſſen aus dem, was Clement Bibliotheque hiſtor. & critique Tom. VI. p. 153. nota 92. berichtet.

„scivientis: Weil jedoch darin ein Hoffnung sol„cher general Reformation gemacht und von vie„len seltsamen Künsten, von theils lächerlich, theils „ungläublichen Sachen, anregung gethon worden: „haben sich in allen Landen, auch sehr gelehrt und „fromme Leut damit so serr äffen lassen, daß sie „ihre Dienste und ihren guten Willen, etwann mit „Benenung ihrer Namen, angebotten: Etwan sol„chen verschwigen und beständig dafür gehalten es „werden diese Fratres (welches sonst auch bei den „Alten Propheten nicht vast bräuchig geweßt) den „Namen und Ort solcher gutwilligen Clienten, in „dem Speculo Salomonis oder durch andre Mit„tel unschwer errahten können. Ja es seynd ihrer „etlich so thorecht geweßt, daß sie die, der Famæ „beygetruckten *Reformation* der ganzen Welt, „so deß *Trajani Boccalini* ist und auß seinem „welschen *Parnasso*, von Wort zu Wort „übergesezt worden, für ein sonder hohes My„sterium gehalten und Chymice außgelegt, als „wann die Kunst des Goldmachens unter selbiger „narration verwickelt were, welches doch dem „Auctori ohnfehlbar niemal in Sinn kommen."

Wer gieng dieser Spur begieriger nach als ich? Der unglückliche Predigermönch, dacht' ich, der noch 1623. im Gefängniß zu Neapel lag, wird doch

doch ſchwerlich dieſen Diebſtahl erdichtet haben? Oder wie ſollten ſich die Teutſchen, die auf ihrer Rückreiſe von Jeruſalem ihn daſelbſt beſuchten, und ſeine Schrift in ihrem Lande bekannt machten *), ohne Grund erkühnt haben ein ſolches Vorgeben unter ein von Roſenkreuzern wimmelndes Publikum auszuſtreuen? Alſo lief ich in die Bibliothek meiner Freunde; aber leider nirgends die Ragguagli di Parnaſſo, bis man mir endlich zu meiner herzlichſten Freude folgendes Werk zuſendete: La Bilancia politica o ſia tutte le opere di Trajano Boccalini **). In dem dritten deſſelben ſtehen des Verfaſſers Lettere politiche & hiſtoriche, in deren einigen er einen vollſtändigen Auszug aus den Raguagli mittheilt. Und hier entdeckte ich ***) dann, daß die Generalreformation wirklich eine wörtliche Ueberſezung des LXXVII. Raguaglio iſt. Man leſe dieſen Auszug, vergleiche ihn mit der Generalreformation und — lache! Nel Raguaglio LXXVII. Si moſtrano varii vitii, e difetti che ſi trovano nel Mondo, alla riforma de' quali

*) Man ſehe die Anmerk. 15.

**) Caſtellana 1678. 4. Der 2te Theil iſt von dem Wirtembergiſchen Rathe Ludwig du May; der 3te von Georg Leti beſorgt worden.

***) Parte terza, pag. 219. & 220.

dovrebbono impiegarſi i Letterati & in fatti molti diſſero nella preſenza d' Apollo il ſuo ſentimento ſopra queſta materia & il primo fu *Talete*, che diſſe, ſtar' il vero medicamento de' preſenti mali nella riſolutione di conſtringere gli Huomini à vivere con ſchietezza d' animo e con ſemplicità di cuore: Solone ancor lui ſoggiunſe nella Congregatione che ſopra ciò ſi fece in preſenza d' Apollo, che tutti dovevano impiegar le loro forze, per levar le occaſioni degli odii, che in queſti tempi regna nel cuore degli Huomini, che ſi potrebbe fare col torre il mio & il tuo, che cauſa la ſparità anchè tra proſſimi, dividendoſi in modo le facoltà che ogni uno foſſe per haverne uguale portione, à che s' oppoſe Seneca col dire, che minore ſarebbe ſtato il male di laſciar caminare il Mondo al ſuo paſſo, perche con queſta diviſione s' havrebbe introdutto un' altro diſordine grandiſſimo che à Ghiottoni ne ſarebbe toccata troppo gran parte & a Galant' huomini troppo poca: *Cleobolo* ſoggiunſe poi che per unire il Mondo in una comune fraternità conveniva bandire il ferro, e non già l' oro ſecondo haveva ſtimato *Chilone*, mentre l' oro & l' argento ſervivano all' uſo deſtinato da Dio di eſſer miſura di tutte le coſe & al contrario il ferro ch'era Stato creato dalla natura per fabricare i vomeri, le vanghe, le zappe e gli altri Stromenti neceſſari per coltivar la terra, la malitia e crudeltà humana, l' adoperavano per far ſpade, pugnali & altri Iſtromenti di morte: *Pittaco* diſſe, che per riformare il Mondo conveniva obligar gli Huomini à caminare nelle dignitati per la ſtrada del meri-

merito & delle virtu, e non già di tante vie incerte, ſcelerate & inique, a che contradiſſe *Periandro*, con l'opinione che gli Huomini che ſalivano alle dignità per merito, e non per gratia del Prencipe, divenivano coſi ambitioſi di loro ſteſſi, che non volevano nè meno ringratiarne il Prencipe iſteſſo, di modo che maggior beneficio ſi poteva ſperar da quelli che privi della pretentione d' ogni merito proprio, riconoſcevano ogni loro fortuna dalla mera liberalità del Prencipe: *Biante* parlò poi, e diſſe che per riformare il Mondo, baſtava violentar le nationi à viverſene ciaſcuna nel ſuo proprio paeſe, cioè i Franceſi in Francia, gli Spagnoli in Spagna, e coſi per Conſequenza le altre dove erano ſtate poſte dalla natura, bruciando quella ſentenza inventata da Prencipi *divide & impera*. *Cleobulo* s'introduſſe à parlare, e portò il ſun parere in brevi Parole col dire che la riforma del Mondo ſtava poſta in queſte poche parole *Premiare il buoni e punire i ſcelerati*, in Somma non vi mancarono diverſe altre opinioni e trà le altre una di *Catone* che riuſci ridicola, mentre diſſe, che non vi era altra Riforma ſe non quella di levar via dal Mondo le Donne, baſtà che fu conchiuſo che *vitia erunt, donec homines*, e in queſto modo ſi vive con manco male, piu che col bene e che la ſomma prudenza humana tutta ſtà poſta nell' haver ingegno da ſaper fare la difficile riſolutione, di laſciar queſto Mondo come altri hanno trovato.

Wer kann nun den vollkommenſten Gleichlaut läugnen? Aber es ſind noch einige Schwierigkeiten

zu heben. Die Bibliotheca Italiana *) und der Catalogus Bibliothecæ Caſinatenſis **) haben von den Ragguagli keine frühere Ausgabe als von 1624.; und doch erſchienen, wie man ſagt, die Fama und Reformation bereits 1614.? Allein es darf uns nicht in Verlegenheit ſezen. Wie hätten Campanella oder die Herausgeber dieſen Diebſtahl wenigſtens ein Jahr vor der Erſcheinung des Werks behaupten können, wenn die erſte Ausgabe von 1624. wäre? Und endlich, wie hätte Boccalini dieſes Raguaglio nach dem Reformationsſpaſſe ſchreiben können, da er bereits 1613. Todes verfahren iſt ***)?

So lägen dann die Gebäude, die Hr. Nikolai und verſchiedene andere vor und nach ihm errichtet haben, bis auf wenige Nebenhäusgen ganz zu Boden. Es iſt meiner Denkart und meinem Alter nicht gemäß, mich vor der gelehrten Welt, wär es gleich aus einer Wolke, herumzubalgen, ſo ſtreitluſtig andre in meinem Falle auch ſeyn dürften; aber hier muß ich, wider meine Neigung, mich in einen Angriff einlaſſen, da ich von den verſchiedenen Roſen-

*) O ſia Notizia de' Libri rari nella Lingua Italiana. Venezia 1728. 4. Seite 148.

**) Romæ 1761. fol. Tom. 1. Art. Boccalini p. 702.

***) Bibl. Caſinat. ibid.

Roſenkreuzerſchriften kürzlich handeln will: Die Verwirrung, welche die Unbekanntſchaft mit dieſen Denkmälern und eine faſt unglaubliche Kritikloſigkeit in der Geſchichte dieſes und aller folgenden Orden veranlaßt hat, iſt zur Verwunderung groß. Der halbe Theil jener Schriften iſt offenbar dazu geſchrieben, um die neugierige leichtgläubige Welt an dem Narrenſaile herumzuführen. Daß es dieſen Spottvögeln ehmals damit gelungen, iſt nichts ſeltſames; aber daß ſie noch heutiges Tags nicht nur mit einer Menge Recenſenten, ſondern auch mit verſchiedenen Oberhäuptern ſolcher Geſellſchaften ihr loſes Spiel forttreiben können, das iſt in der That mehr als poſſirlich. Ich gehe nun zum Einzelnen; aber ohne mich lange aufhalten zu können.

1) Valentin Andreä's Chymiſche Hochzeit Chriſtiani Roſenkreuz iſt, der Zeit der Verfaſſung nach, das erſte Werk, welches den Tanz anfieng. Daß die Geſinnung, die er in ſeiner Lebensgeſchichte darüber äuſſert, ſein wahrer Ernſt ſey, erhellt nun zur Genüge aus meiner Entdeckung, daß die Reformation ebenfalls ein Poſſenſpiel iſt. So fallen nun die vermeinten Hauptſchriften und alles, was gleichermaſen von dem Hrn. Haſelmeier hinzugekommen iſt, zur Erröthung ſo vieler Geſchicht-

ſchreiber ganz hinweg. Hätte man nur die Ausſa-
gen ſo vieler gleichzeitigen Schriftſteller gekannt,
geſchweige unterſucht, ſo wäre dieſes lächerliche Ge-
webe nie geſponnen worden. So ſagt, um nur
ein Beiſpiel anzuführen, Menapius in einem Brie-
fe*): „O der Blindheit, gab er (ein Gelehrter von
Prag) mir zur Antwort. Der Auther Famæ
und Confeſſionis iſt mir ſehr wol bekannt, und
hat es nur zur Kurzweil und vexation gemacht,
„der Welt ſeltzame Urtheil und Cenſur, ihrem ge-
„brauch nach, darüber zu vernemen, auch was ſer-
„ners von *Irenæo Agnoſto* darauff erfolgt, iſt glei-
„cher meynung halben beſchehen. Wann nun dies
„ſem alſo iſt und ichs meinem guten Freund und
„Hoſpiti glauben muß, welchem das warſagen ſo
„natürlich, come all' acqua lo ſcendere al
„baſſo & al fuoco il ſalire in alto; als habe ich
„auch mit euch weiters in ungutem nichts zu ſchaf-
„ſen, welches ich euch hiemit ſchrifftlich andeuten
„und darneben bitten wöllen, den Einfältigen
„und Verführten zum beſten es ſelbſten durch
„ein öffentliches Tractätlein zu bekennen und die
„Leut dermal eins auß ihren verwirrten ſuſpicio-
„nibus und interpretamentis zu bringen. Sol-
„ches weil es an ihme ſelbſten billich und bey dem
gemei-

*) Portus Tranquillitatis. Appendix S. 42. und 43.

„gemeinen Mann ſowol, als den Gelehrten erbäw„lich u. ſ. w.

2) Alle Schriften von dem ſogenannten Notarius der Roſenkreuzer Irenæus Agnoſtus ſind Satyre. Der Spott oder vielmehr die Kurzweil iſt ſo plump, daß die wahre Abſicht einem jeden einleuchten muß, der da Augen hat, oder ſie nur aufthun will, welches leider bei unſern Schriftſtellern öfters nicht geſchieht. Ja, er ſelbſt und andre gleichzeitige Streiter geben es überlaut ſelbſt zu erkennen. Ich bin nicht der erſte, der dieſe handgreifliche Ironie eingeſehen, denn Joh. Georg Walch *) ſagte das nämliche ſchon längſt. Dennoch finde ich für gut ein Verzeichniß dieſer Agnoſtiſchen Späſſe hieher zu ſezen.

Clypeum Veritatis; das iſt kurze, jedoch gründliche Antwort reſpective, und Vertheidigung

*) Bibliotheca Theolog. ſelecta (Jenæ 1758.) Tom. 2. p. 101. Irenæus Agnoſtus, qui ſocietatem hanc ita adgreſſus eſt, ut ſimularet, ſe iſtam laudare ac defendere, re ipſa autem alios ab eadem abalienare adniteretur. Varia ſcripta edidit ſub nomine notarii cujusdam ſocietatis hujus, ut alios in perſuaſionem adduceret, iſta ab ipſis fratribus eſſe compoſita.

digung, auff alle und jede Schrifften und Miſſiven, welche an und wider die hochlöbliche, ſeelige Fraternitet des Roſencreutzes bißhero in offentlichen Truck gegeben und außgeſprengt worden. ꝛc. Anno MDCXVIII. 5 Bögen in 8. ohne Seitenzahl. Hinten ſteht: „Datum Thunis 1618. Irenæus Agnoſtus „C. W. ejusdem Fraternitatis per Ger„maniam indignus Notarius. Hierauf „Dodecas Epigrammatum ad Cal. Jan. „1615. Fratribus R. C. ſtrenæ loco à F. „G. Menapio transmiſſa.

* * *

Frater non Frater, das iſt Eine hochnothdürftige Verwarnung an die Gottſeelige, fromme Diſcipul der H. gebenedeyten Societet des Roſencreutzes, das ſie ſich für den falſchen Brüdern und Propheten fleiſſig vorſehen, ſo unter dem Namen und Denkmantel welermelter Geſellſchaft ad S. S. in der Welt herumb ſtreichen: neben andeutung gewißer kennzeichen und gemerk, dardurch ein falſcher von einem warhafften Roſencreutzer ohnfehlbar, und ſicherlich zu underſcheiden und abzunemen. Anno MDCXIX. 8. Wieder von Iren. Agn. unterſchrieben. Es folgt abermals Decas Epigram-

grammatum mit der Ueberſchrift: F. G. Menapius Fr. R. C. Sanam mentem.

Von dieſen Sinngedichten muß ich eins hieher ſezen.

Luciſugæ blattæ, tetræ ſine corpore vitæ
Quid ſunt? ſunt Lemures & Furiæ & Lamiæ.
Quid Frater Roſeus? Nihil eſt ac incola ſedis
Tartareæ, Frater turbidus Eumenidum.

Und wer ſoll nun fürder ſeinen Augen trauen, der in Clemms Amœn. in der Biographie Andreä's, und in Nicolais Verſuch 2. Theil. S. 180. und 204. dieſen Irenäus für einen wahren Roſenkreuzer ausgegeben ſieht?

Fons Gratiæ, d. i. Anzeyg, wenn derjenigen ſo von der Fraternitet deß R. C zu Mitbrüdern auffgenommen, vollige Erlöſung und perfection anfangen u. ſ. w. durch Dero unwürdigen Notar. Germ. Iren. Agnoſt. MDCXIX. 8. 37 S. Von S. 25. bis zu Ende ſtehen abermals Briefe und Epigramme von dem Erzfeinde der Roſ. Creuz. F. G. Menapiue.

Liber T. oder Portus Tranquillitatis, d. i. ein Bericht von dem höchſten Gut, welches diejenige, ſo vom Bapſtthumb abgewichen, und in den Orden und das Collegium des R. C.

R. C. aufgenommen worden u. ſ. w. bekommen haben u. ſ. w. durch Irenæum Agnoſtum, Anno MDCXX. 8. 55 S. In dem Anhang finden ſich Briefe von andern gegen die R. K.

Prodromus Fr. R. C. d. i. ein Vorgeſchmack und beyläufige Anzeig der groſſen und außführlichen Apologi gegen den Zanbrecher und Fabelprediger Hiſajam ſub Cruce u. ſ. w. durch Iren. Agn. Anno MDCXX. 6 Bögen in 8. ohne Seitenzahl.

Dieſer Irenäus ſchrieb ſonſt noch Tintinnabulum ſophorum; Theſaurus fidei; Speculum Conſtantiæ: epitome libri mundi: Fortalitium ſcientiæ: endliche Offenbarung des löblichen Ordens des Roſ. Creuzes und andere Schriftgen mehr, die ich hier wegen Weitläufigkeit nicht anführen darf.

3) Ironiſch ſind ferner:

„Einfältigs Antwortſchreiben an die Hocherleuchte Frat. des löblichen Ordens vom Roſencreutz: Auff ihre an die Gelehrten Europæ außgeſandte Famam & Confeſſ. &c. mit dem Motto: Pſal. 92. Herr wie ſind deine Werke ſo groß, deine Gedanken ſind ſo ſehr tieff,

„tieff, ein Thörichter glaubt das nicht, und „ein Narr achts nicht u. ſ. w. 1 Bogen in 8. „Am Ende ſteht 1617. N. H. L. Phil. & „Chiromed. Stud.

„Raptus Philoſophicus, d. i. Philoſophiſche „Offenbarungen ganz ſimpel und einfältig „geſtellet und an die Hoch-löbliche und be„rühmte Fraternitet R. C. unterthänig ge„ſchrieben durch Rodophilum Stauropho„rum ejusdem Sapientiſſ. atque divinitus „excitatæ Fraternit. S. S. Ord. R. C. in„dignum clientem; amore tamen peni„tus languentem, adeoque deſiderio ſum„me flagrantem. Anno MDCXIX. 8. „15 Seiten.

An dieſen Proben mag es für dieſesmal genügen. Ich frage jezt nur noch, blos zur Einflöſung eines Mißtrauens in unſere Schriftſteller, ſie ſeyen gleich berühmte und wirklich verdienſtreiche: was das heiſſe: was Hr. Nicolai im 1ten Th. ſeiner Geſchichte der Tempelherren S. 165. ſchreibt, und im 2ten ſo oft mit andern Worten wiederholt: „Keiner aber hat Roſenkreuzer von Roſenkreuzern unterſchieden. Unter allen, die ausführlich von den Roſenkreuzern und ihren Schriften gehandelt, ſind

findet ſich nicht ein einziger, dem man es anmerken kann, daß er die dahin gehörigen Schriften ſorgfältig geleſen und verglichen habe; vielmehr hat gewöhnlich einer dem andern ohne weitere Unterſuchung nachgeſchrieben. . . . Ich habe den größten Theil von J. V. Andreä Schriften und den größten Theil von den Roſenkreuzerſchriften geleſen u. ſ. w.?"

Doch welches iſt nun der wahre Urſprung dieſes Ordens, der die Freimäurer und alle folgende gebahr? Hier zieh ich den Vorhang für gegenwärtig zu. Im Allgemeinen hab ich die Entſtehung bereits oben entwickelt, und auf das Einzelne zu gehen verbieten Zeit und Umſtände. Nur muß ich das noch berühren, daß auch mitten unter jenem Lärm von öffentlichem Hohngelächter ſich einſichtsvolle Männer mit Ernſt an die Ausführung jener Entwürfe machten. Billig ſollte ich von denſelben handeln und ſie ebenfalls ſichten, da ein neuerer Kritiker von dem elenden Theophilus Schweighart Conſtantienſis ſo viel Weſens macht. Allein der Raum beſchränkt mich, und ich rede blos von dem Silentium poſt Clamores *), der erſten eigentlich ver-

*) h. e. Tractatus Apologeticus, quo cauſæ non ſolum clamorum ſeu Revelationum Fraternitatis Ger-

vernünftigen Roſenkreuzerſchrift. Es hat dieſelbe einen der merkwürdigſten Männer des Ordens zum Verfaſſer, nämlich Michael Maiern, der zu Ende des 16ten Jahrhunderts als Rath und Leibarzt zu dem Kaiſerlichen Goldmacher Rudolf II. nach Prag mußte; der wegen der Roſenkreuzerei nach England reißte, mit Robert Fludd Bekanntſchaft pflegte, eine Menge Chymiſcher, Theoſophiſcher und Roſenkreuzeriſcher Werke ſchrieb und 1622. in Magdeburg ſtarb *). Das Werk beſteht aus 20 Hauptſtücken, deren Kern ich ausziehe.

1) Die Natur ſey noch halb verſchleiert. Viele ihrer Erzeugungen und ihrer geheimen Wirkungsarten, beſonders die zur Arzneikunde zu wiſſen nöthig, ſeyen noch ganz verborgen.

2) Es

Germaniæ de R. C. ſed & Silentii, ſeu non redditæ ad ſingulorum vota reſponſionis, una cum malevolorum refutatione, traduntur & demonſtrantur, ſcriptis. Authore Michaele Maiero Imper. Conſiſtorii Comite, Eq. Ex. Phil. & Med. D. Francof. ap. Lucam Jennis. MDCXVII. 8. pp. 142.

*) Seine Lebensgeſchichte und das Verzeichniß ſeiner Schriften hab ich nirgends vollſtändiger angetroffen als in Molleri Cimbria litterata Tom. 2. pag. 376. ſeq.

2) Es fehle noch hauptſächlich an Verſuchen und Erfahrungen, denn unſre Sinnen allein könnten ja das Innre der Weſen und ihre Eigenſchaften nicht auffpüren. Ob man alſo den Roſenkreuzer, dieſen Indagatoribus ſcientiæ naturalis nicht vielen Dank ſchuldig ſey, daß ſie nun arbeiteten, um jenem wichtigen Mangel abzuhelfen? Ihre Geheimniſſe ſeyen keine andere als ſolche, die jeden der nur einigermaſen mit der Philoſophie bekannt wäre, anziehen müßten und ihn dahin vermögen, daß er dem Unbekannten nachforſche, das Entdeckte hingegen vervollkommne und ſo zum Nuzen anwende.

3) Das Hauptgeheimniß der Roſenkreuzer ſey eine Univerſalmedicin. (Unter Geheimniſſen aber verſtehe er keine thörichte Hirngeſpinnſte, ſondern aufgefaßte verborgne Naturkräfte) Ihre Geſellſchaft verbinde Theorie und Erfahrung, und treibe keine ohne die andere.

4) Dieſes Polychreſt läge in der Natur verborgen. Doch ſey es nicht ein einzelnes Mittel, mache auch die theoretiſche Arzneiwiſſenſchaft nicht entbehrlich. Man müſſe ja bekennen, daß aus den geringſten Steingen und Kräutern die nüzlichſten Arzneimittel könnten hervorgebracht; ja ſelbſt Gold könnte gemacht werden.

5) Wer

5) Wer an der Geſellſchaft zweifle oder ſie für ein Mährchen halte, der möge bedenken, daß ja auch die Griechen, Aegypter, Araber und andre Völker ſolche geheime Innungen gehabt hätten. (Hierüber breitet er ſich von S. 36—57. aus; entwickelt ihre Geſetze und bemerkt auch von den Aegyptern, daß ſie dadurch auf den Staat gewirkt hätten.)

6) Wie könne es alſo ungereimt ſcheinen, daß auch izt eine ſolche Geſellſchaft exiſtire? Es ſey kein Grund vorhanden zu glauben, daß nur die ältern Zeiten und nicht auch die neuere ſolche Geheimniſſe hätten, ob man gleich bekennen müſſe, daß jenen frühen Weltaltern mehr aufgeſchloſſen worden, als dem jezigen dem jüngſten Tage nahen. (Hier erſcheint der Roſenkreuzer in ſeiner wahren Geſtalt, und man wird, hoff ich, alſo meinen obigen Behauptungen trauen.) Uebrigens ſeyen ihre Grundſäze dieſe: Gott über alles ehren und fürchten; ſeinem Nebenmenſchen alles Gute thun, zur Frömmigkeit und Mäſigkeit ermahnen, die Teufel austreiben, mit den geringſten Naturgaben in Speiſe und Kleidern ſich begnügen und vor den Laſtern Scheu tragen.

7. 8. u. 9) (Maier bezeugt hier: was in der Chymiſchen Hochzeit, Fama und Confeſſion berichtet worden: ſey wahr; und in dieſen Schriften ſey nichts enthalten, was der geſunden Vernunft, der Erfahrung und Möglichkeit entgegen ſtrebe.)

10) Sehr kindisch sey die Einwendung, daß die Brüderschaft so vieles versprochen und so wenig gehalten habe. Auch bei ihr hieß es: viele sind berufen, aber wenig auserwählt. Die Ordensmeister zeigten wol die Rose, aber das Kreuz reichten sie dar *).

11. u. 12) Auch die R. K. hätten, gleich den Aegyptern und Pythagoräern, Sinnbilder des Stillschweigens, um die Geheimnisse der Natur nicht zu entweihen. Nach Bekanntmachung der Fama und Confession wären sie daher auch ihren Grundsäzen gefolgt, und hätten sich truz der Angriffe stille gehalten. Uebrigens wünschten sie mehr die allgemeine Verbesserung der Wissenschaften und der Welt überhaupt **), als daß sie dieselbe erwarteten; und ihr Studium, die Heilkunde, hätte drei Gegenstände, den Leib, das Gemüth, und die Seele.

13—16) Unwissende, Eigenliebige und dergl. hätten allerlei Vorwürfe und Einwendungen gemacht,

*) pag. 77. Ecce innumeri adsunt ex vocatis sese-que offerunt: At non audiuntur, nec videntur à magistris R. C. qui *Rosas ostentant* at *Crucem exhibent.*

**) Reformationem artium, scientiarum totiusque mundi non tam expectant quam optant. ibid. p. 86.

macht, bald als ſey die Geſellſchaft eine bloſe kurzweilige Erdichtung, bald als beſchäfftige ſie ſich mit Nigromantie und andern phantaſtiſchen und unmöglichen Sachen, aber allen dieſen könne leicht geantwortet werden.

17) Vielerlei Läſterungen flöſen auch daher, weil die Geſellſchaft auch fähige Perſonen vor der Zulaſſung in die höhere geheimen Grade wenigſtens 5 Jahre prüft, binnen welchen dieſe Jünger ihre Neigungen beherrſchen lernen müſſen. Man nehme auch Maler und andre Ungelehrten in den Orden, wenn ſie nur als Männer von Redlichkeit und Verſchwiegenheit befunden würden. Vor der Wahl würden der Lebenswandel der Aufzunehmenden durch Beobachtung und lange Uebungen unterſucht; und

*) So werden nach meinem Urtheil, folgende Worte zu erklären ſeyn: p. 115. Sed Societas illa excuſari poterit, quod quemlibet aſſociandum ſibi, etiam quo ad doctrinam digniſſimum, primum quinquennali ſilentio, (veluti Pythagoras ſuos diſcipulos) vel etiam longiori probandum habeant, ut potentiâ ſuos affectus & freno linguam domare prius diſcat, quam tantorum arcanorum particeps fiat.

**) p. 118. Fieri quoque ſolet ejusmodi electio, ut quarta ejus ſocietatis lex habetur, non votis communibus, ſed uniuscujusque privatim.

die Aufnahme ſelbſt geſchähe nicht durch gemeinſchaftliche, ſondern einzelne beſondere Stimmengebung.

18—21) Antwort auf einige unerhebliche Einwendungen: heftige Erklärung gegen die mancherlei Betrüger und hinterliſtige Feinde der Geſellſchaft.

So vernünftig auch einige Roſenkreuzer dachten, ſo waren dennoch die meiſten Brüder Goldmacher. Dieſe unſelige Kunſt war es, von der im Grunde alles ausgieng und auf welche noch immer alles hinzielt. Im 15ten und beſonders 16ten Jahrhundert hielten Kaiſer, Kurfürſten und kleinere Herren eigene Hofgoldmacher, von denen ſie mit allem Recht auf das gröbſte betrogen wurden. Aber das ſchröckte nicht. Im 17ten daurte die Thorheit in ihrer ganzen Stärke fort. So hegte Herzog Friederich von Wirtemberg eine ganze Alchimiſtenbande in Groß Sachſenheim zum unſäglichen Verderben, daß endlich die Landſtände dagegen aufſtanden *). Peter Montanus Millenfels und ein anderer täuſchten ihn ſo ſehr, daß er dieſelben, wiewol meiſtens ohne Urtheil und Recht **), an einen beſonders dazu erbauten eiſernen Gal-

*) Sattlers Geſch. der Herzoge von Wirtemberg, Th. 6. S. 52.

**) So drückt ſich Renz in ſeiner ungedruckten Wirtemb. Geſch. §. 381. aus. Uebrigens iſt dieſes der berüchtigte Galgen, an dem der Jud Süß ebenfalls hieng.

Galgen henken ließ. Selbſt den ehrwürdigen Valentin Andreä beſchuldigt die Sage dieſes Studiums: wo ſollte er ſonſt, meint ſie, Mittel gefunden haben, die verwüſtete Handelsſtadt Kalw ſo plözlich wieder aufzurichten? woher ſollte ſein Vermögen gekommen ſeyn? Doch dieß ſcheint ein leeres Geſchwäz. Wahr hingegen iſt es, daß ſein Bruder Jacob, ein Geiſtlicher, ſein Leben groſentheils unter Chymiſchen Dünſten zugebracht *), und daß viele ſeiner Nachkommen über der Goldmacherei brüteten.

In Nürnberg ward 1654. eine ſolche geheime Adeptengeſellſchaft geſtiftet, in welcher nach dem Berichte des gelehrten Hrn. von Murr mehrere berühmte Leute ſich befanden **). Der groſe Leibniz ließ ſich aus lüſterner Neugierde ebenfalls aufnehmen, verließ ſie aber bald wieder, wie er öfters mit Lachen erzählte ***). Mir ſcheint ſie ein Zweig der Roſenkreuzer geweſen zu ſeyn; wie aber Juſtus Jakob Leibniz, der ein Mitglied des Andreäiſchen chriſtli-

*) Val. Andreæ Vita Mſta. ad a. 1631.

**) In der Anmerk. zu Eckharts Lebenslauf des Hrn. v. Leibniz, im Journal zur Kunſtgeſchichte und Litter. 7ter Theil, S. 138.

***) Eckharts Lebenslauf, l.c. S. 137—140.

chen Bundes war *), auch ein Bruder dieſer Narrengeſellſchaft ſeyn konnte **), das iſt mir räthſelhaft und ſehr verdächtig.

Heut zu Tage ſchleicht die Peſt im Finſtern, und wüthet vielleicht mehr als je: denn ſie hat ſelbſt das Mark der Völker, den Handwerker und Landmann, befallen. Man weiß von ſolchen Leuten, daß einige aus ihrem eignen Unflate laboriren, andre ſich ſelbſt beflecken, um aus ihrem Saamen Gold zu machen. Der Menſch als der Microcoſmus enthält alles, urtheilen ſie: der Saamen iſt der edelſte Beſtandtheil deſſelben und muß alſo jenes Erz in ſich begreiffen. Meinem Freunde iſt in einer gewiſſen Stadt eine Geſellſchaft bekannt, die ſich einen eignen ſtarken Soldaten hält, der gegen Bezahlung ſeinen ausgepreßten edelſten Saft zu der Bearbeitung liefern muß.

Doch das heißt noch wenig. Zeit, Vermögen und innere Zufriedenheit gehen nicht nur durch dieſe unſelige Beſchäfftigung verlohren, ſondern es giebt unter dieſer Rotte noch eigentlich teufeliſche Grundſätze, die das ſchröcklichſte Elend nicht nur auf einzele Perſonen, ſondern auch auf ganze Oerter brin-

*) Er unterſchrieb das veræ unionis Specimen in Clemmii Amœnit. acad. Faſc. 2. pag. 142.

**) Murr in der angezeigten Anmerkung.

bringen können. Es ziehen dergleichen Böſewichter in mehreren teutſchen Provinzen herum, und predigen den Leuten: eher könnten ſie nicht zu dem goldnen Geheimniſſe gelangen, bis ſie vorher dieſes oder jenes Gut, oft ihre ganze Haabe, verpraßt oder hergegeben hätten. Auf dieſe Weiſe geſchah es in dem Städtchen ** daß ein Gebäude etlichemal nach einander vorſezlich angeſteckt wurde; und man hatte gegründeten Verdacht, daß es die eignen Beſizer gethan, um zu dem Geheimniß zu gelangen.

Unſer Innres empört ſich hiebei, aber das Herz muß uns ſtärker bluten, den Verfall und die Schwäche der Menſchheit noch tiefer bejammern, wenn wir uns weiter in der Geſchichte unſerer Zeit umſehen. Nicht nur ſonſt aufgeklärte und gelehrte Männer werden zu dem erniedrigendſten Aberglauben *) auf eine leichterklärliche Art verführt, nicht

*) Fünf ungefiederte Schwalben, in einem Mörſer verbrannt und mit einigen andern Ingredienzien vermiſcht, ſind z. B. eins der Arkane dieſer elenden Adepten. Während der Operation erſcheint bisweilen ein Engel und durch deſſen Anglanz werden dieſe Arbeiter ſo reizend, daß ein Weib ſie ohne Wuth nicht erblicken kann. Man merke aber, daß die Herren gewöhnlich bei ihrem Geſchäffte gemeiniglich nackt ſind. Und ſo ſieht man zugleich, wie Thorheit und Laſter zuſammenhängen. Uebrigens

nur unsre heutige Rosenkreuzer, worunter ich doch selbst den verstorbnen würdigen Arzt und Prof. Sch. in Göttingen kannte, geben sich mit diesem schimpflichen Geschäffte ab, sondern selbst auch, wer sollte es glauben? sogenannte Söhne der Weisheit — Freimäurer! Zwar mußte man sich leider längst daran gewöhnen, unter dieser berühmten und in manchem sonst ehrwürdigen Gesellschaft eine Menge der verächtlichsten Menschen anzutreffen: aber daß selbst Meister vom Stuhle Goldmacher sind und also seyn dürfen, darüber weinet die wahre Weisheit. Was läßt sich auch hieraus anders vermuthen, als daß die Göttin unsrer Orden eine Schwester der Kabbala sey? Ich möchte noch verschiedene Klagen ausschütten; aber es genüge für dießmal noch mit folgender. Seit Meiners in seiner Gesch. der Wiss. in Griechenland und Rom den Pythagoräischen Orden so trefflich darstellte, traut man der Wirkungsfähigkeit unserer heu-

gens kenne ich einen sehr verehrungswürdigen Mann, welcher eine alte lateinische Handschrift besizt, worinn von der Goldmacherei gehandelt wird, und eine Abbildung jenes Engels vorkömmt. Eine vornehme Person bot ihm verschiedene Kostbarkeiten an, wenn er sie nur die Handschrift durchgehen lassen wollte. Welcher Edle hätte aber dieses thun können? Ich für meinen Theil scheue mich sogar nur den Titel des Buchs hieher zu sezen!

heutigen Gesellschaften auf das neue, und ein kurzsichtiger Theil der Brüder brüstet sich sehr. Aber wer war das Haupt jenes Bundes, wer der Mann dessen αυτος εφα für wahre Weisheit gelten durfte? Der grose Pythagoras: und der unsrigen? hier eine teutsche Durchlaucht, dort eine 16-ahnige Freiherrlichkeit, in Frankreich gar ein Jüngling der Düc de Ch * *. !!

Einer meiner Freunde und ich sind mehrmalen durch Teutschland gereist und wissen von dem kläglichen Zustande der Orden die zuverläßigsten Nachrichten, die Namen der goldmachenden Meister vom St. und eine Menge der schändlichsten Geschichten. Aber es soll erst nach unserm Tode die Welt näher hierüber erleuchtet werden: denn in diesem Zeitalter, wo die reinste Wahrheitsliebe bald eine Thorheit bald ein Verbrechen ist, wo die edelste Freimüthigkeit Tadelsucht oder Unbesonnenheit heißt, dürfen wir es nicht wagen.

Wilhelmus ab Indagine.

Nach-

Nachtrag zu vorſtehendem Aufſaze
von dem Herausgeber.

Was der Ungenannte von der Generalreformation berichtet, hat ſeine völlige Richtigkeit. Ich habe wirklich eine ältere Ausgabe von dem angeführten Italiäniſchen Werke, woraus jene Schrift geraubt worden, vor mir. Der Titel iſt: De' Ragguagli di Parnaſſo di Trajanno Boccalini Romano. Centuria prima. In Milano appreſſo Giov. Battiſta Bidelli MDCXV. Das merkwürdige Raguaglio 77. S. 325. hat dieſe Ueberſchrift: Generale Riforma dell' Univerſo dai ſette Savii della Grecia e da altri Letterati pubblicata di ordine di Apollo. Um nun den Leſer in den Stand zu ſezen von der Beſchaffenheit der Sache urtheilen zu können, will ich den Anfang beeder Schriften hieher ſezen.

Diſcurs
von allgemeiner Reformation der Welt.

Der Kayſer Juſtinianus, auff welches Anordnung die Bücher Digeſta und Codex, darinnen die Römiſche Rechte begriffen ſeyn, zuſammengetragen worden, erſuchte

Raguagli p. 325.

Il gran Compilatore dei Digeſti e del Codice Giuſtiniano Imperadore alcuni giorni ſono ad Apollo moſtro una nuova Legge, perche da ſua Maeſta ella foſſe approvata, nella quale ſtrettamente à gli huomini ſi prohibiva il

ſuchte

ſachte in kurz verſchienen Tagen den Gott Apollinem umb gn. Conſens und Bewilligung in ein newes Geſetz, ſo er zu publiciren bedacht, wodurch den Menſchen ſcharff verbotten wird, grawſamkeit wider ſich ſelbſt mit verkürzung ihres Lebens zu üben: Diß Geſetze bedauchte den Gott Apollinem ſo abſcheulich zu ſeyn, das er mit einem ſchweren und von Grund ſeines Herzens hieraufſ gethanen Seufzer zu dem Kayſer ſprach: Iſts immer müglich, das die Regierung Menſchlichen Geſchlechts in ſo große unordnung und Mißbrauch geſtürtzet ſey, das die Leute, damit ſie nur des Lebens abkommen, zu ſterben begehren? und da ich diß andere habe unzahlbar viel Philoſophos und Lehrer guter Sitten beſoldet, nur zu dem Ende, daß ſie durch ihre Lehren und Schrifften andere Leut beherzt machen, damit ſie nicht ſo ein großes Schrecken und Zagen für dem Todt hetten, ſo ſeyn die Sachen jezund zu dem Elende gerahten, daß dieſelben ſo ſich vorhin in den Todt durchaus nicht begeben konnten, nunmehr gar keine Luſt zu leben haben, und ich bin noch hinlüßig und ſchlummernd bey einem ſo unordentlichen Weſen?

poter incrudelire contro loro ſteſſi con l'ammazarſi. In tanto horrore ebbe Apollo coſi fatta lege che con un ſolpiro, che gli uſci dall' intimo de Cuore, dunque diſſe, o Giuſtiniano, il buon Governo del Genere humano in tanto diſordine è precipitato, che gli huomini per piu non vivere volontariamente vogliono morire? E dove fin' hora ho ſalariati infiniti Filoſofi morali, ſolo affine che con la voce e con gli ſcritti loro altrui ſomminiſtrino concetti, che men ſpaventevole faccino parer la morte, le coſe nora a tante Calamità ſi ſonno ridotte, che quelli medeſimi hora piu non vogliono vivere, che prima non ſapevano accomodarſi à ben morire? ed io in tanti diſordini miei Letterati ſupinamente dormo. A queſte Parole riſpoſe Giuſtiniano che la legge era neceſſaria e che molti caſi eſſendo ſeguiti di morti violente che gli huomini diſperati da eſſi ſteſſi s'erano date, di peggio dovea temerſi, ſe toſto à tanto diſordine con opportuno Rimedio non ſi provedeva &c.

Der Kayſer antwortet, wie dem allem das demnoch gemeltes Geſetz hochnöthig, und das ſchon viel Exempel vorgelauffen, darinnen die Leut auß Verzweiffelung ſich ſelbſt den Todt angethan, auch zu befürchten, es möcht immer erger werden, wo nicht durch gedachtes Mittel dem Ubel würde vorkommen u. ſ. w.

Daß die neueren Geſchichtſchreiber und beſonders die Recenſenten nicht längſt auf dieſe Spur gekommen ſind, kann ich um ſo weniger mit ſorgfältiger Unterſuchung zuſammen reimen, da längſt Andreas Carolus in ſeiner Wirtembergiſchen Unſchuld, worinn er die Theologen ſeines Landes gegen Arnold vertheidiget, ſich S. 459. auf die oben angeführte Stelle aus Campanella bezogen hat, und dieſes Werk des Carolus allen Unterſuchern der Roſenkreuzergeſchichte doch bekannt ſeyn ſollte.

Bg.

Corrigenda.

S. 506. l. Was ſind von dem Thüringiſchen Optiker Vitellio, der eine Optik und Perſpectiv geſchrieben Noribergæ 1535. fol. für weitere Lebensumſtände bekannt, als Umriſſe in Chronol. Reimann, Weidler und Jöcher anführen?

S. 505. l. 15. add. mehrere auſſer Vitellio.

Bibliothek

Deutsche Größe

ein unvollendetes Gedicht Schillers

1801

Nachbildung der Handschrift

im Auftrage des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft

herausgegeben und erläutert

von

Bernhard Suphan

Weimar

1902

Universitäts-Bibliothek München

I 5 E
DA : 21

Bremer. – Ed. Haddenfeldt.

Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend eine Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Formen erliegen – und das langsamste Volk wird alle die schnellen flüchtigen einholen.

Die andern Völker waren dann die Blume, die abfällt,

wenn die Blumen abgefallen bleibt die goldene Frucht übrig, bildet sich, schwillt die Frucht der Ernte zu. Und ein Geschlechter Gesetz keimt.

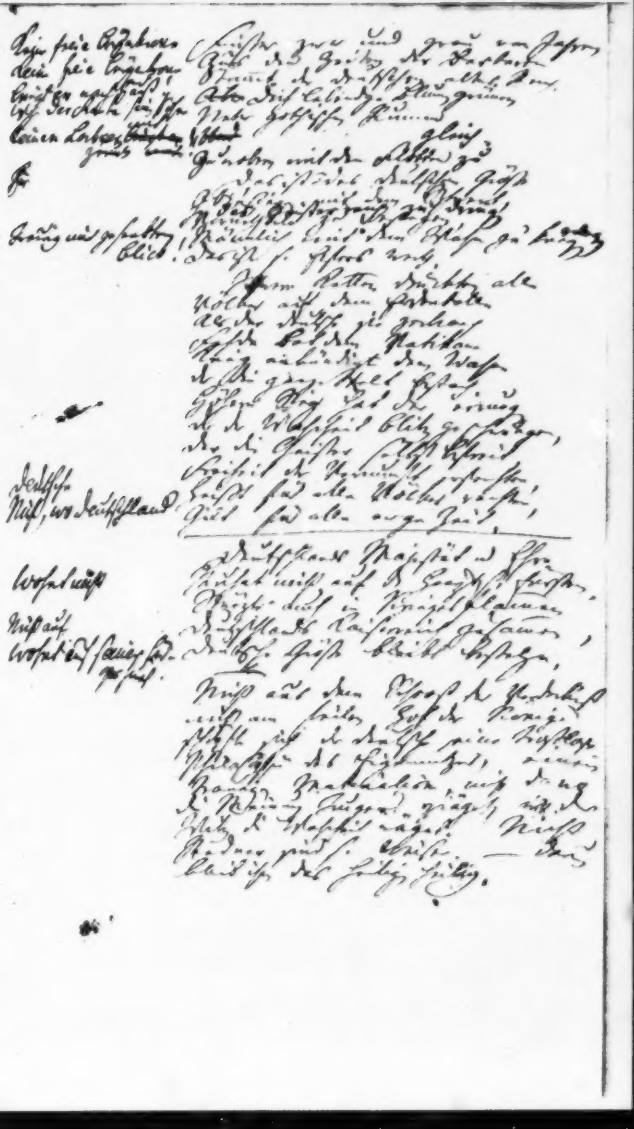
—

Das köstliche Gut der deutschen Sprache die alles ausdrückt, das tiefste und das flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist. Daß aus seinem Schatten für sich die Ernte,

Unsre Sprache wird die Welt beherrschen.

Die Sprache ist der Spiegel einer Nation, wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Wir können das jugendliche griechische und das modern ideale ausdrücken.

Kein Hauptstadt und kein Hof übte eine Tyrannei über den deutschen Geschmack aus. Paris. London.
Viele Länder u Ströme u Sitten, viele eigene Triebe und Arten.



Mag der Britte die Gebeine
Alter Kunst, die edelen Steine
Und ein ganzes Gesäulen

Gierig nach den Schätzen greifen
Und auf seine Insel schleifen
~~Was an Schönheit Hellas barg~~

Der Britte hat nichts gemein mit den Steinen.

Nimmer werden sie ihm leben, in fremde[n] ... verbannt bleiben, sie werden nie auferstehen
Nimmer werden sie zum Leben
Auferstehn und sich erheben
Von Gestellen,

Höhen / Säulen / Bühnen

Ewig werden sie verbannte
Bleiben an dem fremden Strande;
~~Nie zum Leben auferstehn~~

Nie ~~Geist~~ Heimath sehn

Denn der Britte hat mit den Steinen
Mit den Göttern nichts gemein!
~~Mit dem Britten ...~~
Denn der Britte
Trinkt den Britten fein

mit den idealen

Wasserguette [illegible]

Und der alten Könige ganz Gestein
Mit [illegible]
[illegible]

I.

Es war Ungst beschlossene Sache, auf die Elegie von Marienbad, deren Nachbildung den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft zu Ende des Jahres 1900 zuging, als nächste gleichartige Gabe die Reproduktion eines größeren Gedichts von Schiller folgen zu lassen und so, nach der Herausgabe des Xenien-Manuskripts und des Demetrius in den „Schriften“ von 1895 und 1894, es neuerdings durch die That zu bezeugen, daß die Goethe-Gesellschaft aus ihrem Namen Pflicht und Berechtigung ableitet, sich auch dem Dienste Schillers zu widmen. Unser Verhältniß zu ihm, dem großen Kunst- und Lebensgenossen Goethes, ist uns ja für immer durch den Dichter selbst angewiesen. Er ist und bleibt „mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt“. Dies also sollte sich jetzt zumal bei bestimmtem Anlaß nachdrücklich und herzlich wiederum aussprechen. Denn die gegenwärtige Publication war von Haus aus gedacht als Begleitwünschung des Schwäbischen Schillervereins zu der für 1902 erwarteten Einweihung und Eröffnung des Schiller-Museums in Marbach. Und so bleibt sie auch, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, ein dorthin gerichteter Vorgruß und ein erneuter Ausdruck unseres frohen Antheils an der baldigen Vollendung wie an dem künftigen Glanze der heimatlichen Cultusstätte und wünscht als ein solcher dort aufgenommen zu sein.

Der Erbe, dem Schillers Nachlaß in dem Umfange, wie ihn jetzt das Goethe- und Schiller-Archiv verwahrt, vor der Familie anvertraut und dem es vergönnt war, ihn jahrelang ungestört bei sich zu beherbergen und [illegible] zu haben, war Karl Goedeke. Im Vorwort zum letzten Bande (Stuttgart, Verlag der [illegible] Buchhandlung) Seite VI hat er, der „historisch-kritische“ Herausgeber von Schillers sämmtlichen Schriften, das Ergebniß gründlicher Beobachtungen in folgende Sätze gefaßt: „Nur eine photographische Wiedergabe könnte einen Begriff gewähren, was dem Dichter während der Arbeit der Aufzeichnung bedürftig erschien. Aber auch nur in der Photographie würde die Art seines eigentlichen Schaffens deutlich werden . . . . Das Studium dieser Papiere stellte fest, daß dieselben, wenn auch dem bloßen ästhetischen Genusse nicht allzuviel bieten, für den aufmerksam Folgenden lehrreicher sein müssen, als alle theoretischen Anweisungen zur Dichtkunst, die von fertigen Kunstwerken abstrahirt oder von Nichtdichtern ersonnen sind. Hier lernt man, wie ein Meister die Sache angriff, wie sie sich unter seiner Hand allmählich formte und häufig vollendete Gestalt gewann.“ Was der Gelehrte im nächsten Verfolg über das Unausklömmliche des Druckes solcher werdenden Dichtungen, auch über die Unzulänglichkeit kritischer Zeichen und aller Lettern-Mittel sagt, wird jeder Kundige vollauf bestätigen.

In solchem Zusammenhange aber wird ein Wort der fürstlichen Frau, welche unsere Gesellschaft immerfort unter ihren führenden Genien verehrt, seine rechte Statt finden. Bald nach der Annahme des ihr zugefallenen Goethischen Vermächtnisses hat die Großherzogin Sophie ihre Gedanken über die ihr dadurch zugewachsenen Aufgaben niedergeschrieben; sie bedient sich der Sprache, die ihr für wissenschaftliche Gegenstände die geläufigste war. Quant aux manuscrits de l'archive, je pense en faire faire des reproductions en facsimile, en premier lieu pour l'étude. . . . Quant aux publications éventuelles à faire d'après les manuscrits de l'archive, je voudrais les faire faire en utilisant les moyens techniques si avancés de notre époque. Die Goethe-Gesellschaft rechnet es unter ihre nächsten Pflichten, zur Ausführung der Gedanken ihrer Schirmherrin mitwirkend Hand anzulegen. Und es liegt in der That ein besonderer Anreiz dazu in der staunenswerthen Steigerung und Verfeinung der „technischen Mittel“, deren Vorschreiten die Großherzogin in jenen Zeilen vom 3. Mai 1885 mit vollem Recht gerühmt hat.

Im Goethe- und Schiller-Archiv befindet sich unter den zum Beschauen ausgelegten Stücken Goethes „Egmont“. Die Handschrift des Dramas, so sagt sich jeder Besucher, auch wer mit Goethe-Manuscripten sich viel befaßt hat. Aber thatsächlich ist es eine zum Verwechseln genau hergestellte Nachbildung, das vornehmste und kostbarste

Stück aus der ganzen Sammlung der reproducirten Handschriften Goethischer Werke in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, die der Deutsche Kaiser seinem Großoheim, dem verewigten Großherzog Carl Alexander, als Angebinde zum achtzigsten Geburtstag verehrt hat. Mit einer unglaublichen Treue ist in Stoff und Farbe das Papier, mit jedem Stock- oder Nothfleck und allem was sonst als Zeichen seines Alters erscheint, nachgeahmt, ebenso jeder Wechsel und Unterschied der Tinte, jede Natur und was das argwöhnisch spürende Auge nur ausfinden mag, schließlich auch Bibliothekszeichen und Stempel. Für diese, fast möchte man sagen gefährliche Treue ist der Leiter der Kalkographischen Abtheilung der Reichsdruckerei zu Berlin, Professor Wilhelm Kocke, die — verantwortliche Behörde, seiner Kunst ist die Vollkommenheit jener Kaiserlichen Spende zu danken. Als es sich zum ersten Male darum handelte, eine Handschrift des Goethe- und Schiller-Archivs zu Gunsten der Goethe-Gesellschaft zu vervielfältigen, wandte man sich deshalb sofort an das Reichs-Institut. Aus diesem sind nun auch die drei Blätter hervorgegangen, die wir, nachdem der hohe Besitzer des Archivs, Großherzog Wilhelm Ernst die Erlaubniß zur Reproduction gnädigst ertheilt hat, jetzt unsern Mitgliedern vorlegen; an ihnen waren weit mehr als an der in diesem Betracht fast zu schönen Handschrift der Marienbader Elegie alle Mittel und Listen der Technik zu erproben, und sie vollends nun — hier sind Schillers Worte am rechten Platze — „loben den erfahrnen Bilder". Sie können das Original ersetzen. Nur in einer Äußerlichkeit ist ein Unterschied belassen worden. Man hat, hauptsächlich um der Haltbarkeit willen, auf Gleichheit des Papiers verzichtet. Auch ist mit Bedacht statt der drei einzelnen Folien der Urschrift ein zusammenhängendes Dreiblatt gegeben worden. Damit ist jedem Exemplar Vollständigkeit gesichert; dem Leser aber, der wider die von dem Herausgeber, dem Ansehen nach, festgelegte Folge der drei Blätter Bedenken und Zweifel hegt, ist es unbenommen, sich den Bogen nach Belieben zu zerlegen oder umzufalten.

Schiller hat zur Niederschrift Bogen des grauen Papiers benutzt, das er für Concepte im Vorrath hatte. Seine dramatischen Entwürfe stehen zum größten Theil auf diesem Material. Wasserzeichen des vorderen Blattes: ein die Harfe spielender König David; des zweiten: in wappenähnlicher Umrahmung (ähnlich wie beim ersten Bilde) ein Posthorn, darunter die Initialen der Firma H. B. Nach seiner Gewohnheit hat Schiller (wie zumeist bei den genannten Entwürfen) mehrere Bogen in einander gelegt und an der äußeren Seite einen Rand gebrochen: auf diesem bringt er, sogleich oder bei wiederholter Vornahme, Zusätze und Ausführungen an, bisweilen führt er die Zeile auch gleich darüber hinweg. Später, als der Plan der Dichtung aufgegeben war, hat er, wie im gleichen Falle auch sonst, die rechte, weiß gebliebene Hälfte der Bogen abgeschnitten: man kann an zwei Blättern die Spur der Scheere noch wohl beobachten, die Schnitte ist (im Original sieht man es deutlicher als in der Reproduction) zum Theil hart an den Zeilenanfängen hingegangen und hat die vordersten Spitzen mehrerer Buchstaben getroffen. Als guter Haushalter hat Schiller in der Folge sogar die freigelassene Rückseite des ersten Blattes anderweit benutzt. Denn zu einem andern Gedicht offenbar gehört die eine Zeile nebst dem Anfang einer zweiten, die wir oben darauf vorfinden. Sie können den Anlauf zu einem unausgeführten Räthsel für „Turandot" bedeuten und somit in das Spätjahr 1801 oder den Januar 1802 fallen.

Aeußerlichkeiten einer Schiller'schen Handschrift sind nichts Geringfügiges. In unserem Falle vollends nicht, denn sie beweisen zum mindesten, daß Schiller eine Dichtung „de longue haleine" geplant hat; ferner, daß in dem Vorhandenen sich uns ein fortgehendes Ganges darstellt, nicht mehrere getrennte „Fragmente". Auf die Eigenheiten seiner Schrift soll nicht mit dem Stäbchen gewiesen werden. Deutlich sieht man, er hat vieles in Hast, wie ihn der Geist trieb, aufs Blatt geworfen. Die eilfertigen Züge sind öfters auch für den nicht Ungeübten schwierig zu entziffern. Es war räthlich, dem Leser dabei zu Hülfe zu kommen. Dies ist der Zweck des Gesammtabdrucks, der sich hier zunächst anschließt, und eben um dieses Zweckes willen mußte man eine peinliche Wiedergabe bloßer Zufälligkeiten (einzelner lateinischer Buchstaben mitten im Worte und dergleichen) vermeiden.

Es sei mir gestattet, der Reihe von einführenden Betrachtungen, die ich auf den Text folgen lasse, eine persönliche Erinnerung voranzuschicken. Im Frühjahr 1900 empfing ich durch Veit Valentin (Mitglied des Vorstandes unserer Gesellschaft, † 24. December 1900 in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main) die Einladung, am nächsten Geburtstag Schillers bei der Jahresfeier des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt die Gedenkrede zu halten und wählte dazu im Einvernehmen mit dem trefflichen Freunde unser Gedicht als Thema. Seitdem hat mich der herrliche Gegenstand nicht losgelassen. Immer bin ich wieder einmal zu ihm zurückgekehrt und es hat schwerlich ihm Jemand im Verlaufe der letzten drei Jahre eine anhaltendere Betrachtung gewidmet als ich. Jedenfalls bin ich keinen Mitlebenden für das verpflichtet, was ich im Folgenden darbiete. Zunächst also nicht für die in erster Linie wichtige Ermittelung des Aufbaues unseres Gedichts. An der im Archiv hergestellten Collation der Handschrift für August Sauers vortreffliche Sammlung: Die Deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts (Berlin, Behrs Verlag 1901) habe ich thätig Antheil genommen, wie sich

von selbst versteht. Jene Zusage aber, die ich dem Freunde draußen im frühlingsgrünen Haine bei Frankfurt als sein Gast gegeben habe — er stand selbst wie ein prächtiger vollbelaubter deutscher Waldbaum vor mir — glaube ich jetzt ihm, dem zu früh Geschiedenen, und dem Hochstifte eingelöst zu haben, besser, als ich es damals, unter dem Gebot anderer Pflichten stehend, vermocht hätte.

2.

I

Darf der Deutsche in diesem Augenblicke
wo er ruhmlos aus seinem thränenvollen
Kriege geht, wo zwey übermüthige Völker
ihren Fuß auf seinen Nacken setzen,
und der Sieger sein Geschick bestimmt —
darf er sich fühlen? Darf er sich seines
Nahmens rühmen und freun? Darf
er sein Haupt erheben und mit Selbst-
gefühl auftreten in der Völker Reihe?

Wo der Franke wo
der Britte
Mit dem stolzen Siege schritte
Herrschend sein Geschick
bestimmt?
Ueber seinen Nacken
tritt?
Schweigend in der Ferne
stehen
Und die Erde theilen
sehen,

Ja er darfs! Er geht unglücklich
aus dem Kampf, aber das, was seinen
Werth ausmacht, hat er nicht verloren.
Deutsches Reich und deutsche Nation
sind zweierlei Dinge. Die Majestät
des Deutschen ruhte nie auf dem
Haupt seiner Fürsten. Abgesondert von
dem politischen hat der Deutsche sich
einen eigenen Werth gegründet und
wenn auch das Imperium untergienge,
so bliebe die deutsche Würde unan-
gefochten.

Lächelnd naht der
goldne Friede,
Ohne Lorbeer, ohne
Aus dem thränen
vollen
Und
[Ohne Lor]
Und mit lorbeer-
leerem Haupt!

Der die Stirne sich
belaubt
Aus dem thränen

glaubt, raubt,
erlaubt belaubt.

Und mit lorbeerleerem
Haupt!

Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und
im Character der Nation, der von ihren
politischen Schicksalen unabhängig ist.
— Dieses Reich blüht in Deutschland,
es ist in vollem Wachsen und mitten unter
gothischen
den Ruinen einer alten barbarischen
Verfassung bildet sich das Lebendige
aus. (Der Deutsche wohnt in einem
alten sturzdrohenden Hauß, aber er
selbst ist ein edler Bewohner, und indem
das politische Reich wankt hat sich
das Geistige immer fester und vollkommener
gebildet.)

Er hat sich längst seinen[1])
politischen Zustand
emporgehoben

ein strebendes Geschlecht
wohnt in dem alten
Gebäude und der
Deutsche

II a

Dem, der den Geist bildet, beherrscht,
muß zuletzt die Herrschaft werden, denn
endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die
Welt einen Plan, wenn des Menschen

[1]) Wahrscheinlich „über seinen“

Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich
muß die Sitte und die Vernunft ſiegen.
Die rohe Gewalt der Form erliegen —
und das langſamſte Volk wird alle
die ſchnellen flüchtigen einholen.
Die andern Völker waren dann
die Blume, die abfällt.
Wenn die Blumen abgefallen bleibt
die goldne Frucht übrig, bildet ſich,
ſchwillt die Frucht der Ernte zu.

Und im löchrigten Gefäße
Rennt

Das köſtliche Gut der deutſchen Sprache
die alles ausdrückt, das tiefſte und
das flüchtigſte, den Geiſt, die Seele,
die voll Sinn iſt.
Unſre Sprache wird die Welt
beherrſchen.
Die Sprache iſt der Spiegel einer
Nation, wenn wir in dieſen Spiegel
ſchauen, ſo kommt uns ein großes
treffliches Bild von uns ſelbſt daraus
entgegen. Wir können*) das jugendlich
griechiſche und das modern ideelle
ausdrücken.

Jetzt auf ſeinen Wellenthrone
Göttin der Breite,

ſeine Hauptſtadt und kein Hof übte
eine Tyrannei über den deutſchen Geſchmack
aus. Paris. London.
Soviele Länder und Ströme und Sitten, ſoviele
eigene Triebe und Arten.

IIb.

Keine freie Bürgerkrone
Keine freie Bürgerkrone
Bringt er nach Haus!
Wie der Freund ſeinem Sohne
mit
Keinen Lorbeer bringt er
zurück [mit]!

Finſter zwar und grau von Jahren
Aus den Zeiten der Barbaren
Stammt der Teutſchen altes Reich.
[Aber] Doch lebendge Blumen grünen
Ueber gothiſchen Ruinen
[Und] gleich.
Zu erobern mit den Flotten zu

Ort

Traurig mit gerolltem Blick!

Das iſt nicht des Teutſchen Größe
Obſiegen mit dem Schwert,
In das Geiſterreich zu dringen
Vorurtheile zu beſiegen. ringen
Männlich mit dem Wahn zu
Das iſt ſeines Eifers werth.

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe
Als der Teutſche ſie zerbrach
Fehde bot dem Vatikane
Krieg ankündigte dem Wahne
Der die ganze Welt beſtach.

*) Geſtrichen „können“

Höhern Sieg hat der errungen
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit,
Freiheit der Vernunft erfechten,
Deutsche Heißt für alle Völker rechten,
Nicht, wo Deutschland Gilt für alle ewge Zeit.

Deutschlands Majestät und Ehre
Wohnt nicht Ruhet nicht auf dem Haupt seiner Fürsten.
Stürzte auch in Kriegesflammen
Nicht auf Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Wohnt auf seiner Bürger Haupt. Deutsche Größe bleibt bestehn.

Nicht aus dem Schooß der Verderbniß
nicht am feilen Hof der Könige
schöpft sich der Deutsche eine trostlose
Philosophie des Eigennutzes, einen
traurigen Materialism, nicht da wo
die Meinung Tugend prägt, wo der
Witz die Wahrheit wäget. Nicht
Redner sind seine Weisen. — Darum
blieb ihm das heilige heilig.

IIIa.

Einige
[Weh und] Schmach dem deutschen Sohne
angebohrne Krone
Der die hohe Krone
[Von sich wirft mit] seines [Adels] Menschenadels schmäht.
Der sich beugt vor
Kniet vor einem fremden Götzen,
Der des Britten todten Schätzen
Huldigt und des Franken Glanz. lüstern späht.

---

soll
Nach dem Höchsten [darf] er streben,
die Natur und das Ideal b
Er verkehrt mit dem Geist der Welten.

Ihm ist das Höchste bestimmt. die Menschheit die allgemeine
Und so wie er in der Mitte von in sich zu vollenden
Europens Völker sich befindet, und das schönste
So ist er der Kern der Menschheit, was bei allen Völkern
Jene sind die Blüthe und das Blatt. blüht, in einem Kranze
zu vereinen.

Er ist erwählt von dem Weltgeist, während
des Zeitkampfs
an dem ewgen Bau der Menschenbildung
zu arbeiten,
zu bewahren was die Zeit bringt.
Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt,
Alles was schätzbares bei andern Zeiten

und Völkern aufkam, mit der Zeit
entstand und schwand, hat er aufbewahrt
es ist ihm unverloren, die Schätze von
Jahrhunderten.

Nicht im Augenblick zu glänzen und
seine Rolle zu spielen sondern den großen
Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedes Volk
hat seinen Tag in der Geschichte, doch
der Tag des Deutschen ist die Aernte der
ganzen Zeit — wenn der Zeiten Kreis sich
füllt, und des Deutschen Tag wird scheinen
Wenn die Scha sich vereinen
In der Menschheit schönes Bild!

Jedem Volk der
Erde [scheint] glänzt
Einst
[Glanz] sein Tag in
der Geschichte,
Wo es strahlt im
höchsten Lichte
Und mit hohem Ruhm
sich kränzt.
Doch des Deutschen
Tag wird scheinen
[kommen]
Wenn der Zeiten
Kreis sich füllt.

IIIb.

Mag der Britte die Gebeine
Alter Kunst, die edeln Steine
Und ein ganzes Herkulan

Gierig nach dem kostbarn greifen
Und auf seiner Insel häufen
Was ein Schiff nur laden kann.

Der Witz hat nichts
gemein mit dem
Schönen.

zum Leben
Nimmer werden sie leben, immer fremd und
verbannt bleiben, sie werden nie auferstehn
Nimmer werden sie zum Leben
Auferstehn und sich erheben
Vom Gestelle.

höhnen
sühnen
Szenen

Ewig werden sie Verbannte
Bleiben an dem fremden Strande.

heimisch
Nie zu Hause] seyn

Nie zum Leben auferstehn.]

mit dem idealen

Denn der Witz hat mit dem Schönen
Mit dem Hohen nichts gemein!
[Mit dem Witze hat]
Denn der Witz
Wassergotte,
Führt der Britte seine

Und den [Allen] Königen zum Hohne
Mit der freien Bürgerkrone
Ziert der Franke sich das Haupt!

Die Niederschrift setzt bei dem natürlichen Ausgangspunkte ein. Einzelne Gedanken und Bilder kehren motivartig wieder, aber das erst Sprossende, bloß im Keim Angedeutete muß gegenüber dem mehr Ausgebildeten, sei es noch ganz prosaisch oder im Übergang zur poetischen Gestalt begriffen, immer als das Frühere gelten. Hiernach, wie auf Grund äußerer Kennzeichen habe ich mir die Folge der drei Blätter zu bestimmen gesucht, eine nicht geringe Gewähr aber auch darin erblickt, daß Ernst von Wildenbruch, dem ich im Sommer 1901 die ihm bis dahin völlig unbekannten Blätter unbeziffert vorlegte, sie nach wiederholtem Durchlesen, aus der Intuition des Ganzen heraus ebenso geordnet wissen wollte.

3.

Schiller hat dem Gedichte, das er im Entwurf liegen ließ, keine Überschrift gegeben, und wie oft haben es nicht, selbst bei fertigen Stücken, unsere großen Dichter der klassischen Periode ihren Freunden, Frauen oder litterarischen Gehilfen überlassen, dies letzte Geschäft für sie zu besorgen. Ohne Titel und Namen aber durfte sein Werk, obzwar unvollendet, nicht hinausgehen. Und Treffenderes ließ sich nicht auffinden und wählen, als was es in eigenen Worten, aus seinem Innern freiwillig darbietet: „Des Deutschen Größe“ oder „Deutsche Größe“. Letztere Fassung hat den Vorzug der Kürze und entspricht der Überschrift der bekannten Distichen: „Deutsche Treue“.

Karl Goedeke, der die losen drei Blätter aus der Hand von Schillers Tochter, Emilie von Gleichen-Rußwurm, erhalten hatte und sie ohne Überschrift in einer vorsichtig, nicht individuell sondern nach einer praktischen Allgemeinregel bestimmten Reihenfolge und mit etlichen irrigen Lesungen im ersten Bande der historisch-kritischen Ausgabe im Jahre 1871 bekannt gab (Seite 410—415), weist auf sie in einer Anmerkung zu dem Gedichte „Die deutsche Muse“ (Seite 329) vorbereitend hin als auf „Vorarbeiten zu einem ähnlichen Gedichte, die für die beabsichtigte Säcularfeier bestimmt gewesen scheinen“. Dieser nur nebenbei vorgetragenen Vermuthung ist von späteren Forschern ernstlich Folge gegeben worden. Ich glaube, ohne allen Grund. Das Gedicht bietet mit seinem Wortlaut nicht den mindesten Anhalt für sie. Am fünften Tage des neuen Säculums giebt Schiller obendrein in einem Briefe an seinen nächsten Freund die bündige Erklärung ab: „Wir haben unsre Secularische Festlichkeiten nicht ausführen können“, und fährt unzweideutig fort mit dem Bekenntniß: „Es ist auch nichts erfreuliches producirt worden, das ich Dir mittheilen könnte. Etwas poetisches zu machen war überhaupt mein Wille nicht“. . . . Zu einem bestimmten Moment („Augenblick“) in der Gegenwart, somit „zur Gelegenheit“ ist allerdings das Gedicht entstanden, und dieser Anlaß ist für jedermann deutlich ausgesprochen: „Lächelnd naht der goldne Friede“. Frühestens Mitte Februar kann dies geschrieben sein. Denn am 9. Februar 1801 wurde der Friede zu Lüneville unterzeichnet, am 6. März vom Reichstag genehmigt — der letzte, den das „Reich“ zu genehmigen in der Lage war. Schon im Herbst 1800 hatten süddeutsche und rheinische Fürsten und Stände dem Kaiser die Heeresfolge versagt. Es begann die Selbsterklärung und Selbsterniedrigung, die sich mit dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 vollstreckt hat. Der Rhein wurde Frankreichs Gränze. Uns erinnert daran unseres Dichters Abschiedslied, das dem nach Paris reisenden Erbprinzen von Weimar „in einem Kreise von Freunden“ nach der Weise (wie schmerzlich!) von Matthias Claudius' Rheinweinlied gesungen wurde:

Wenn dich das schwanke Boot
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo Deutsche Treu vergeht.

Um zu wissen, daß es um das Reich schon jetzt geschehen war, brauchte man kein Prophet, nicht Schiller zu sein. Er ist klar und ehrlich genug, den Fall schon als gegeben zu setzen — „Und wenn auch das Imperium untergienge“ . . .

Unter dem 28. März 1801 hat Christiana von Wurmb, Lotte Schillers Cousine, der wir das beste Theil von dem leider nur so Wenigen verdanken, was uns aus Schillers Munde gerettet worden ist, in jenen von Caroline v. Wolzogen mitgetheilten und mit Recht hoch gerühmten „Blättern ihrer treuen innigen Erinnerung“ folgende Unterhaltung mit dem Dichter eingetragen. „Als ich Thee einschenkte, und von meiner Lectüre des Gibbon erzählen mußte“. — „Es ist sonderbar, daß Deutschland nie sein Glück durch Waffen machen konnte. Vielleicht ist es ein Beweis, daß der Deutsche einen zu ehrlichen, geraden Sinn besitzt. Desto mehr blüheten seit langer Zeit Künste und Wissenschaften und jede Veredlung zärterer Gefühle. Selbst seine Nachahmungssucht ist löblich. Er prüft und untersucht mit strengem Ernst jedes Fremde, und das Bessere steht am Ende immer oben.“ Drei Gedankenreihen, und ein deutlicher dreifacher Zusammenhang mit unserem Gedichte. In der ersten ist der Hörerin, deren „zärterer“ Sinn sich wohl williger an die mittlere anschmiegte, sicherlich ein Moment entfallen. Die Kunst des Unterhandelns am grünen Tische ist es, die dem Deutschen, seines „zu ehrlichen, geraden Sinnes wegen“, abgeht. Darum erntete er so selten und spärlich die Früchte seiner Tapferkeit. Auf die „welsche Praktik“ versteht er sich nicht. Deshalb hatte er nach jedem Kampfe des Telamoniers Schicksal:

Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu theil.

Ähnliches mag der Dichter geäußert haben, wenigstens hat er es gedacht; denn seiner tapfern, geraden Seele hätte es nimmer angestanden, seinen Landsleuten Tapferkeit schlechtweg abzusprechen. In seine Gedankenwelt

aber läßt uns Christianes Aufzeichnung auch so, wie sie vorliegt, hineinblicken. Es ist flatthaft sich vorzustellen, daß damals die Bogen, die uns jetzt beschäftigen, auf seinem Schreibtische gelegen und sich mit Zeilen gefüllt haben, die nach poetischer Gestaltung rangen. Die Metalle waren in den Schmelztiegel geworfen und bereits im Flusse.

Aus Schillers geschäftlicher Correspondenz erfahren wir von dem Anstoß zu der auf den ersten Blick befremdlichen poetischen That. Die Gedichte auf Siege und Friedensschlüsse sind wie die auf bedeutende Vorfälle im Leben fürstlicher Personen, die zahlreichen Jubel- wie Trauer-Oden des 17. und 18. Jahrhunderts, zum großen Theil als bestellte Waare zu würdigen. Speculative Verleger suchten für solche Leistungen einen Poeten so gut sie ihn bekommen konnten, zu gewinnen. So hat denn auch bei dem jüngst gegebenen Anlaß ein alter sächsischer Geschäftsfreund Schillers, der Buchhändler Georg Joachim Göschen, behutsam bei ihm angeklopft. Er hätte gern ein Gedicht auf den Frieden verlegt, einen Bogen in möglichst schöner Ausstattung — „aber es müßte von einem Manne, wie Sie seyn … Ich mag den Wunsch nicht ausschreiben, und also lassen wir das" —. Schillers Antwort, bereits am dritten Tage nach Empfang des verschämten Antrags, dem 26. Februar, mit geschäftsmäßiger Pünktlichkeit ertheilt, lautet: „Gerne lieber Freund wollte ich Ihren Wunsch wegen des Gedichts erfüllen, wenn ich nicht eine ähnliche Proposition von Cotta schon dreimal abgeschlagen hätte. Auch fürchte ich werden wir Deutsche eine so schändliche Rolle in diesem Frieden spielen, daß sich die Ode unter den Händen des Poeten in eine Satyre auf das deutsche Reich verwandeln müßte". Man hört ihn sprechen; zuerst höflich ausweichend und dann sofort offen und aufrichtig mit seiner Meinung herausrückend. Damit wäre das Geschäft abgethan gewesen, sollte man meinen, und man wäre es wohl zufrieden. Aber schöner ist der Ausgang, den die Sache in Wirklichkeit genommen hat, in der Wirklichkeit, die wir jetzt vor uns haben. Niemand wird es einem Herder verdenken, wenn bei ihm damals der patriotische Ingrimm, die unerträgliche Entäußerung sich in Nationaleruf und Verwünschung äußert. „Am Ende sehen wir, wie das alte Jahrhundert für uns Deutsche ausgeht. Fluch über die, die es so ausgehn machen; doch sie tragen die Nemesis auf dem Rücken, vor der Stirn, im Busen! …" So hat er mehr als einmal seinem vergrämten Herzen gegen die verrathenen Freunde Luft gemacht. Schillers herrlicher Drang zum Positiven, die Macht der Bejahung, die in seiner Natur — wie in jeder wahren Poeten-Natur — lag, hat über Zorn wie Niedergeschlagenheit den Sieg davongetragen, und fast ist es ihm ergangen, wie jenem alten Strafpropheten, in dessen Munde sich die Verdammung in eitel Rühmen und Segnen verkehrte. So ist an seinem freudigen Geiste das 'facit indignatio versum' des alten Satirikers diesmal zu Schanden geworden. Die triviale (‚gemeine') von auswärts gekommene Einladung ablehnend folgt er einer innern Stimme, die ihn in der Erniedrigung seines Volkes gerade dessen Würde und Größe erkennen und deuten heißt. Wer diesen Wandel der Stimmung ins Höhere, diese Fähigkeit des Aufschwungs aus Schillers Wesen abzuleiten strebt, der berührt das Eigenste, das ihm allein gehört".

Ich wiederhole: die Thatsache des Friedensschlusses und die durch ihn geschaffene Lage schließt das aufregende Moment, den Antrieb zu Schillers Dichtung in sich. Aber deshalb ist diese doch nichts weniger als eine Ode „auf den Lüneviller Frieden". Eine solche Ueberschrift müßte man als unberechtigt und unwürdig entschieden ablehnen, gerade so wie Schiller die buchhändlerische Zumuthung, ein derartiges Carmen zu verfertigen, abgewiesen hat.

Doch hier sollte die Betrachtung nur zu dem, was man im tieferen Sinne die „Gelegenheit" eines Gedichts nennt, herangeleitet und das Beet, aus dem dies Gewächs aufgegangen, aufgedeckt werden. Eine Station zum Ziele war die Zeitbestimmung. Alles bisher Betrachtete aber leitet auf März 1801, und nichts steht im Wege, die Entstehung des Gedichts ungefähr auf Frühlings Anfang zu verlegen.

Es kommt übrigens auf Tag, Woche und Monat wenig an. Werthvoller ist es, zu einer ideellen Zeit zu gelangen und für das Gedicht mit seinen Gedanken und Bildern die rechte Stelle auszufinden in dem fortgehenden Gewinde der schaffenden Thätigkeit des Künstlers. Denn alles bewegt sich auch da im Gange organischer Entwicklung, nach Gesetzen, die wir meist nur ahnen, bisweilen einmal klar erkennen und uns zum Bewußtsein bringen. Die Bilder tauchen auf und unter im Strome des dichterischen Empfindens, und wie das Antlitz der Gestirne kehrt ihr Gesicht, wenn sie wieder auftauchen, doppelt schöner her, und so kräftigen und klären sich auch Gesinnungen und Empfindungen in dem nämlichen Bade und blicken uns in der erneuten Gestalt entschiedener und mit reiferer, männlicherer Schönheit an. Ganz und Fortwirken der bildenden Kraft sogar im Kleinen und Einzelnen zu beobachten ist förderlam und erfreulich.

Lächelnd naht der goldne Friede,

heißt es im Eingange unserer „Ode", das herkömmliche schmückende Beiwort benützt uns da noch wie ein Rest aus der alten guten Zeit. In dem Abschiedsliede an den Erbprinzen von Weimar aber erscheint das Bild alsbald wie mit einem höheren Leben erfüllt:

Die Länder wieß du selten, die das wilde
Gespann des Krieges zerreißt,
Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde,
Und freut die goldne Saat.

In einer der Strophen „zum Antritt des neuen Jahrhunderts" treten die beiden übermächtigen Bedrängerinnen auf den Plan:

Jene gewaltige Nationen ringen
Um der Welt allenthalben Besitz,
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Aber in unserm Gedicht stellt sich ihnen ein Mächtigerer entgegen, den Zerstörern der Schöpfer und Erhalter — „der Geist", der, wie Goethe rühmt, „getrenntes Leben wieder vereinigt, vernichtetes herstellt", der Geist, der „lebendig macht", und die Wahrheit, die uns „frei macht".

Höhern Flug hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen.

Noch ein drittes und letztes Beispiel. Wenn wir in den Stanzen, mit denen Schiller seine Lieblingsschöpfung — „Dich schuf das Herz!" — das „Mädchen von Orleans" seinen Deutschen zuführt, das Verwerfungsurtheil über die Fühllosen, denen „das edle Bild der Menschheit" nicht heilig sei, in verallgemeinerter Gestalt vernehmen:

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Edlern,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben. —

so erinnern wir uns nun, der einfacheren Gestalt in unserem Gedichte bereits begegnet zu sein:

Denn der Witz hat nur dem Schönen,
Nur dem Hohen nichts gemein —

und die ersten Anklänge und Keime sogar unter den Prosazeilen, in welche die Niederschrift des zweiten Blattes ausläuft, entdeckt zu haben.

4.

Als ein Zeitgedicht, und das ist sie zweifellos, verlangt unsere Ode eine Erläuterung aus dem Geiste ihrer Zeit. Denkart, Empfinden, die Sprache selbst hat im Fortgang des einen Jahrhunderts, das uns von ihr trennt, Wandlungen erfahren. Wir sind uns dessen nicht immer, nicht sofort in dem Grade bewußt, der zur Auffassung einer solchen einzelnen bedeutsamen Manifestation gehört, und so ist es des Erklärers erste und letzte Pflicht, temporäre Grundanschauungen, auf denen das Verständniß ruht, klar zu legen.

„Weh und Schmach" wird herabgerufen auf das Haupt des Deutschen, „der die angebohrne Krone seines Adels schmäht" — Rücksicht auf Vorsmaß und Deutschheit hat dann gleicherweise zu der näheren Bestimmung „Menschenadels" geführt. Und die Reihe der Perioden, welche sich, bisweilen mit Gang und Klang des Verses, der ersten unfertigen Strophe nachdrängt, schließt mit der Prophezeiung

Des Deutschen Tag wird schöner
Wenn die Idee sich reinigen
In der Menschheit schöner Bild.

Damit rundet sich, wenn auch im Einzelnen unfertig, das auf IIIa Zusammengedrängte zu einem Ganzen ab. Der Begriff, der es zusammenhält, ist die „Menschheit". Es ist dasselbe, wenn der Dichter hier von einer Schmähung des „Menschenadels" redet, und wenn er alsbald gegen Voltaire, den Dichter der Pucelle, den Vorwurf erhebt, er „verhöhne das edle Bild der Menschheit" (Das Mädchen von Orleans. 1801). Der Ausdruck ist nicht von Schiller geprägt, sondern aus dem allgemeinen Schatze entnommen. „Wer unter den Sterblichen kann sagen, daß

Deutsches Seminar
München

er das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche?" fragt Herder in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" (Buch 3 Kap. 3), und in dem Titel des berühmten Buches selbst (1784) ist jenes führende Wort verewigt. Dieses Wort, wie es uns in Überschriften (Grenzen der Menschheit), in Versen und Aussprüchen von ewiger Bedeutung („Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben") bei Herder, Goethe und Schiller vielmals begegnet, hat über das Ende des Jahrhunderts hinaus zuerst und vornehmlich die Bedeutung: Wesen des Menschen, Inbegriff seiner Fähigkeiten und Eigenschaften, Menschen-Natur, „Humanität", nicht aber die heutzutage vorherrschende und Vielen allein geläufige: Summe oder Masse der menschlichen Individuen. Es findet seine Grenze nach oben in dem Worte Gottheit oder Göttlichkeit — wie es auch selber im Fortgange mehr und mehr Raum an die Ableitung „Menschlichkeit" verliert — nach unten in dem Worte „Thierheit".

> Da fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
> Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
> Und der erhabne Freudling, der Gedanke
> Sprang aus dem staunenden Gehirn,

heißt es in den „Künstlern" (1787), und so finden wir beide Begriffe noch öfters neben und gegen einander gestellt in Schillers philosophischen Abhandlungen: „Doch ist es die Menschheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einschließt. Seinem humanen Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. . . . Erst alsdann, wenn die Tugend aus seiner gesammten Menschheit hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine (des Menschen) sittliche Denkart geborgen." Sätze aus der Einleitung von „Anmuth und Würde." Auch hier empfiehlt es sich, auf Herders Hauptwerk zurückzugehen. „Bei ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Thierheit gefangen, das Wahre wird auf den irresten Wegen gesucht und die Schönheit und Aufrichtigkeit, zu der uns Gott erschuf, durch Vernachlässigung und Ruchlosigkeit verderbet." Ideen, Buch 3 Kap. 3.

„Wir müßten uns ganz an unserm Wesen und an allem, was um uns ist, irren, oder unser Beruf ist Humanität d. h. helle Wahrheit, reine Schönheit, freie und wirksame Liebe" — dies ist mit Herders Worten die erklärende Formel. Mensch sein ist etwas Hohes, ja das Höchste, die „Menschheit" ist ein „Vorzug", eine „Würde", ein „Adel", eine „Krone". So dachten die Besten. In einem erst unlängst bekannt gewordenen Briefe braucht die Herzogin Luise von Weimar, Herders Schülerin, schon im Sommer 1784 den später durch Schillers Vers verewigten Ausdruck: „Wie oft hat doch bloß der Anblick eines Guten mir die ganze Würde der Menschheit fühlen lassen". Was uns heute (leider) fast trivial anmuthet, das „Verdienet nicht, ein Mensch zu sein" in der Zauberflöte, „Ist der ein Mensch, den sie (die Güte Gottes) nicht rührt?" im Gesangbuche, das vernahm und sprach und sang der Gebildete, wie „der gemeine Mann" mit Andacht und Rührung. Und es machte einen tieferen Eindruck als heute auf den Deutschen, wenn ihm als das untrügliche Symbol seiner höheren Natur das Aufrechte seines Wuchses dargestellt wurde — „Aufrichtig ist der Mensch geschaffen" (Herder) — eine Aufforderung zur Wahrheit, Treue und Redlichkeit. Das klingt noch lange nach.

> Wir hassen die Falschen,
> Die Götterverächter,
> Wir suchen der Menschen
> Aufricht'ge Geschlechter,

verkündet „der schaffende Genius des Schönen" dem Fürstenkinde, das aus fernem Lande, aus dem hohen Kaisersaal gekommen ist und „die Huldigung der Künste" empfängt. Soll ihm ja doch ein deutsches Land zur Heimath werden. Besitzt der Deutsche „einen zu ehrlichen, geraden Sinn", und muß er im politischen Leben dafür büßen, so „blüheten bei ihm desto mehr Künste und Wissenschaften und jede Veredlung zärterer Gefühle". So hatte der Dichter ja schon einmal zu einer edeln Jungfrau gesprochen.

Nun aber erheilen sich auch die letzten Zeilen. Wann „wird des Deutschen Tag scheinen?" Schiller antwortet: „Wenn sich in das schöne Bild der Menschheit die . . . . vereinen." Er hat angesetzt „Schaften" zu schreiben. Weshalb nur hat er die Feder abgehoben? Im Fluge des Gedankens hat er nicht gleich das rechte deckende Wort gefunden. Das pflegt einem Schiller nur zu widerfahren, wenn es sich um ein eigentliches Erinnern handelt, wenn eine Reminiscenz in einem einzelnen Punkte versagt. Und dies ist hier der Fall. Schiller hat aus Herders „Ideen" ein Studium gemacht, nicht bloß damals, als er die Künstler dichtete, sondern zeitweilig auch in seinen letzten Jahren. Dies ließe sich mit zahlreichen Parallelen darthun, hier aber dürfte es genügen, das Zeugniß einer Person anzuführen, die seine Gedankengänge mitgemacht und sich in sein Innerstes eingelebt hat. „Über

Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit“, schreibt Caroline v. Wolzogen im Schlußkapitel von Schillers Leben (II. 271), „waren wir früher oft in Zwiespalt. Er achtete das Buch, aber meinen lebendigen Sinn dafür erkannte er nicht ganz. 'Ich weiß nicht, wie es mir ist,' sagte er mir, als der letzte Frühling für ihn begann, 'dies Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an und wird mir sehr lieb.' Am Schlusse des zweiten Buchs der „Ideen“ (Schluß- wie Anfangsworte prägen sich am tiefsten ein) läßt Herder nun seine Reihe glänzender Ausführungen über die Organisation des Menschen gipfeln in den Sätzen: „Man könnte, wenn man die ihm nahen Thierarten mit ihm vergleicht, beinah kühn werden zu sagen: sie seien gebrochene und durch katoptrische Spiegel aus einander geworfene Strahlen seines Bildes. Je näher ihm, desto mehr zog die Natur die Radien zusammen, um in seinem Bilde, dem heiligen Mittelpunkt der Erdeschöpfung, was sie kann, zu vereinen“. Ganz den gleichen Weg geht Schiller. Auch ihm sind die Nationen gleichsam katoptrisch zerstreute Strahlen der Humanität. Der Deutsche ist vom Weltgeiste ausersehen, alle Strahlen in sich zu vereinen zum Bilde vollkommener „Menschheit“. Was der „Künstler“ (der im Machtbereich des Schönen productive Geist) als berufener Träger der „Menschheits-Würde“ in der Gesellschaft ist, das soll der Deutsche, „im Rathe“ der Nationen sein, der wahre Vertreter der Humanität. „Ihm ist das Höchste bestimmt, die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden, und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen“. Der „Zeitkampf“, der Streit um die zeitliche Macht und Herrschaft, möge von andern Nationen ausgefochten werden. „Der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit“. Das Reich muß ihm doch bleiben.

„Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu seyn, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als die Gränzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich …“ Jeder Verehrer Schillers kennt die Sätze aus dem gemeinsamen Schreiben, mit dem Prinz Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg und Graf Ernst von Schimmelmann dem Dichter ihr Geschenk antrugen, das ihn auf drei Jahre aller Sorge um die Existenz enthob. Au nom de l'humanité ist damals viel getrogen und gesündigt worden; hier war das Wort von zwei Edlen im rechten Augenblick mit der That beglaubigt. Für Schiller, wie für Herder und viele, die es mit ihrer „Deutschheit“ ernst und aufrichtig meinten, ist es auch lebenslang ein lebendiges Wort geblieben.

Wie an der Brust des Hohenpriesters die beiden Kleinode „Licht und Recht“, so glänzten damals, mit einander verschwistert und verbunden, von den Besten fromm gehütet und getragen, „Menschheit“ und Weltbürgerthum. Erblaßt aber war, oder doch in Gefahr zu erblassen, die Vaterlands-Idee, der nationale Gedanke. Man fühlte damals noch nicht, wie vieles damit verblichen war. Nur Einzelne von den führenden Geistern hielten noch an ihr fest, während sie bei den „Künstlern“ an Kraft verlor. So Herder, der Preuße, der Mann mit dem weiten Blick über Völker und Zeiten und mit dem Sinn für das Reale politischer Zustände. Er hatte noch in den letzten Zeiten der Regierung Friedrichs den Mahnruf an Joseph II. gerichtet, dem er seine bedeutendste Gelegenheitsschrift zu Füßen legte:

> O Kaiser, Du von neun und neunzig Fürsten
>   Und Ständen, wie des Meeres Sand,
> Das Oberhaupt, gieb uns, wonach wir dürsten,
>   Ein Deutsches Vaterland!

und von ihm „ein Gesetz“, Pflege der deutschen Sprache und Cultur, ja eine „redliche Religion“, erhofft — „daß Deutschlands Söhne sich wie Brüder lieben“. Und noch an der Neige des Jahrhunderts will er seine Stimme erheben, um das nationale Gefühl zu wecken und auf das drohende Verderben hinzuweisen; nicht lange zuvor hatte ja auch Goethe noch den herrlichen Aufruf zur Erhebung in seinem deutschesten Gedichte ergehen lassen. Herders Ode „Germanien“ schlägt gewaltige, erschütternde Töne an:

> Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
> Was dir selber geschah. Fühl' es, ermuntre dich,
>   Eh die Schärfe des Siegers
>   Dir mit Hohne den Scheitel blößt.

Gegen den Riesen im Osten soll es sich wenden, den es selber Schwert und Keule schwingen gelehrt. Und dann:

> Schau gen Westen, es droht, fertig in jedem Kampf
> Vielgewandt und entglüht, strebend auf Glück und Macht,
>   Dir ein anderer Kämpfer,
>   Der dir schon eine Seite nahm.
>
> Und du säumetest noch dich zu ermannen, dich
> Klug zu einen? Du säumst, fremdlich im Zögerung,
>   Statt des „Polnischen“ Reichstags
>   Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

In diesem Ton, warnend, drohend, die nationalen Güter, Ehre und Name, Herz und Sprache hervorhebend, rollt die Ode zum Schluß; zum letzten Male entwölkt sich des Dichters Stirn —

> Träum' ich, oder ich seh welch einen Genius
> Niederschweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
> Zwei germanische Freundes-
> Hände, Preußen und Österreich.

Diese Harfe verstummt allmählich in Deutschland; Herders Gedicht ist erst nach seinem Tode (1804) gedruckt im Nachlaßbande seiner Zeitschrift „Adrastea". Aber nun darf, um keine unadäquate Vorstellung aufkommen zu lassen, nicht unerwähnt bleiben: auch Herder hat den „Reden der großen Friedensfrau", die den Deutschen jener Tage so einladend klangen, willig sein Ohr geliehen, und auch seine Feder sogar in den „Briefen zu Beförderung der Humanität", und in einer der Sammlungen dieser Briefe, wo die Frage nach „Publicum und Vaterland" der antiken Welt und der Gegenwart behandelt wird, steht das wunderliche, nur aus der Stimmung des damaligen „Publicum" heraus verständliche Wort: „Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache."

Über das Verhältniß unsrer großen Geister zur vaterländischen Idee oder über ihren „Patriotismus" zu urtheilen, erfordert tiefe Kenntnisse und eine noch tiefere Bescheidenheit. Schiller als den eigentlich patriotischen Dichter mit Hülfe etlicher Dramen-Stellen auf Kosten der übrigen herauszustreichen ist knabenhaft. Mit wenigen Sätzen läßt sich dies Thema überhaupt nicht abthun, und hier wäre wohl der Ort, ist aber nicht der Raum dazu. Man müßte Werden und Wachsen betrachten, und müßte auf die ersten Gründe zurückgehen. Man hätte auch wiederum den temporären Inhalt des Wortes Vaterland zu erwägen. Nur angedeutet kann dies alles werden.

Im Nachlaß Schillers hat sich ein Octavheft von 36 Seiten erhalten: „Geographisches Büchlein vor den Eleve Johann Christoph Friedrich Schiller bey der ersten Abtheilung auf der Solitude den 17 Juni Anno 1773. Soli Deo Gloria". Das Titelblatt von Schillers Hand, das Heft selbst (wie solche Dictate sich auf Schulen „vererben") von einem der Mitschüler. Das Dictat beginnt auf Blatt 2. „Von Teutschland. In Teutschland ist eine Monarchisch-Aristokratische Regierungsform. Es bestehet aus mehr dan 100 theils größern theils kleinern Staaten; deren Regenten zwar in ihren Landen die völlige Landeshoheit haben; sich aber um des gemeinen Besten willen ein gemeinschaftliches Oberhaupt erwählen. Dieses Oberhaupt ist der Römische Kayser. Der Kayser wird zu Frankfurth am Mayn erwählet. Der König von Sardinien [ist Verweser] in den Italienischen Reichslehen. . . . Der Reichstag zu Regensburg ist anno 1663 angefangen und währet bis jezo." Im Kurfürstencollegio wird sub litt. d Brandenburg genannt; von der Krone Preußen verlautet nichts. Seite 3: „Der Kayser als Kayser hat kein Kriegsheer. Das Heer wird von den Reichsständen gestellet. Der Kayser kan auch keinen Reichskrieg ohne Bewilligung der Reichsstände auf dem öffentlichen Reichstag anfangen, so wie er auch keine Reichssteuern und Auflagen ohne Bewilligung der Reichsstände ausschreiben kan; zuweilen werden ihm im Nothfall solche Steuern gewilliget, welche man Römer-Monathe nante, welche noch von den alten Zeiten herrühren, da die Kayser nach Rom reißten. . . ."

> Quo semel est imbuta recens, servabit odorem
> Testa diu.

sagt der alte Horaz; ganz verliert sich der Geruch nur selten. Solchen Unterricht hat auch in „Frankfurth am Mayn" der Knabe Johann Wolfgang genossen. Dann das Reichsgericht in Wetzlar. . . . „Das liebe heil'ge Röm'sche Reich, wie hält's nur noch zusammen?"

Wir besitzen die Akten, die Goethe von seiner Reise in die Schweiz, über Frankfurt, Heilbronn, Stuttgart geführt hat. Merkwürdige Urkunden, diese drei starken Fascikel vom Jahre 1797. Ein erstaunlicher Beweis von Goethes Beobachtungsgabe, die auch das mit in Betracht zieht und das thut nur der tüchtigste Beobachter, was nicht da ist. Aber zu der gleichen Art zu beobachten fühlen wir uns selbst herausgefordert. Viele Städte und Städtchen, Ortschaften, Schlösser und Dörfer, Länder und Ländchen; alle aber einzeln neben einander. Wie ein Beet, in das viele Gewächse in Töpfen eingesetzt sind (auch fremdartige Cacteen, just wie im Schülerheft des Eleve Schiller), keine Spur aber von einem Garten, geschweige denn einem Park oder Forst. Wie hätte auf einem ausgedorrten, verwahrlosten Gelände sich ein kräftiges Wachsthum hervorthun sollen? Und in einem solchen Boden lagen die Wurzeln von Goethes und Schillers „Patriotismus". Es steht anders bei Herder.

Doch genug hiervon. In dem Gemeinzustand von Deutschland war nichts gegeben, was dem Drange zum Weltbürgerthum, der damals in den Seelen der Besten lebte, nachhaltig hätte als Gegengewicht dienen können.

An der Verfassung des Reiches konnte sich niemand erbauen, an dem Verhalten der Mehrzahl der deutschen Fürsten und des „Pohlnischen Reichstags“ zu Regensburg niemand sein Genüge finden. „Im Hinblick auf jene zumal war es fast patriotische Pflicht, sich mit Schiller zu getrösten: „Deutschlands Majestät und Ehre ruhte nicht auf dem Haupt seiner Fürsten — Wohnt auf seiner Bürger Haupt“. Hatte doch der alte kernhafte Justus Möser in einem Kapitel, das Herder 1775 den „Fliegenden Blättern Von Deutscher Art und Kunst“ anreihte, die Gemeinfreien oder „die gemeinen Landeigenthümer“ als „die wahren Bestandtheile der Nation“ bezeichnet und den neuen Geschichtschreiber der Deutschen, mit Anspielung auf Friedrichs des Großen berühmtes Wort, angewiesen „aus ihnen den Körper zu bilden und die großen und kleinen Bediente der Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers zu betrachten“. Er hatte die letzte Periode der Deutschen Geschichte mit den Sätzen charakterisirt: es habe sich darin „völlig verlohren der alte Begriff des Eigenthums . . . . . Eben so ganz es sowohl der hohen als gemeinen Ehre. Erstere verwandelte sich fast durchgehends in Ferrheit — Möser meint die Unabhängigkeit vom Oberhaupte — und von der letztern: honore quiritario, haben wir kaum noch Vermuthungen, obneachtet sie der Geist der deutschen Verfassung gewesen, und ewig (hätte) bleiben sollen.“ Im letzteren Punkte stimmt der Schwabe Schiller mit dem wackern Westfalen völlig überein, und man verstände ihn unrecht, wollte man seinen Worten irgend eine persönliche Wendung und Schärfe beilegen.

5.

„Er verkehrt mit dem Geist der Welten.“

Darin gipfelt, was der Dichter zum Ruhm des Deutschen sagt, und von hier, wie von einem Aussichtspunkte, überschaut man das Ganze. „Alles was schätzbares bei andern Zeiten und Völkern auftam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er gutbewahrt; es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten.“ Zum Hüten und Ausweisen all dieser Schätze hat er den Beruf. Er hat ihn kraft des Welt-Sinnes, mit dem er vor allen andern Nationen ausgestattet ist. Diese Gabe befähigt ihn, ferne Vergangenheit und Zukunft in seinem Geiste zu verknüpfen, und aus ihr leitet sich sein Anspruch auf geistige Führerschaft her. Die Bildung, zu der er selbst aufzustreben hat, ist kosmologisch, weltbistorisch. Wer sie besitzt, der „verkehrt mit dem Geist der Welten“.

Dies ist das gemeinschaftliche Credo Goethes und Schillers. Drei Jahre nach Schillers Tode empfing Goethe die Anregung, ein Buch zur Bildung des deutschen Volkes herzustellen, eine Art Deutscher Weltbibel, oder doch die Leitung bei diesem Werke, Entwurf und Redaction zu übernehmen. Sie ging von München aus, und Schillers Mitarbeiter in den Jenaer Zeiten, Fichtes Freund, der Philosoph Niethammer, war es, der die Vorlage entworfen hatte und ihm den Antrag der bayrischen Regierung übermittelte. Bis vor wenigen Jahren wußte man von diesem vaterländischen Unternehmen nichts weiter, als was Goethe selbst in den Tag- und Jahresheften, irriger Weise unter der Jahreszahl 1807, darüber zu berichten für gut gehalten hat. Niemers „Mittheilungen“ darüber fließen nur spärlich (II. 659); aber der Getreue hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, Goethes deutsche Gesinnung hervorzuheben. Volles Licht brachte erst der Fund von Documenten, den Dr. Ludwig Trost (Königl. Bayrischer Geh. Archivar zu München), in der Geh. Registratur des Cultus-Ministeriums gehoben hat und zu Goethes 140. Geburtstage bekannt gab (Vom Fels zum Meer 1889). Hatte Goethe auch „vorläufiges Geheimniß“ auszubedungen, so blieb die Kunde doch nicht im engsten Kreise. Ein zweiter Bekannter Schillers von Jena her, der Historiker und Dichter Woltmann, übertrug sie von Berlin nach Bremen. Goethe trage sich mit der Idee, schreibt er am 1. October 1808, im bevorstehenden Winter einen Congreß ausgezeichneter deutscher Männer in Weimar zu Stande zu bringen, damit sie über Gegenstände der deutschen Kultur sich gemeinsam berathen. „Eben in diesem Zeitpunkt, wo Deutschland sich aufgelöst und seine Art von einem fremden Stern gedrängt fühlt, ist es vorzüglich rathsam, die Bande der deutschen Kultur und Literatur, wodurch wir bisher einzig als eine Nation bewahret sind, auf alle Weise fest zusammen zu ziehen.“ Woltmann hat die patriotischen Motive zuverlässig wiedergegeben. Die Absicht Goethes, Mitarbeiter zu berufen, ist verbürgt. Das Weitere könnte bloße „Sage“ sein oder eine Woltmann'sche Idee, durch den nahe bevorstehenden Erfurter Fürstencongreß geweckt. Die Thatsache, wie Woltmann sie aufgefaßt hat, ist von hoher Bedeutung. Man darf es ein Glück nennen, daß wohl Alles, was in der Angelegenheit des Volksbuchs (die „Annalen“ reden ungenau von zwei getrennten Büchern) aus Goethes Kanzlei nach München ergangen und ebenso was er an Vorbereitungen für sich zu Papier gebracht hat, das eine in München, das andre in seinem Archiv zu Tage gekommen ist. Die Veröffentlichung des gesammten Materials bleibt der Weimarer Ausgabe vorbehalten, sie wird im Laufe des nächsten Jahres erfolgen; eine Vorspende aber darf an dieser Stelle nicht fehlen. Ich gebe sie nach der Folge der von Goethe eigenhändig bezifferten Blätter.

4. Vorgesetzter Zweck. Im Allgemeinen. Auf den Charakter des Volcks, nicht auf den Geschmack ist zu wirken. . . . Von aussen stählt den Character das Tüchtige, das sich ihm als ein gleich gesundes zugesellt. Alles Kernhafte das wir im Alterthum wie in den frühern Epochen aller Nationen finden.
9. *Unde.* Frage wo ein solcher Gehalt zu finden? Für den Deutschen liegt er bereit, mehr als für andre Nationen: Das Rechte, das Tüchtige aller Zeiten und Völker.
10. Deutsches Eignes. Bildung von aussen. . . . Der Deutsche weis fremdes Verdienst anzuerkennen. Übersetzungen sind ein wesentlicher Theil unserer Litteratur.
11. Was denn vom Fremden wäre in unser Werck aufzunehmen? Alles bedeutende ist übersetzt oder zu übersetzen. Das Bedeutendste vom Bedeutenden steht uns zum Gebrauch da. Was aus allen Zeiten und Orten für Menschen aller Zeiten und Arten wichtig war. . . . Auf diesem Punct vereinigen sich alle Wege der Cultur.
12. Volckbuchs Gehalt. Welthistorisch . . . in Symbolen gefordert.
13. Biblische Form als Symbol. Die höchste Form einer solchen Sammlung finden wir in der Bibel.
14. Das jüdische Volck als günstigstes um eine Weltgeschichte in unserm Sinne anzureihen. . . . Vortheilhaftester Meridian für unsre Kosmologische Methode.
18. Das Verhältniss der Römer zu ihnen [den Griechen] ist ein Symbol des Verhältnisses der Römer gegen die Welt.
22. Hervortreten der Deutschen. . . . Deutsche nun mehr als Faden und Symbol . . . . . Tacitus [Germania] Ganz oder im Auszug.
34. [18. Jahrh.] Revolution. Anarchie Monarchie. Welthistorische Übersicht mehr als je zu wünschen.

Goethe hat gewünscht, seine Gespräche mit Schiller wären durch Schnellschrift aufgefangen und aufbewahrt worden. Wer wünschte das nicht? Aber wie ein Niederschlag ihrer Zwiesprache über den wichtigen Gegenstand muthen uns diese Aufzeichnungen an, wie das Facit gemeinsamer Erwägungen der beiden Großen, gleich denen, die vormals in Jena, dann in Weimar gepflogen wurden. Sie haben beide in den Begriff der Deutschheit als nothwendiges Merkmal das Kosmische, den Zug zum Weltganzen aufgenommen und ihn damit „emporgehoben“.

Auf Blatt 30 notirt Goethe nur im Allgemeinen: Auswärtige Mitarbeiter; keine Einzelnen. Aber unter der Rubrik Vorarbeiten steht auf Blatt 38 der Name Herder zu oberst. Und allerdings, auch Herder hätte nach Geist und Gaben hier in den engeren Ausschuß gehört. Als einen solchen hat Goethe den alten Gefährten noch 1818, gerade an seinem Todestage, vorbildlich wieder ans Licht gerufen.

> Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
> Wie überall des Menschen Sinn erspriesst,
> Horcht in die Welt, in Ton als Wort zu finden,
> Das tausendquellig durch die Länder fliesst,
> Die ältesten, die neuesten Regionen
> Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen. . . .
>
> Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
> Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
> Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
> Humanität sei unser ewig Ziel.

Herders letztes Sammelwerk, die „Adrastea“ (1801—1803), die so manches Stück der kostbaren Lebensarbeit des Rastlosen aufgenommen hat und selbst im unvollendeten Bruchwerk und Geröll viel Werthvolles birgt, leitet den Leser mehr als ein Mal zu Pfaden hin, die Schiller mit seiner Dichtung beschritten hat. Von dem Wegemüden darf man den muthvollen Führertritt Schillers und seine „Adlergedanken“ nicht erwarten. Die Gleichheit der geschichtlichen Ansicht aber ist nicht zu verkennen. So in dem Entwurf zu einem unvollendeten Kapitel, den ich aus Herders Nachlaß in meine Ausgabe (Band 24. 463) aufgenommen habe. Einige Reihen gebe ich als Beleg.

> Geschmack in Deutschland . . . [XVII. Jahrhundert]
> Vertheilung (d. h. politische Zerrissenheit) Deutschlands, Wohlleben der Höfe, Mäcenaten; . . .
> Bei dem Allen unauslöschbare Treflichkeit der Sprache;
> Poesie allein in ihr und in Tönen; . . . . .

Was wir durch die Verspätung gewonnen haben; Vorbilder u. s. w.; Entdeckung von Mißbräuchen;
Andre Nationen abgebildet; wir genialisch frisch
Unsre Sprache der griechischen nachgebildet: Kernvest, bildsam;
Fortschritte ihrer Bildung durch Zickzack Jahrhunderte hinab, ...
Lob der Deutschen Industrie; Geschichte derselben;
Wesentliche Nachtheile derselben.

Auch in poetischer Rede die Großthaten seines Volks zu feiern, hat Herder sich noch in seinen späteren Jahren aufgelegt gefühlt, und ihrem Stoffe nach darf man seine Ode wohl mit Schillers Entwurf vergleichen. Herder hielt sich nicht für einen Dichter, das Stück ist auch erst nach seinem Tode 1807 von seiner Frau mit der von ihr passend gewählten Überschrift „Deutschlands Ehre" veröffentlicht worden. Bescheiden windet Herder nach seiner Art den Kranz über ein horazisches Grundgeflecht. Nicht die Thaten der Könige und Heerführer will er singen, nicht die Kämpfe der Germanen, reifige Züge in ferne Lande zur Kaiserzeit; die Großthaten des deutschen Geistes soll seine Leier rühmen —

. . . den Adler preise,
Der mit mächtigem Klaun die Hyder faßte,
Luther singe der Welt, und vor und mit ihm
Viele Verfolgte

Weisen, süßer Melanchthon, dich vor Allen,
Dich, der glühenden Sonne sanfter Folger
In still wachsendem Glanz, so strahlet Luna
Unter den Sternen.

Eure Namen, die ihr die Welt umfaßtet,
Eure Namen, Copernikus und Kepler,
Stehn am Himmel, und mit den zwein ein dritter
Güldener Name:

Leibniz. Manche der Edeln möcht' ich nennen,
Lambert, Haller und Kleist, und Nathan-Lessing,
Auch den Lebenden, der am Belt den Rand maß
Aller Gedanken.

Es ist Kant, der Weise von Königsberg. Und nun der Schluß, der das Ideal der Zeit, den „menschlichen Helden" erglänzen läßt, und ihr „höchstes Ziel", die Humanität:

Aber schweige, mein Lied, bis einst die Sonne
Neu aufglänzet — sie ging mit König Friedrich
Unter — singe du dann den Mann und Helden
Neuer Geschlechter.

Der, wenn Jupiter hoch am Himmel donnert
Und mit Blitzen die Lüfte reinigt, unten,
Nur ein Hirte, regiert, der Menschenbrüder
Vater und Wächter.

Auch König Friedrich gründet in seiner Schrift Sur la littérature Allemande seine Aussichten und Hoffnungen nur auf die Helden des geistigen Reiches, Leibniz vor Allen, und auf das, was sie für das intellectuelle Vermögen, für Wissenschaft und Sprache geleistet haben. Auch er hebt, wie Goethe in seinen Gedanken zum Volksbuche, den Werth des Fremden und seiner rechtzeitigen Nutzung hervor, und in diesem Sinne erwartet er viel von den Bemühungen der Übersetzer. Ceux qui viennent les derniers, surpassent quelquefois leurs prédécesseurs: cela pourra nous arriver plus promptement qu'on ne le croit. . . . Nos voisins apprendront l'allemand, il pourra arriver que notre langue polie et perfectionnée s'étende d'un bout de l'Europe à l'autre. „Unsre Sprache wird die Welt beherrschen", sagt Schiller, und wir dürfen uns dieses Miteinandergehens unserer drei „Großen" wohl freuen.

6.

Sprache und Bildung, Art und Kunst, mit einem Worte seinen Charakter soll der Deutsche wahren, wenn er auch das Land der Väter nicht mehr gegen den siegreichen Feind wahren und ungeschmälert behaupten kann. Schmerzlich, wenn der Fremde übermächtig wird; viel schmerzlicher, wenn das Fremde übermächtig würde. Beuge dich nicht vor den Idolen des Auslandes und bete sie nicht an! Es klingt wie die mächtige Warnerstimme der

Propheten von Israel. Jedem „Deutschen Sohne“ ruft der Dichter zu, was er dem Sohne seines Fürsten auf die Reise nach Paris als Abschiedssegen mitgiebt: „Daß dich der vaterländische Geist begleite!“ Halte fest an deiner „Deutschheit!“ Schiller selbst fühlte sich, wie er einmal Goethe gegenüber bekennt, „in seiner Deutschheit“ bestärkt, wenn das Fremde, Fremdartige in einer bedeutenden Persönlichkeit, wie Frau von Staël, ihm nahe trat. Jetzt aber ist es schwerer Ernst. Wenn aus den Blättern des Baumes die ursprüngliche Farbe, das Jugendgrün weicht, so sind sie reif zum Fallen; so die Völker, bei denen die Vätersitte, die einig frische und junge, sich verfärbt und dem changeant der Fremde Platz zu machen beginnt. Darum bringt der Dichter in seine Landsleute, der Heimath und Landesart treu zu bleiben: „hier sind die starken Wurzeln eurer Kraft!“ Bricht auch der Winter die dürren Äste ab, der Stamm, der „Kern“ im Innersten bleibt gesund, und die Krone belaubt sich immer von neuem. Aus dieser Überzeugung quillt Schillers Wort; nicht hier allein, sondern in mehreren allbekannten Gedichten dieser Jahre (1800—1802). Wenn aber in diesen der „Franke“ mit seiner Kunst und seinem Witz allein bekämpft wird, so macht Schiller hier gegen die beiden Nationen Front, durch deren politisches Übergewicht er die heiligsten Güter seines Volkes gefährdet sieht. Wir haben diese Partie der Dichtung nur in erster, noch ganz skizzenhafter Anlage vor uns; schon aus ihr sprühen uns Funken, dröhnt uns der gewaltige Schlag des Hammers entgegen.

Zu dem, was hier mehr blitzartig hervorbricht, findet sich ein merkwürdiges Seitenstück in der gleichzeitigen Litteratur: das Urtheil eines deutschen Denkers über den Britten und den Franken. Es steht in dem anonym 1799 zu Berlin erschienenen Buch Schleiermachers: „Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern“, und zwar gleich im Eingang der ersten, „Apologie“ benannten Rede. Schleiermacher will sich an die „Weisen und Verständigen seines Volks“ wenden. „Wo anders wären hier für meine Rede? Es ist nicht blinde Vorliebe für den väterlichen Boden oder für die Mitgenossen der Verfassung und der Sprache, was mich zu reden macht, sondern die innige Überzeugung, daß ihr die Einzigen seid, welche fähig und also auch würdig sind, daß der Sinn ihnen aufgeregt werde für heilige und göttliche Dinge. Jene stolzen Insulaner, welche viele unter euch so ungebührlich verehren, kennen keine andere Losung als gewinnen und genießen; ihr Eifer für die Wissenschaften, für die Weisheit des Lebens und für die heilige Freiheit ist nur ein leeres Spiegelfechten. So wie die begeistertsten Verehrer der letztern unter ihnen nichts thun, als die nationale Orthodoxie mit Wuth vertheidigen . . . , so ist es ihnen eben nicht mehr Ernst mit allem Übrigen, was über das Sinnliche und den nächsten unmittelbaren Nutzen hinausgeht. So gehen sie auf Kenntnisse aus, so ist ihre Weisheit nur auf eine jämmerliche Empirie gerichtet, und so kann ihnen die Religion nichts anders sein als ein todter Buchstabe . . . . Aus andern Ursachen wende ich mich weg von den Franken, deren Anblick ein Verehrer der Religion kaum ertragt, weil sie in jeder Handlung, in jedem Worte fast ihre heiligsten Gesetze mit Füßen treten. Die frivole Gleichgültigkeit, mit der Millionen des Volks, der wüstige Leichtsinn, mit dem einzelne glänzende Geister den erhabensten That des Universums zusehen, die nicht nur unter ihren Augen vorgeht, sondern sie alle ergreift und jede Bewegung ihres Lebens bestimmt, bewegen zur Genüge, wie wenig sie einer heiligen Scheu und einer wahren Achtung fähig sind. Und wie verabscheut die Religion mehr, als den gräßlichen Übermuth, womit die Herrscher des Volks den ewigen Gesetzen der Welt Trotz bieten? Was schärft sie mehr ein als die bescheidene und demüthige Mäßigung, wovon ihnen auch nicht das leiseste Gefühl etwas zuzurufen scheint? . . . . Von dem Bilde der Irreligiosität wendet der Redner sich ab und richtet den Blick zur Heimath hin. „Hier“, verkündet er beruhigt, „muß die Religion eine Freistatt finden vor der plumpen Barbarei und dem kalten witzigen Sinn des Freigeistes.“

Hat Schiller die „Apologie“ gekannt? Es würde sicherlich in dem Verfasser einen Gesinnungsgenossen anerkannt haben. Es mag hier nur eine Parallele hervorgehoben werden. „Nicht Redner sind seine (des Deutschen) Weisen — darum blieb ihm das Heilige heilig.“ Nicht aus Rhetoren- und Sophistenschulen sind sie hervorgegangen, wie einst Lucian und in unsern Zeiten Voltaire, will das sagen. Auch zu dem strengsten und härtesten Worte Schleiermachers giebt es eine Resonanz bei Schiller:

Der allem heilig die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen,
Dem Banausen sind sie Sinn.

Es ist mit diesem Citate in den Kreis unserer Betrachtung ein Gedicht gerückt, welches sich offenbar aus unserem Entwurf heraus selbständig gestaltet hat; die zwei Strophen, die Schiller 1803 mit der Benennung „Die Antiken in Paris“ veröffentlicht hat. Bezeichnender Weise kehren sie in dieser ausgebildeten Gestalt das Antlitz nicht mehr nach London hin. Zweifellos aber sind aus demselben Boden auch die drei Strophen aufgegangen, die wir unter dem Namen „Die Deutsche Muse“ kennen. Dem Plane unserer Dichtung nach mußte mit und neben der

freien Wissenschaft auch die im vollsten Sinne freie Kunst des Deutschen gepriesen werden. Dies aber ist der Inhalt des dreistrophigen Gedichts. Es gehört ganz und gar in den Rahmen der größeren Dichtung. Nicht bloß keimhafte Ansätze dazu blicken aus dem Entwurf hervor, sondern vor allem der stolze Grundgedanke, das „Selbst erschuf er sich den Werth". Gegen das Zeugniß eines solchen Geburtsscheines will die Datirung 1800, die Schiller dem Gedichte mitgegeben hat, als er es für den zweiten Band der neuen Auflage seiner Gedichte (1803 erschienen) zurecht legte, nichts besagen. Er hat sich eben geirrt; das ist ja auch (wie gelegentlich oben an einem Beispiel dargethan werden konnte) öfters seinem großen Freunde widerfahren, der doch diese Dinge mehr akten- und kalendermäßig zu behandeln liebte, als der jüngere Poet.

* * *

Auf einem der kleinsten Stücke der Kaiserlichen Schenkung von 1898, deren im Eingang Erwähnung geschah, einem schmalen Streif, steht der Rest einer Abschrift des uns allen wohlbekannten Liedes zu Deutschlands Ehre: Ir sult sprechen willekomen! mit untergeschriebenem Namen: Walther von der Vogelweide. Die letzten Zeilen der dritten Strophe: Ich hân lande vil gesehen —

nû was hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Auf der andern Seite aber steht in kräftigen Zügen von Goethes Hand geschrieben:

Der ächte Deutsche
bezeichnet sich
durch mannigfaltige Bildung
und Einheit des Charakters

Weimar d. 10ten Jan.
1817 JWvGoethe

Wir erinnern uns der Niederschrift auf Blatt 4 der Vorarbeiten zum Volksbuch: Auf den Charakter des Volcks, nicht auf den Geschmack ist zu wirken. Auf demselben Blatte findet sich das Wort

> Der Character überhaupt äussert sich in der Fähigkeit zu wircken, gegen zu wircken und was mehr ist sich zu beschräncken, zu dulden, zu ertragen.

Der letzte Satz mag mit stiller Bezugnahme auf Fichtes Reden an die deutsche Nation geschrieben sein, die, im Winter 1807 auf 1808 gehalten, unlängst erst erschienen waren; ihre Vorrede ist „Berlin, im April 1808" datirt. Denn ein so energisches „Gegenwirken" mußte dem älteren Manne bei seiner Auffassung der politischen Lage damals noch verfrüht erscheinen. Er summte sein altes Lied: „Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit". Das „Dulden und Ertragen" aber, das er zur Zeit noch für geboten hielt, sollte nicht im mindesten ein thatenloses Hinleben sein, ihm bedeutete es vielmehr ein stilles, heimliches Kräftesammeln. Zum Wirken und zur That hat er immerfort seine Deutschen mahnen wollen, wie der herrliche Freund selber, mit dem er still weiter lebte in dem Vorsatz und Sinne, dem Tagewerk des zu früh Entrückten eine Folge zu geben. Er kannte den ächt deutschen Spruch: Aus der Noth eine Tugend machen.

Wollen wir Schillers patriotisches Gedicht aus Schillers Sinn und Art heraus würdigen, so müssen wir dies Wort hier wiederholen. Aus der Noth seines Volkes und der ihm drohenden Bedrückung gerade hat Schiller den Impuls geschöpft, es in seiner Tugend und Tüchtigkeit darzustellen. So hat er den Entwurf gemacht zu einer „Aristeia Deutschlands". Ich gebrauche das griechische Wort so wie Goethe es angewandt hat, indem er Bettinas Niederschrift über die Frau Rath mit dem Namen „Aristeia der Mutter" ehrte: es ist die Bezeichnung derjenigen Gesänge der Ilias, welche dem Hervorragen einzelner Helden im Kampfe gelten. Im geschichtlichen und im prophetischen Sinne hat Schiller seinen großen Plan auszuführen gedacht, und so ist schon in seiner unvollendeten Gestalt das Gedicht einem mächtigen Scheinwerfer gleich, der von hoher Warte die Massen und Gebreite hinterwärts, dann vorwärts weithin beleuchtet.

„In Harren und Krieg", wie nach Goethes Wort Blücher, der Vorkämpfer, durch „Wirken und Gegenwirken" hat ſich das Deutſche während des folgenden Jahrhunderts „ſeinen politiſchen Zuſtand emporgehoben". Im neuen Reich auf neue Werke, auf neuen Bahnen „verkehrt er mit dem Geiſt der Weiten". Die alten Sterne müſſen ſeine Leiter bleiben. Er darf die alten Verkehrswege und Verſtändigungsmittel nicht verlaſſen noch aufgeben; er wird es nicht thun, wenn er ſich auf ſeinen Vortheil verſteht. Der Art der Väter getreu wird er ſich frei halten von dem Hange, „die nationale Orthodoxie mit Wuth zu vertheidigen" — der deutſche Denker, deſſen Worte ich anführte, behilft ſich mit dieſer Umſchreibung, und noch heute können wir, was er meint, nur mit einem traditionellen, für uns inhaltloſen Fremdworte bezeichnen. Schillers Vermächtniß iſt uns kein leeres Wort, kein vergilbtes Papier. Es möge lebendig wirken und fortwirken auch in der urkundlichen Geſtalt, wie es jetzt hervortritt. Der Wunſch, in welchem urſprünglich Goethes „Epilog zu Schillers Glocke" auf der Bühne von Weimar ausklang, ſoll darum auch das zuverſichtsvolle Schlußwort ſein, mit dem wir unſern Freunden Schillers Blätter darreichen:

O möge doch den letzten heil'gen Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen.

Geſchrieben Weimar, den 9.—12. November 1902.